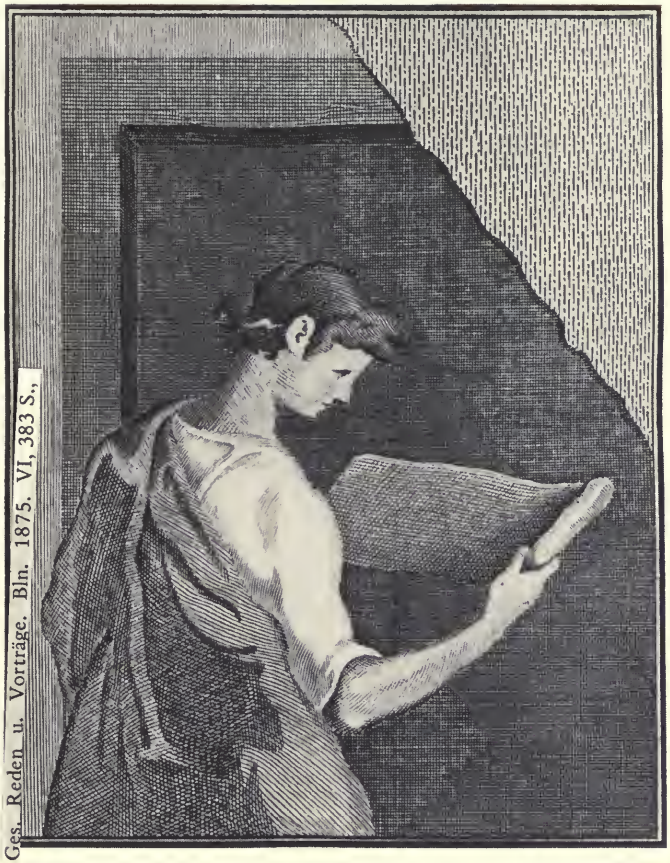
DR. RUDOLF HABELT
Buchhändler u. Antiquar
BONN/RHEIN
Am Buchenhang 1

Schulten.



Ges. Reden u. Vorträge. Bln. 1875. VI, 383 S.,

2601 CURTIUS: Alterthum u. Gegenwart.

THE GETTY RESEARCH INSTITUTE LIBRARY

Halsted VanderPoel Campanian Collection

Alterthum und Gegenwart.

Gesammelte Reden und Vorträge

von

Ernst Curtius.

Berlin, 1875.

Verlag von Wilhelm Hertz.

(Besser'sche Buchhandlung.)

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Meinen Jugendfreunden

Emanuel Geibel und Heinrich Kruse.

THE GETTY RESEARCH
INSTITUTE LIBRARY

Vorwort.

Indem ich dem amtlichen Berufe, der mir seit 1856 in Göttingen, seit 1869 an der Berliner Universität oblag, in der Weise zu entsprechen suchte, daß ich in jeder Rede einen Gegenstand der Alterthumswissenschaft behandelte, welcher geeignet schien, das Interesse aller Gebildeten in Anspruch zu nehmen, entstand zwischen den einzelnen Festreden ein ungesuchter Zusammenhang, so daß eine Sammlung derselben unter dem gemeinsamen Titel, den ich ihr gegeben habe, erscheinen kann. Zwölf derselben sind in der Aula der Georgia Augusta bei der jährlichen Preisvertheilung am vierten Junius gehalten worden und zum größeren Theil in den »Göttinger Festreden« 1864 herausgegeben. Mit den an Königs Geburtstag in der Berliner Aula gehaltenen vereinigt, bilden sie zusammen eine Reihe von Zeugnissen des deutschen Universitätslebens in einer für die vaterländische Geschichte so wichtigen Periode, und wer die in der Inhaltsangabe beigefügten Jahreszahlen beachtet, wird die Zeitverhältnisse, unter denen die einzelnen Reden gehalten sind, überall anklingen hören, wenn ich auch nur einmal (1871) den Gegenstand der Rede

ganz aus der Gegenwart entnommen habe. Außer den Universitätsreden sind zwei Vorträge (17 und 21) aufgenommen worden, welche ich als Sekretar der K. Akademie der Wissenschaften in öffentlichen Sitzungen derselben gehalten habe. Der fünfte Vortrag ist im Namen des Architektenvereins in Berlin am Schinkelfeste gehalten, der folgende im »wissenschaftlichen Vereine«, der in der Singakademie seine Vorträge hält.

Es ist die schönste Aufgabe der klassischen Philologie, das Unvergängliche von dem, was im Alterthume gedacht und geschehen ist, lebendig zu erhalten und für die Mitwelt fruchtbar zu machen. Möge der Beruf unserer Alterthumswissenschaft, dieser Aufgabe zu genügen, so wie die unversiegbare Lebensfülle der antiken Welt sich auch in dieser Sammlung bewähren!

Inhalt.

Seite.

1. Das Mittleramt der Philologie (4. Juni 1857.) 1
2. Das alte und neue Griechenland (4. Juni 1862.) 22
3. Rom und die Deutschen (4. Juni 1860.) 41
4. Der Weltgang der griechischen Cultur (4. Juni 1853.) 59
5. Die Kunst der Hellenen (An Schinkel's Geburtstag 13. März 1853.) . . . 78
6. Kunstsammlungen, ihre Geschichte und ihre Bestimmung (Im wissenschaftlichen Vereine 1870.) 94
7. Die öffentliche Pflege von Wissenschaft und Kunst (22. März 1872.) . 116
8. Der Wettkampf (4. Juni 1856.) 132
9. Arbeit und Muße (22. März 1875.) 148
10. Die Unfreiheit der alten Welt (4. Juni 1864.) 163
11. Die Freundschaft im Alterthume (4. Juni 1863.) 183
12. Die Gastfreundschaft (22. März 1870.) 203
13. Die Idee der Unsterblichkeit bei den Alten (4. Juni 1861.) 219
14. Der Gruß (22. März 1873.) 237
15. Wort und Schrift (4. Juni 1859.) 251
16. Der historische Sinn der Griechen (4. Juni 1866.) 269
17. Philosophie und Geschichte (Leibniztag in der K. Akademie der Wiss. 1873.) 287
18. Die Bedingungen eines glücklichen Staatslebens (4. Juni 1860.) . . 301
19. Die patriotische Pflicht der Parteinahme (4. Juni 1867.) 321
20. Die Weihe des Siegs (22. März 1871.) 341
21. Die Idee des Königthums in ihrer geschichtlichen Entwickelung (Geburtstag Friedrich's II. in der K. Ak. der W. 1874.) 356
22. Große und kleine Städte (22. März 1869.) 369

I.

Das Mittleramt der Philologie.

Jede Feier, welche den alltäglichen Gang unserer Beschäftigungen unterbricht, hat ihre wesentliche Bedingung in der Gemeinsamkeit. Denn es liegt jeder öffentlichen Feier das Bewußtsein zu Grunde, daß alles Gute und Schöne, zu dessen Verwirklichung der Mensch berufen ist, ihm erst dann recht gelinge, wenn er nicht mit vereinzelter Kraft seinem Ziele gegenüber stehe, sondern mit Anderen zu einem Vereine verbunden, in dessen Mitte alle Lebensthätigkeiten sich steigern und alle Einzelkräfte sich stärken, ordnen und veredeln. Im Anschlusse an ein größeres Ganze, an Haus und Stamm, an Staat und Kirche, ist das Beste, was Menschen gelungen ist, zu Stande gekommen. Das ist die Ueberzeugung, welche jeder Festtag neu beleben und stärken soll. Denn bei den selbstischen Trieben, welche unserer Natur eingepflanzt sind, regen sich überall die Sondergelüste, die lauernden Feinde jeder größeren Gemeinschaft.

Darum hat man zu allen Zeiten den geordneten Staat als das Schwierigste und Größte betrachtet, was menschliche Weisheit hervorbringen kann, weil in ihm eine Menge eigenwilliger Persönlichkeiten in einen höheren Gesammtwillen aufgehen, und die Alten haben diese sittliche Grundlage politischer Vereinigung in dem schönen Worte ausgedrückt, daß es die Freundschaft sei, welche den Staat zusammenhalte.

Wenn nun schon im großen Kreise der Staatsgemeinschaft diese einträchtige Gesinnung so unentbehrlich ist, wie im Chorgesange die Harmonie der Stimmen, wie viel mehr in dem engen Kreise von Berufsgenossen, die täglich für einen gemeinsamen Zweck mit einander arbeiten, die recht eigentlich dazu berufen sind, sich gegenseitig zu ergänzen und mit Rath und That einander nahe zu sein! Wahrlich, hier ist die gegenseitige Befreundung nicht nur ein anmuthiger Schmuck, nicht nur das Ehrenkleid der Anstalt, sondern ihr Lebensprincip, dessen Verläugnung ihr Gedeihen sofort gefährden würde. Dies fühlen wir Alle, und nirgends scheint mir eine Beweisführung dieses Satzes weniger am Orte zu sein, als in der Aula unserer Universität, welche, so lange sie besteht und blüht, diese geistige Genossenschaft als ihr bestes Gut erkannt und gepflegt hat. Sie ist der Boden, aus dem wir Kraft entnehmen, so oft wir ihn berühren; sie ist die Lebensluft, in der wir uns stärken und erfrischen, und je weniger es bei uns, wie etwa zwischen Haus- und Familiengenossen, ein angeborenes und instinktartiges Gefühl ist, das uns verbindet, um so mehr soll es ein freies, sittliches und bewußtes sein, ein Gefühl des geistigen Zusammenhanges, in welchem wir, wenn auch aus Nord und Süd und unter Einwirkung vieler scheinbarer Zufälligkeiten hier vereinigt, dennoch des festen Glaubens sind, daß Jeder von uns auch nach einer höheren Ordnung der Dinge an seinem Platze stehe und unter den gegebenen Verhältnissen mit seinen Amtsgenossen zu wirken berufen sei. Auf diesem Gefühle des Zusammenhangs und der brüderlichen Einigkeit beruht das Wohl des Ganzen wie das aller einzelnen Theilnehmer, und jede Universitätsfeier fordert uns auf, von Neuem zu reiner Harmonie die Saiten zu stimmen.

Aber es wäre doch nicht wohl um unser Gemeinwesen bestellt, wenn diese Harmonie nur auf der Stimmung des Wohlwollens und auf der Freude an einem vertraulichen Zusammenleben beruhte; sie muß einen andern, einen breiteren und festeren Boden haben, und zwar im Gegenstande des Berufs,

in der Wissenschaft selbst, deren Pflege uns verbindet. Das Wesen einer deutschen Universität beruht auf der Auffassung der Wissenschaft als eines Ganzen; es steht und fällt mit dieser Auffassung.

So wenig aber auch diese Wahrheit in ihrer allgemeinen Geltung angefochten wird, so schwierig ist ihre Verwirklichung, und diese Schwierigkeit — wer fühlt es nicht? — wächst von Tage zu Tage. Die Alten hatten noch das schöne Vorrecht, das menschliche Wissen als einen Schatz zu betrachten, dessen Aneignung dem Einzelnen gelingen könne, und in ihren Sprachen wird die Wissenschaft als eine einheitliche bezeichnet. Seitdem aber nach Zersprengung der mittelalterlichen Formen die Wissenschaft eine neue und freie Entwickelung genommen hat, ist auch auf ihrem Gebiete die Theilung der Arbeit immer nothwendiger geworden, immer engere Felder sind mit scharfen Linien umgränzt; jeder einzelne Zweig hat eine besondere Geschichte und Litteratur und nimmt ein ganzes, arbeitsvolles Menschenleben in Anspruch. Auf dieser Arbeitstheilung beruht, wie Niemand verkennen kann, die ganze Bedeutung der wissenschaftlichen Leistungen in den einzelnen Fächern, und doch steht ein großes, wichtiges Gut dabei auf dem Spiele. Diese Gefahr wird gefühlt; es wird beklagt, daß die Gelehrten mehr neben einander, als mit einander arbeiten, daß sie sich in ihren Einzelfächern immer strenger und enger absondern, daß die Scheidewände immer höher und undurchsichtiger werden. Die wissenschaftlichen Organe, welche zu großem Nutzen nationaler Bildung unter Betheiligung der hervorragendsten Männer unseres Volks die gemeinsamen Interessen wissenschaftlicher Bildung vertraten, sind nach einander verstummt; die Versuche, sie durch neue zu ersetzen, sind meistens gescheitert, und wie die Gelehrten mehr als sonst ihre besonderen Wege gehen, so wirkt dies auch auf die Jugend zurück, welche frühzeitig anfängt, die besonderen Kenntnisse ihres Studienfachs allein in das Auge zu fassen, ohne den allgemeinen Wissenschaften die Aufmerksamkeit zu widmen, welche früher als Bedingung jeder höheren Bildung angesehen wurde.

Die Klage über die zunehmende Entfremdung unter den Wissenschaften bezeugt, wie tief in uns das Bedürfniß wohnt, sie als ein Ganzes anzusehen. Wir können dies Gefühl ein philosophisches Bedürfniß nennen; es ist ein Streben nach allgemeinen Wahrheiten, das nicht bloß in einzelnen, unstäten Erscheinungen auftritt und nicht bloß als ein besonderes Fach neben den anderen sich geltend macht, sondern wie ein Grundton alle tiefere Forschung begleitet; ein Streben, das sich nicht zufrieden giebt bei dem Erfolge einzelner Facharbeiten und bei der Lösung bestimmter Probleme, sondern aus den entlegensten Gebieten der Forschung die Gedanken immer wieder heimführt zu dem gemeinsamen Ursprunge alles Denkens und Forschens, wo die höchsten Fragen des menschlichen Geistes auch die nächsten sind.

Wollen wir dies Gefühl schelten oder als eine Schwäche verurtheilen? Gewiß nicht; denn wenn unserm Volke ein besonderer wissenschaftlicher Beruf zu Theil geworden ist, so liegt er am deutlichsten in dieser geistigen Ungenügsamkeit bezeugt, in diesem Durste nach Erkenntniß, welcher im Einzelnen keine Befriedigung findet. Denn wie aus enger Stubenluft der gesunde Mensch sich hinaussehnt in die freie Atmosphäre, wo er tiefer und voller Athem holen kann, so hat auch der Geist ein gerechtes Bedürfniß, aus dem umgränzten Fache, in das er sich mit aller Kraft vertieft hat, zur Erkenntniß des großen Zusammenhangs der Dinge vorzudringen. Darin liegt die Bewahrung vor einem handwerksmäßigen Betriebe der Wissenschaft, darin zugleich das nationale Gepräge und die Weihe deutscher Wissenschaft.

Wenn also dies allgemeine wissenschaftliche Streben ein philosophisches ist, so könnten wir wohl das alle Universitätsstudien Verbindende, nach dem wir suchen, mit keinem treffenderen Namen bezeichnen, als mit dem der Philosophie, und wer würde sich sträuben, seine besondere Wissenschaft der Weisheitsliebe unterzuordnen, welche wir als Anfang und Ende, als Keim und Blüthe aller menschlichen Forschung ansehen müssen?

Diese Philosophie kann aber, wenn sie in der That das aller Einzelforschung zu Grunde liegende, allgemeine wissenschaftliche Bewußtsein aussprechen, wenn sie das todte und gleichgültige Nebeneinander der einzelnen Fächer zu einem lebendigen und organischen Ganzen verbinden soll, nicht eine solche sein, welche vornehm und spröde den andern Fächern gegenüber steht und die Wahrheit ausschließlich in einer bestimmten Lehrform geltend machen will. Denn dogmatischer Eigensinn ist dasjenige, was gewiß am allerwenigsten geschaffen ist, Verschiedenartiges zu verbinden und Gegensätze zu versöhnen. Denn er ist seiner Natur nach unverträglich und reizt zum Widerspruche; die Freiheit unbefangener Forschung fühlt sich gefährdet und verletzt, wenn die Philosophie derselben gewisse Formen aufnöthigen, ja wohl gar ihre Resultate aus höheren Standpunkten voraus bestimmen will, so daß dem Fachgelehrten die unwürdige Stellung zugemuthet wird, daß er handwerksmäßig die Aufgaben nachzurechnen habe, welche eine divinatorische Intelligenz schon gelöst hat.

Die leidenschaftliche Stimmung, mit welcher sich die Wissenschaften gegen jede Bevormundung dieser Art aufgelehnt haben, ist noch nicht verschwunden; die Philosophie aber hat längst andere Wege eingeschlagen, und jener Mann selbst, welcher zuletzt mit dem königlichen Ansehen des Weltweisen unter uns wandelte, hat in ernstem Schweigen, dessen Siegel erst der Tod gelöst hat, sein halbes Leben darauf hingewendet, durch die Geschichte des menschlichen Geistes den Geheimnissen der Philosophie näher zu kommen.

Die gestörte Eintracht zwischen der Philosophie und den anderen Wissenschaften konnte in der That nicht besser und fruchtbarer wieder hergestellt werden, als indem sie ihre Aufgabe darin erkannte, die Thatsachen zu begreifen, die Thatsachen in der Geschichte des menschlichen Geistes, indem sie der Entwickelung des denkenden Bewußtseins durch alle Stufen nachdenkend folgt, andererseits die Thatsachen der natürlichen Welt, indem sie die den flüchtigen Erscheinungen zu Grunde liegenden Gesetze aufspürt und der Arbeit des Forschers mit

fördernder Theilnahme zur Seite geht, einseitigen Richtungen und Abwegen vorbeugend, überall vom Einzelnen den freien Blick zur Erkenntniß des Allgemeinen hinwendend. So schließt sich die Philosophie, welche das wissenschaftliche Bewußtsein jeder Zeit zu klarem Selbstbewußtsein zu führen berufen ist, derjenigen Richtung an, die wir mit gutem Rechte als die Hauptrichtung der heutigen Wissenschaft bezeichnen dürfen, ich meine die geschichtliche; ein Ausdruck, welchen wir um so mehr berechtigt sind, auf die beiden großen Hälften des menschlichen Wissens auszudehnen, als unsere Sprache selbst das Wort Geschichte auf das Gebiet der Naturwissenschaften überträgt.

Die Theologie kennt keine höhere Aufgabe, als die Geschichte des Reiches Gottes zu begreifen; die Rechtswissenschaft kennt kein Recht als das geschichtlich gewordene; die Medicin hat, so weit sie theoretische Wissenschaft ist, kein anderes Ziel, als das mit den Naturwissenschaften gemeinsame, in die Geschichte der Schöpfung einzudringen. Kurz, so viel Gruppen von Thatsachen es giebt, welche einen geschlossenen Kreis bilden und eine besondere Forschung in Anspruch nehmen, so vielfach gliedert sich die große Wissenschaft und mögen nun diese Thatsachen in der Entwickelung des menschlichen Geistes vorliegen oder in der Bewegung der Gestirne, in Raum- und Zahlverhältnissen, in dem beseelten Organismus, in den irdischen Stoffen oder in den unsichtbar wirkenden Kräften der Natur, ein Streben geht durch alle Forschung hindurch, in dem Gegebenen den Grund des Seins, in den Bewegungen den Trieb, in den Erscheinungen die Ursache, in dem Zufälligen den einwohnenden Zweck und in dem Vereinzelten den Zusammenhang zu erkennen. In diesem Sinne geht alles wissenschaftliche Forschen in Menschen- und Naturgeschichte auf.

Wenn nun eine Wissenschaft vor allen anderen Geschichte heißt, so hat dies darin seinen Grund, daß uns hier die Geschichte werdend entgegentritt, daß wir Menschen selbst mit allem, was wir sind, in diesem Werden mitten inne stehen, und wie der Mensch dem Menschen näher ist als Thier und Pflanze, von denen er sich nährt, als die Luft, in der er

athmet, so ist auch seine Geschichte zu kennen unser nächstes und tiefstes Bedürfniß. Die Beziehung zu ihm bleibt doch auch in aller Naturbetrachtung das Ziel der Forschung; denn jedes erkannte Naturgesetz ist doch nichts Anderes, als das Durchbrechen einer Schranke, welche den Menschengeist hemmend umgiebt, eine neue Verbindung und Versöhnung zwischen der Masse des Stoffs und dem lebendigen Geiste, welcher aus göttlichem Odem im Menschen lebt. Und so gewiß wie jeder Einzelne ein Glied des großen Geschlechts ist und sich selbst nur verstehen kann im Zusammenhange des Ganzen, so ist das Zurückgehen in die Geschichte der Menschheit für Jeden unter uns ein Besinnen auf sich selbst, ein Vertiefen des eigenen Bewußtseins, eine Aneignung dessen, was von Rechtswegen sein Eigenthum ist. In der geschichtlichen Forschung entfaltet der Menschengeist seine erfolgreichste Thätigkeit; er vernichtet die Schranke, welche die kurze Spanne eines Einzellebens von dem Vorangegangenen trennt; er rettet aus der Zeiten Fluth, was nicht für einen vorübergehenden Augenblick, sondern für alle Jahrhunderte Bedeutung hat. Er begnügt sich nicht, allgemeine Gesetze zu erkennen und den zerrissenen Zusammenhang der Erinnerung wieder herzustellen, sondern mit schöpferischer Kraft, welche zu der Forschung hinzutreten muß, weiß er das Todte zu erwecken und das Verblichene mit neuem Leben zu beseelen, so daß die edelsten Geister, welche Spuren ihres Wirkens zurückgelassen haben, wie Zeitgenossen um uns stehen und gleichsam in vertraulichem Wechselgespräche mit uns verkehren.

Eine solche Geschichtsforschung kann keine isolirte Stellung neben den anderen Wissenschaften einnehmen, sondern wie jedes Studienfach seine nahe Beziehung zum Menschen und seiner Geschichte hat, so kann auch der Historiker, wenn er sich nicht mit Erzählung äußerlicher Begebenheiten begnügen will, seiner hohen Aufgabe nicht genügen, ohne mit freiem Blicke das ganze Menschenleben zu umfassen und so überall die Gebiete der andern Wissenschaften, der Rechtswissenschaft, der Theologie, wie der Naturkunde zu berühren.

Nur ein Theil der Menschengeschichte scheint ein ganz abgeschlossener zu sein, ein nach Raum und Zeit abgelegenes Gebiet der Forschung, ich meine die Geschichte des Alterthums, dessen Völker und Staaten fast spurlos vorübergegangen sind. Seitdem aber ist, wie uns unsere Jahresrechnung täglich ins Gedächtniß ruft, ein neuer Anfang gemacht worden, und was jenseit desselben liegt, scheint mehr als alles Andere dem Sonderinteresse eines einzelnen Fachs anheim zu fallen.

Und doch ist es so ganz anders! Dennoch ist gerade dieser Theil der allgemeinen Geschichtskunde bei dem Auseinandergehen der Universitätsstudien, wie mir scheint, vorzugsweise berufen, ein Band des Einverständnisses und ein Mittelpunkt gemeinsamer Interessen zu werden.

Freilich ist ein Gegensatz da zwischen Antik und Modern; eine Kluft zwischen allem Vorchristlichen und Nachchristlichen, wie sie in der Geschichte nicht größer vorhanden ist. Aber gerade deshalb hat auch der Theil der Geschichte die größte Aufgabe, welcher jene getrennten Hälften zu verbinden und den Zusammenhang des geschichtlichen Bewußtseins, wo er am vollständigsten zerrissen scheint, wieder herzustellen hat. Denn wenn die Gegenwart ununterbrochen von der Vergangenheit zu lernen hat, so hat sie ohne Zweifel dort am meisten zu lernen und von dort am meisten einzutauschen, wo bei einem hohen und unerreicht gebliebenen Grade der Ausbildung alle Lebensverhältnisse von den unsrigen durchaus verschieden sind und ihnen fremd gegenüber stehen.

Aber die alte Welt ist uns keine ferne und fremde geblieben. Sie war verloren und ist wieder gefunden, und dies Wiederfinden der alten Welt ist eine Epoche in der neueren Culturgeschichte geworden. Dadurch ist die Menschheit nicht nur von Neuem in den Besitz reicher Güter eingesetzt worden, welche ihr abhanden gekommen waren, sondern es sind auch so viel neue Lebenskräfte geweckt und gelöst worden, daß dadurch an innerer Energie die Völker erstarkten und innerhalb ihrer eigenen Geschichte zu den größten Leistungen befähigt wurden.

Kein Volk hat sich diesen Segen so angeeignet, wie das deutsche, und seine bedeutendsten Thaten auf dem Gebiete der geistigen Entwickelung, die That der Reformation wie die Vollendung seiner nationalen Litteratur, beruhen auf der Befruchtung, welche der deutsche Geist aus dem Alterthume gewonnen hat. Der Geist des Alterthums ist eine Macht der Gegenwart, eine überall nahe und einflußreiche Wir ahnen es selbst kaum, wie die Perioden, in denen wir denken und schreiben, die Bilder der Sprache, die wir anwenden, wie der Maßstab unserer Beurtheilung geistiger Erzeugnisse, wie die Formen der Gebäude und Gefäße, wie Kunst und Handwerk unter dem Einflusse jenes Geistes stehen. So ist es allmählich dahin gekommen, daß kein Theil der Menschengeschichte uns näher und innerlich verwandter ist, als das klassische Alterthum.

Diesen Zusammenhang zu erweisen ist auf einer deutschen Universität am wenigsten nöthig, weil hier bei den Lehrern wie bei den Jüngern der Wissenschaft die klassische Bildung der gemeinsame Boden ist, auf welchem sie Alle stehen. Aber sie wird nicht nur als die nothwendige Vorbedingung aller Gelehrsamkeit vorausgesetzt, um dann bei Seite gelegt zu werden, sondern es werden fast in allen Fächern die Gelehrten durch eigene Forschung in das Alterthum zurückgeführt, wo alle Wissenschaft zu Hause ist.

Selbst die Theologie kann das heidnische Alterthum nicht verabsäumen, wenn sie, wie es ihre Aufgabe sein muß, die Entwickelung des religiösen Bewußtseins im ganzen Verlaufe der Menschengeschichte zu verfolgen sucht. Hat man doch längst der oberflächlichen Ansicht entsagt, nach welcher die alten Völker sich gleichgültig gegen das Göttliche verhalten haben sollen, nach welcher ihre Götter nur Spielzeuge der Phantasie und die mächtigste Kraft, welche eine Menschenbrust beseelen kann, die des religiösen Glaubens, ihnen fremd gewesen sein soll. Die Gegensätze im Gottesbewußtsein sind auch in der alten Welt das bewegende Princip der Geschichte gewesen; sie sind es, um deren willen die Völker auseinander gegangen sind und die Sprachen sich gespalten haben. Auch im heidnischen

Alterthume erkennen wir die verschiedenen Stufen einer reineren Anschauung des Göttlichen, eines Abfalls zum Götzendienste und der aus dem Götzendienste zum unsichtbaren Gotte zurückstrebenden Sehnsucht edlerer Geister. Auch die klassische Welt hat ihr Prophetenthum; sie hat ihre Ahnungen und Anschauungen, welche erst auf einer höheren Stufe ihre Berechtigung und Erfüllung erlangt haben; es ist, wie der Apostel sagt, der Schatten von dem, was zukünftig war.

Wenn ich aber versuche, der Alterthumskunde unter den geschichtlichen Wissenschaften vorzugsweise den Beruf der Vermittelung zwischen den verschiedenen Studienfächern zuzueignen, kann es nicht meine Ansicht sein, daß sie selbst in vornehmer Abgeschlossenheit inmitten der Wissenschaften throne, den anderen unentbehrlich, sich selbst genügend. Freilich hat sie, wie jede Wissenschaft, ihre besondere Technik und Methode, deren sorgsame Pflege eine ihrer wichtigsten Aufgaben ist, weil sonst Unordnung und Verwilderung eintritt. Aber daneben hat sie, wie die andern Fächer, ja, ich darf wohl sagen, mehr als alle andern das Bedürfniß eines lebendigen Verkehrs mit den übrigen Zweigen der Gelehrsamkeit.

Denn zunächst, wenn die Philologie sein will, was ihr schöner Name aussagt, Liebe zum Logos, d. h. zu der im Worte sich kundgebenden Thätigkeit des menschlichen Geistes, kann sie dann gleichgültig bleiben gegen das Schöne und Bedeutende, welches in späteren Jahrhunderten dem schöpferischen Menschengeiste gelungen ist? Muß sie nicht streben, den Sinn für künstlerischen Ausdruck des inneren Lebens durch Vergleichung der schiedensten Leistungen aller Völker und Zeiten auszubilden, und sind nicht in der That für Ilias und Odyssee die Nibelungen und Gudrunlieder ein Schlüssel des Verständnisses geworden, um die ihrer Entstehung nach geheimnißvollste aller Dichtungsarten, das volksthümliche Epos, zu begreifen? Ja die Philologie wird, indem sie die Klänge alter Zeit mit ganzer Seele sich und der Gegenwart aneignet, unwillkürlich zum Nachschaffen und Nachdichten angeregt. Sie muß also von den Dichtern des eigenen Volks die Herrschaft der Sprache

lernen; sie muß selbst kunstbewußt und kunstbegabt sein, um die Trümmer der alten Poesie zu beleben, sie hinüber zu tragen in unsere Welt, und nicht bloß um die verlorene Schöne zu klagen, sondern das Wesen antiker Kunst, den im gebundenen Worte ungebundenen Geist kräftig und lebendig darzustellen.

Wenn sich aber die Philologie eine weitere Aufgabe stellen muß, als das Vermächtniß der alten Litteratur zu hüten, wenn sie das Leben der alten Welt im ganzen Umfange zu umfassen strebt, und zwar nicht aus einem Gefühle der Ueberhebung und des Uebermuths, wie es die Alten im Bilde des Ixion darstellten, sondern aus der Ueberzeugung, daß sich das Alterthum nicht stückweise begreifen lasse: tritt sie da nicht mit allen Gebieten neuerer Wissenschaft in eine vielseitige und fruchtbare Verbindung? In anderen Gebieten geschichtlicher Forschung ist eine fachmäßige Abgränzung der verschiedenen Seiten des Menschenlebens nothwendig geworden. Die Philologie kann in ihrem Bereiche keine Schranken anerkennen, welche Litteratur und Staatsleben, Recht und Religion von einander trennen. Sie wird, wenn sie durch die Straßen von Rom und Athen wandert, auf jedem Schritte an die verschiedenartigsten Beziehungen des menschlichen Lebens erinnert. Sie kann an den Altären nicht vorübergehen, ohne der Geschichte des religiösen Bewußtseins nachzusinnen; sie kann den Berathungen der Volksversammlungen, den Abstimmungen der Geschwornengerichte nicht beiwohnen, ohne den Trieb zu empfinden, auch neuere Rechtsordnungen kennen zu lernen; sie muß sich durch Beobachtung und Erfahrung in Stand setzen, ein Bild bürgerlicher Zustände zu entwerfen, auf daß die Geschichte des Alterthums nicht wie ein Schattenspiel erscheine, sondern seine Helden vor uns handeln wie Menschen von Fleisch und Blut in menschlicher Gesellschaft.

Darum ist für philologische Studien nichts hemmender, als die Stubenluft beschränkter Fachkenntniß, nichts nothwendiger und heilsamer, als eine ausgedehnte Kunde menschlicher Dinge, und ein guter Philologe muß mit den Alten sagen, daß ihm nichts Menschliches ferne stehe. Besser, als alles

Andere beweist dies die Geschichte der Wissenschaft. Denn aus keinem anderen Grund erkennen wir in Scaliger den größten Philologen, als weil er der italiänischen Einseitigkeit gegenüber seinen hellen und freien Blick auf alle geistigen Interessen ausdehnte, und während er an den religiösen Bewegungen seiner Zeit und seiner Nation mit Herz und Kopf vollen Antheil nahm, in unermüdlicher Forschung Morgen- und Abendland, Bibel und Klassiker, Grammatik und Sachkunde, Textkritik und chronologische Geschichte in urkräftigem Geiste umfaßte.

Seit Wiederherstellung der Wissenschaften sind die größten Resultate immer durch die Verbindung verschiedener Fächer gelungen. In Scaliger's Vaterlande haben die vereinten Bestrebungen von Jurisprudenz und Philologie den Grund gelegt zu einem großartigen Aufbaue der römischen Alterthümer. So wie sich die Philologie von diesen weiteren Gesichtspunkten zurückzog, sank sie zu den Leistungen eines kleinmeisterlichen Sammelfleißes hinab, bis in neuerer Zeit durch Niebuhr und Savigny die alte Vereinigung wieder hergestellt wurde, um in kurzer Zeit Außerordentliches zu leisten. Niebuhr's Geist hat die ganze Philologie mit neuen Lebensströmen befruchtet, weil er in ihr Gebiet mit dem umfassenden Blicke des Staatsmanns und Historikers hineintrat, und die außerordentlichen Leistungen des Mannes, dessen Jubelfest neulich auch unter uns mit freudiger Theilnahme gefeiert worden ist*), beruhen sie nicht vorzugsweise darauf, daß er Gesichtspunkte, welche dem engeren Kreise philologischer Gelehrsamkeit ferne lagen, zum ersten Male geltend gemacht, daß er sich nicht begnügt hat, mit dem Auge des Enthusiasmus die alte Welt zu betrachten, sondern auch die materiellen Grundlagen der alten Staaten an das Licht gestellt und so eine antike Staatswirthschaftslehre begründet hat, an deren Möglichkeit vor ihm kaum Einer gedacht hatte, daß er mit dem Geiste des Historikers die verwitterten Steinschriften der Hellenen zu einem zusammenhängenden Urkundenwerke, zu einem Archive hellenischer Geschichte vereinigt, daß er endlich mit dem feinen Sinne eines Mathe-

*) August Böckh.

matikers die Zahl erfaßt hat, wo sie in Leben, Kunst und Wissenschaft eine maßgebende Bedeutung hatte, daß er Maß und Gewicht den Alten nachgewogen und nachgerechnet und so eine völkerverbindende Kette, welche vom Euphrat bis zum Tiber reicht, wieder hergestellt hat?

So reich belohnt die Philologie den, welcher mit edler Geisteskraft neue Hülfsquellen der Forschung ihr eröffnet; denn so reich sie in sich ist, so kann sie doch ihrer Natur nach den anregenden Verkehr mit anderen Wissenschaften nicht entbehren. Im Gefühle dieser Bedürftigkeit erhält sie sich frisch und lebendig; dieser Austausch ist die Bürgschaft ihres Fortschritts, die Quelle ihres Reichthums. Es ist ein Reichthum, welcher nicht zur Selbstüberschätzung und zum Wissensdünkel führen kann. Denn je freier der Umblick, je höher die Gesichtspunkte, je umfassender die Forschung, um so mehr wird sie zu dem Geständnisse genöthigt:

Unser Wissen ist nichts; wir horchen allein dem Gerüchte.

Der Hochmuth des Wissens ist vielmehr dort zu Hause, wo eine beschränkte, einseitige und engherzige Richtung vorherrscht.

Aber auch in sich selbst enthält die Philologie Manches, was ihr die Fähigkeit und den Beruf giebt, zwischen den verschiedenen Zweigen der Gelehrsamkeit ein verbindendes Glied zu sein. Ich denke zunächst an den Gegensatz zwischen Geschichte und Naturkunde, d. h. zwischen dem Gebiete menschlicher Freiheit und dem der natürlichen Nothwendigkeit. Freilich sind es auch im Alterthume freie und sittliche Mächte, welche die Welt bewegen. Aber dennoch, wer will es leugnen, daß hier die Geschichte viel mehr Verwandtschaft mit einem natürlichen Prozesse hat? Denn erstens liegen hier die Entwickelungen geschlossen vor, und wir können die Gesetze nachweisen, nach denen die Völker groß geworden und wieder zurückgegangen sind. Und dann war die ganze alte Welt mehr dem natürlichen Leben hingegeben, und erst nachdem sie ihr Leben vollendet hatte, ein Volk nach dem andern, und mit dem großen Reichscensus unter Kaiser Augustus das individuelle Leben der einzelnen Völker gleichsam officiell aufgehoben

war, da traten die göttlichen Kräfte in das Menschenleben hinein, und seit dem ersten Pfingstfeste wirkt ein Geist auf Erden, der unberechenbar in seiner Kraft die Menschen nicht mehr zurücksinken läßt in den Bann der Natur, in die Knechtschaft des natürlichen Werdens und Vergehens. Seitdem ist also ein anderer Maßstab für die Geschichte da, weil ganz neue Factoren in dieselbe eingetreten sind. Menschen und Völker können wiedergeboren werden und die Bedeutung ihres Daseins hängt wesentlich davon ab, wie weit sie sich die dargebotenen Heilskräfte der übersinnlichen Welt aneignen.

Ohne die Weihe zu verkennen, welche dadurch das Menschengeschlecht und seine Geschichte empfangen hat, dürfen wir doch behaupten, daß die vorchristliche Zeit ein ganz besonderes Interesse hat, indem sie uns die Geschichte in ihrer rein menschlichen Gestalt vor Augen führt und weil die betrachtende Wissenschaft ihr Ziel hier am vollständigsten erreichen kann. Derselbe Gott, der heute regiert, hat auch die alte Welt gelenkt, er hat sich auch ihr bezeugt und hat seinen Geist aufleuchten lassen in Sokrates und Plato, aber er hat die Völker ihre Wege dahingehen lassen, auf daß sie in der verschiedensten Weise zeigen sollten, was aus natürlicher Kraft der Mensch vermöge.

In dieser Beziehung glaube ich von einer Analogie reden zu dürfen, welche zwischen der Geschichte der alten Völker und der Naturkunde besteht. Die Völker sind Kinder ihres Landes. Die Begabung des Bodens, die Beschaffenheit der Atmosphäre, die Verhältnisse der Temperatur, die Nähe oder Ferne des Meeres, die Form der Küste sind maßgebende Bedingungen der Volksgeschichte. Ein Athen ist nicht denkbar als an dem Platze, wo es die Hellenen gegründet haben, nur in dieser Luft, auf dieser Halbinsel, in der Nähe dieser marmor- und silberhaltigen Gebirge. Auch die Hauptplätze neuer Cultur werden immer einen Theil ihrer Bedeutung der natürlichen Lage verdanken, aber jeder Fortschritt der Cultur ist eine Befreiung von diesen Bestimmungen, ein Zurückdrängen der natürlichen Einflüsse, eine Entfesselung des Geistes.

Während nun die älteren Völker des Alterthums in jener

natürlichen Gebundenheit mehr oder weniger geblieben sind, haben sich die klassischen Völker zu einer Freiheit des geistigen Lebens erhoben, welche innerhalb der gegebenen Beschränkung das höchste Maß reicher Entfaltung gewonnen hat. Hier also finden wir den vollen Reiz freier Geschichtsentwickelung mit der Klarheit und Uebersichtlichkeit eines organischen Lebens und der Nothwendigkeit eines Naturprocesses verbunden.

Ja, auch der wichtigste Gegenstand aller Philologie, der Schlüssel jedes Verständnisses und zugleich das unergründliche Gebiet tiefster Forschung, die Sprache, — steht sie nicht recht eigentlich in der Mitte zwischen Geschichte und Naturkunde, ist sie nicht beiden Gebieten der Wissenschaft innerlich verwandt? Auf der einen Seite ein natürlich Gewordenes, das keines Menschen Witz ersonnen und gebildet hat, das aus der Natur des menschlichen Wesens mit Nothwendigkeit hervorgeht und dessen Gestaltung von der Willkür des Einzelnen eben so unabhängig ist, wie der Organismus des Leibes und wie der Bau der Pflanze; auf der anderen Seite aber eine freie That des Geistes, welcher nirgends den Stoff selbständiger zu beherrschen scheint. Darum giebt es kein treueres Abbild des Volks- und Menschengeistes, als die Sprache; mit der Feststellung seiner Sprache beginnt die selbständige Geschichte jedes Volks, und der Einzelne bekundet seine geistige Reife, indem er der Sprache mächtig ist. So wunderbar vereinigt sie in sich das Wesen freier Selbstbestimmung und natürlicher Entwickelung, so durchdringt sich in ihr Freiheit und Nothwendigkeit.

So ist, glaube ich, die Philologie auch durch die Natur ihrer Objecte zu einer vermittelnden Stellung zwischen den Studienfächern der Universität berufen, und da es sich hierbei nicht um Vorrang und Vorrechte handelt, sondern nur um die Gunst einer allseitigen Theilnahme, so dürfte ich wohl hoffen, keinem Widerspruche zu begegnen, wenn nicht vielleicht ein Punkt mit scheinbarer Gültigkeit mir entgegen gehalten werden sollte.

Alle Achtung, sagt man den Philologen, vor euren Studien; unschätzbar ist ihre sorgsame Pflege, um unsere Jugend

zu wissenschaftlichem Streben heranzubilden. Aber ihr könnt es Niemand verargen, wenn sich das vorwiegende Interesse den Wissenschaften zuwendet, welche jetzt in voller Entwickelung vorwärts schreiten. Man muthet also der Philologie eine bescheidene Zurückhaltung zu; man weist ihr gleichsam einen anständigen Witwensitz an mit allerlei nützlichen Beschäftigungen für ihre alten Tage. Das Alterthum liegt ja abgeschlossen hinter uns. Man darf es nicht ungestraft bei Seite lassen, man soll fortfahren die Klassiker zu lesen, zu erklären und zu verbessern; aber wo ist da Gelegenheit zu neuen Ergebnissen der Wissenschaft, welche im Stande wären, eine allgemeine Theilnahme zu erwecken?

Freilich ist das Alterthum etwas Abgeschlossenes und hinter uns Liegendes, aber das Alte ist darum nicht abgethan. Die Berge stehen da seit den Tagen der Schöpfung und doch findet man immer neue Metalladern und neue Schätze, welche den Menschen unerwartete Dienste leisten. Wer sagt euch denn, daß die Schachte des Alterthums erschöpft seien? Wie die Natur nach den verschiedenen Fragestellungen immer andere Anworten giebt, in sich ein ewig Gleiches und doch jeder Generation ein Anderes und Neues, so auch das Alterthum, dessen Auffassung von der geistigen Richtung jedes Zeitalters wesentlich bedingt ist.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als sich in Deutschland eine Nationallitteratur bildete, wurde auch das Alterthum neu erfaßt und die Kunstwerke, längst zur Anschauung ausgestellt, fingen an zu reden. Als dann am Ende des Jahrhunderts die ungeheure Erschütterung der gesellschaftlichen Ordnung die Geister aller Orten aus gewohntem Treiben erweckte, als Alles in Frage gestellt wurde, was bis dahin gegolten hatte, da konnte auch der Wissenschaft nirgends mehr das Oberflächliche genügen, nirgends das Herkömmliche und Angenommene als solches sich behaupten. Mit der Gegenwart veränderte sich auch das Alterthum, und das Rom, welches aus den Niebuhr'schen Forschungen auftauchte, war wie eine neue Welt, von welcher in den alten Thesauren nichts zu finden war.

Nun verband sich mit der Tiefe der Forschung von Neuem die Weite der Umsicht. Denn wie es dem Wanderer geht, welcher in der Morgendämmerung ein Gebirgsland überblickt: erst sieht er nur vereinzelte Spitzen, welche in das Sonnenlicht hervorragen wie Inseln im Meere; aber wie die Sonne steigt, so treten allmählich die Bergjoche hervor, dann auch die tieferen Thäler mit den Schluchten und Wegen, welche die Gipfelhöhen unter einander verbinden, und endlich liegt die Gegend in großem Zusammenhange dem Auge unverschleiert vor: so ist es auch mit dem Alterthume gegangen. Denn es ist nicht lange her, seit Rom und Athen auf einsamen Höhen lagen, wie unvermittelte Wundererscheinungen, während jetzt immer deutlicher ein großer Zusammenhang zu Tage tritt; eine allgemeine Geschichte der alten Welt, von welcher man vor Kurzem noch keine Ahnung hatte.

Ein solcher Fortschritt war nicht anders möglich, als durch Auffindung neuer Erkenntnißmittel, welche der Geschichtskunde eben so wesentliche Dienste leisten, wie der Naturwissenschaft die Erfindung neuer Instrumente. Namentlich sind die Sprache und die Denkmäler als neugewonnene Geschichtsquellen zu betrachten. Denn seit man in der Sprache einen natürlichen Organismus erkannt hat, ist sie nicht nur des einzelnen Volkes älteste Urkunde, sondern weit über seine Geschichte hinaus reicht nun die urkundliche Kenntniß; der Stammbaum der Völker kann mit immer größerer Vollständigkeit und Sicherheit wieder hergestellt werden und durch die vergleichende Sprachwissenschaft ist nicht nur in den großen Zusammenhang der Menschengeschlechter ein neuer Blick eröffnet, sondern auch in die natürliche Beschaffenheit und die Eigenthümlichkeit der einzelnen Völker.

Die andere Erkenntnißquelle finde ich in den Denkmälern des Alterthums. Nur der Stumpfsinn kann es einen Zufall nennen, daß erst die Schätze der alten Litteratur wieder aufgefunden sind und dann, als diese zum großen Theil verarbeitet waren, die Masse der Denkmäler mit dem Boden, welchem sie angehören. Der tiefer Schauende muß darin eine Vorsehung

anerkennen, deren Verständniß uns die Bürgschaft giebt, daß auch das wissenschaftliche Leben und Fortschreiten der Menschheit nach göttlichen Plänen geleitet wird.

Wenn nun in Folge großartiger Entdeckungen fast alle Hauptstätten der alten Geschichte wieder aufgefunden worden sind, wenn der Gang der alten Cultur in den religiösen Urkunden von Indien und Iran einen Anknüpfungspunkt gewonnen hat, wenn die Cultur von Babel und Assur aus dem Schutthaufen Mesopotamiens wieder aufgetaucht ist, wenn die persischen Reichsurkunden in Bild und Schrift uns deutlich vorliegen, wenn Aegypten mit dem starren Ernste seiner viertausendjährigen Geschichte an das Tageslicht getreten und dadurch nicht nur ein breiter und tiefer Hintergrund gewonnen ist für Griechenland und Rom, sondern auch die Quelle mannigfaltiger Cultur, die aus jenen Ländern geflossen ist, sich nachweisen läßt: so darf sich die Alterthumswissenschaft wohl neben die Naturwissenschaften stellen; denn den wissenschaftlichen Werth der Entdeckungen wird an dieser Stelle Niemand von dem Gesichtspunkte praktischer Nutzbarkeit abhängig machen. Die historischen Wissenschaften vermögen freilich nicht unerkannte Kräfte aufzubieten, um dieselben als Sendboten und Lastthiere dem Menschen dienstbar zu machen, aber sie vertiefen des Menschen eigenstes Bewußtsein, indem sie die lebende Generation in Verbindung setzen mit verschollenen Thatsachen, die vor Jahrtausenden der menschliche Geist hervorgebracht hat.

Mühsam ringt die Wissenschaft mit dem aufgehäuften Stoffe; sie strebt darnach, die Wechselbeziehungen der verschiedenen Völkerracen und Einzelvölker der alten Welt zu enträthseln; sie sucht eine allgemeine Geschichte der Religion, der Cultur, der Kunst, der Schrift im Alterthume zu begründen, und von den großen Erweiterungen der historischen Kenntniß bleiben auch selbst die engsten Fachstudien des Philologen nicht unberührt. Schon können die Keilschriften auf dem heiligen Berge an der Ostgränze Assyriens benutzt werden, um den Text Herodot's festzustellen und zu erklären.

Wenn also das Interesse, das im Kreise der Universitäts-

studien die Alterthumskunde in Anspruch nehmen will, von der Bewegung der Wissenschaft abhängig ist, so kann man dreist behaupten, daß an wichtigen Entdeckungen kein Theil der Geschichte in neuester Zeit reicher gewesen ist, daß keine so wie diese in gährender Bewegung und lebendigem Fortschritte begriffen ist.

Freilich giebt es eine Philologie, welche sich gegen alles neue Licht, das in ihre Bücherkammer fällt, absperrt und den engsten Kreis der Studien ängstlich innehält. Aber an unserer Universität ist von jeher die Philologie in anderem Sinne und größerem Stile gepflegt worden. In diesem Sinne ist sie hier von Geßner begründet worden, der schon mit sicheren Zügen die weite Aufgabe der Wissenschaft andeutete. Nach ihm hat Heyne, ein Mann voll Sinn für das Ganze und Große, hier eine philologisch-historische Schule begründet, in welcher quellenmäßige Forschung und lebendige Anschauung des Alterthums gefordert wurde. Unberechenbar ist der Einfluß, welcher von dieser Schule ausgegangen ist. Sie hat recht eigentlich den Blick geöffnet für eine umfassende Geschichte des Alterthums. Hier sind durch Heeren die Handels- und Verkehrsverhältnisse zuerst in den Gesichtskreis der Philologie hereingezogen worden; hier sind die von Niebuhr, dem Vater, der von Göttingen aus seine ruhmvolle Wanderung antrat, abgeschriebenen Keilschriften zuerst entziffert. Von Heyne und Heeren bekennt der Geschichtschreiber Aegyptens, welcher durch eigene Arbeit und Anregung Anderer die ägyptische Wissenschaft unter den Deutschen begründet hat, die ganze Anregung zu seinen historischen Forschungen empfangen zu haben, und auch die Forschung über den Zusammenhang Griechenlands und Phöniziens, welche neuerdings so wichtig geworden ist, wurde schon im Jahre 1793 durch eine Göttinger Preisfrage angeregt.

Auf dem anderen Gebiete der klassischen Alterthumskunde war Heyne der Vorgänger von Wolf und von Böckh, aus dessen Schule O. Müller, welcher hier in die von Heyne geebnete Bahn eintrat, stammte. Wie Müller sich am Eingange

seiner ersten Schrift an die Küste von Attika stellt, um dort das Meer von Aegina zu überschauen, so war es ihm Bedürfniß, sich überall mit lebendiger Seele mitten in das Alterthum zu versetzen, es als ein Ganzes aufzufassen und zu durchdringen, überall Leben verbreitend, neue Gesichtspunkte anregend, Fernliegendes glücklich verbindend. Für kein Menschenleben hätte man geglaubt, mehr eine lange Dauer in Anspruch nehmen zu dürfen, als für das seinige, dessen Forscherpläne so großartig angelegt waren. Zu seiner Thätigkeit stand nach manchen Rücksichten die seines Nachfolgers in einem Gegensatze, da das Bestreben desselben vorzüglich darauf zielte, das Erkannte zu umfassen, die Ergebnisse der Wissenschaft zu ordnen und festzustellen. Er gehört in die Reihe der großen Conservatoren der Wissenschaft, welche aus tiefem und ernstem Verlangen nach abgerundetem Wissen die Untersuchung an bestimmte Zielpunkte zu führen und in fester Form abzuschließen geneigt sind. Doch ist der Gegensatz zwischen Männern, wie Müller und Hermann, nur ein scheinbarer. Denn in Wahrheit ist der Wissenschaft nichts heilsamer, förderlicher und nothwendiger als ein solcher Wechsel von Bestrebungen, von denen die einen mehr anregender, die andern mehr abschließender Natur sind, jene neue Saat auszustreuen, diese die Ernte einzufahren beflissen sind.

Ein wirklicher Abschluß freilich wird nicht erreicht und die vorwärts eilende Forschung sprengt immer von Neuem die spröde Form der in Paragraphen geordneten Lehrsätze. Diese Erfahrung darf uns nicht entmuthigen. Denn darin liegt die Weihe der Wissenschaft, daß sie niemals fertig wird. Darin unterscheidet sich unser Beruf von dem gewöhnlichen Treiben der Welt, daß hier nach nahen, greifbaren Zielen gejagt wird, während die Zielpunkte unserer Arbeit idealer Natur sind und jenseit der Gegenwart, jenseit der eigenen Lebensfrist liegen. Es ist eine selbstverläugnende und selbstvergessende Thätigkeit, welche die Forschung von uns verlangt; dadurch behütet sie uns vor jedem satten Wissensdünkel und lehrt uns erkennen, daß nicht der volle Besitz der Wahrheit,

sondern das rastlose Streben nach ihr das Wesen menschlicher Wissenschaft ist.

In einem solchen Streben faßt die Universität Lehrende und Lernende zusammen. Das ist die wahre geistige Gemeinschaft, die auch bei dieser Feier uns von Neuem in das Bewußtsein treten soll. Zu diesem Streben verpflichten sich Alle, welche unserm Gemeinwesen sich anschließen, und darum verbindet sich unsere Universitätsfeier mit der öffentlichen Handlung, in welcher das erfolgreiche Streben gekrönt wird und neue Ziele des Strebens aufgestellt werden.

II.

Das alte und neue Griechenland.

So oft ich am heutigen Tage vor Ihnen zu reden hatte, habe ich, wie es jeder Feier dieser Art angemessen ist, einen wissenschaftlichen Gegenstand von allgemeiner Bedeutung besprochen und meine Person, wie billig, dabei gänzlich zurücktreten lassen. Heute darf ich vielleicht eine Ausnahme machen. Denn da ich erst vor wenig Tagen von einer Reise heimgekehrt bin, auf welcher mich die Freundschaft meiner Amtsgenossen mit treuster Theilnahme begleitet hat, so würde es Ihnen selbst, wie mir vorkommt, unnatürlich erscheinen, wenn ich auf diese Reise heute gar keine Rücksicht nähme, und je deutlicher ich mir selbst bewußt bin, daß ich mich aller Orten als ein Glied Ihrer Genossenschaft gefühlt habe, um so mehr halte ich mich für berechtigt, und gewissermaßen für verpflichtet, die Scheu, bei öffentlicher Gelegenheit Persönliches zu berühren, heute zu überwinden und meine Rede an die eben vollendete Reise nach Griechenland und Italien anzuknüpfen, indem ich im Rückblicke auf die dort empfangenen Eindrücke mich darüber ausspreche, wie solche Reisen in die wissenschaftlichen Bestrebungen, denen wir obliegen, eingreifen.

Eine Erörterung dieser Art würde in Beziehung auf einen Naturforscher sehr überflüssig sein. Denn ihm bietet jede Wanderung Stoff zur Forschung und Belehrung, und jede Reise, welche ihn in Gegenden führt, die bei größerem

Reichthume an Lebensformen noch weniger durchsucht sind, erweitert seinen wissenschaftlichen Gesichtskreis; Land und Luft bieten dem Auge täglich neue Erscheinungen und das Netz, das durch die Tiefe des Meers gezogen wird, führt immer neue Wunder der Schöpfung an das Tageslicht.

Anders verhält es sich mit dem Philologen und dem Historiker. Sie leben mit ihrer Wissenschaft in einer Welt, die den Sinnen entrückt ist; hier scheint von dem geistigen Blicke, der die echte Ueberlieferung von der entstellten zu unterscheiden weiß, von dem geistigen Verständnisse der Vorzeit und ihrer Schriftwerke Alles abzuhängen. Und wenn nun der Philologe ins Besondere das reiche Gebiet der alten Litteratur durchmißt, den Zusammenhang derselben ergründet, die Sprache in ihrem natürlichen Organismus und ihrer geschichtlichen Entwickelung erforscht, so liegt da ein nicht leicht zu erschöpfendes Arbeitsfeld vor ihm. Auch haben ausgezeichnete Männer eine Beschränkung der Philologie auf Sprache und Litteratur dringend empfohlen und nur auf dem Gebiete einer also vorsichtig beschränkten Disciplin die Ausbildung einer festen Methode und einen sicheren Fortschritt für möglich erachtet.

Heutzutage werden diese Begränzung nur Wenige noch ernstlich verlangen. Jede willkürliche Einengung eines wissenschaftlichen Arbeitsfeldes ist unhaltbar und bleibt auch für das engere Gebiet, dem sie zu gute kommen soll, ohne Nutzen.

Aber auch für den, welcher seiner Neigung zu Folge auf das Studium der alten Litteratur sich beschränkt, kann die Anschauung der klassischen Länder nicht gleichgültig sein. Auch die Auserwählten einer Nation, ihre Dichter, Historiker, Redner und Philosophen, sind ohne den Hintergrund der gesammten Nationalität nicht zu verstehen und diese wiederum nicht ohne die Naturbeschaffenheit des Landes. Wer die Alten nur aus Büchern kennt, dem erscheint die Welt derselben leicht, wie auf einem andern Himmelskörper gelegen, fremdartig und unbegreiflich, und doch war es eine menschliche und von den Aeußerlichkeiten des Lebens abhängige Welt gleich der unsrigen,

ja noch viel weniger als diese von dem Boden, dem sie angehört, abzulösen.

Es ist ja auch eine alte und weitverbreitete Ueberzeugung, daß man die geistige Entwickelung eines Volks in seiner Heimath am Besten verstehen und würdigen könne. So zogen einst die Römer, je mehr sie erkannten, daß ihre einheimische Bildung mit der griechischen sich verschmelzen müsse, wenn sie eine Weltbildung gewinnen wollten, welche ihnen zugleich die Berechtigung zur Weltherrschaft gäbe, immer zahlreicher nach Athen, um dort einige Jugendjahre zuzubringen und im Haine des Akademos attische Philosophie zu studiren. Persönliche Bekanntschaft mit den wichtigsten Stätten antiker Bildung schien den vornehmen Römern eben so wünschenswerth, wie jetzt den auf höhere Bildung Anspruch machenden Engländern, welche unter den Neueren am Entschiedensten daran festhalten, die klassischen Studien als Grundlage aller höheren Cultur anzusehen.

Es ist im Grunde ein allgemein menschliches Gefühl, daß wir den Schauplatz großer Thaten und Entwickelungen wie geweiht durch dieselben ansehen und uns auf ihm denen näher fühlen, welche dort gelebt haben. Dies Gefühl kann das verständige Maß überschreiten. Denn sicher nennen wir es eine Täuschung, wenn man die Anwesenheit im heiligen Lande in der Weise überschätzt, daß man nicht nur zur Veranschaulichung der geschichtlichen Vorgänge daraus Vortheil ziehen will, sondern auch für das Verständniß der Lehre, die dort zuerst gepredigt wurde, und für die Aneignung ihres Inhalts, oder gar mit Schwärmern glauben wollte, daß das Gebet an den heiligen Stätten wirksamer sei als anderswo.

Auch in Beziehung auf das klassische Alterthum ist man von Uebertreibung nicht frei geblieben, wenn man z. B. geglaubt hat, daß gewisse Gedichte nur an dem bestimmten Platze, auf dem sie gedichtet worden, verständlich würden. Denn da die Dichtung der Alten nur in seltenen Fällen beschreibend ist, giebt es auch nur wenig Stellen, wo die richtige Erklärung von einer genauen Ortskenntniß geradezu abhängig ist; die

höchsten Leistungen geistiger Entwickelung erheben sich ja überhaupt so weit über den Boden, welcher sie getragen hat, daß derselbe für die Erkenntniß derselben gleichgültig wird, und die ganze Wissenschaft vom griechischen Alterthume ist fern von Griechenland und durch Männer, die es nicht als Augenzeugen kannten, zu der jetzt erreichten Höhe geführt worden.

So gewissenhaft wir uns aber von jeder phantastischen Ueberschätzung der Ortsanschauung fern halten, um so entschiedener dürfen wir auch die wirklichen Vortheile derselben anerkennen und der Gunst der Verhältnisse dankbar gedenken, durch welche es jetzt auch uns Deutschen immer leichter gemacht wird, auf dem klassischen Boden einheimisch zu werden. Es ist zunächst ein Genuß der edelsten Art, dadurch zu einem lebendigeren Verständnisse der alten Geschichte in ihren einzelnen Zügen so wie in ihrer ganzen Entwickelung zu gelangen. Die alten Namen, seit der Kinderzeit Allen bekannt, hören auf ein bloßer Klang zu sein; man hat die Form der Berge, die Lage der Städte, das Ufer der Flüsse vor Augen. Man vergegenwärtigt sich die Wanderungen der Stämme, wenn man die gastlich geöffneten Golfe von Argos und Attica anschaut; man sieht von den Höhen Cumae's und Tauromeniums aus die ersten Ansiedler griechischer Zunge an den westlichen Gestaden landen und begreift unter dem Himmel Siciliens und Campaniens die eigenthümliche Entwickelung, welche die griechischen Colonien im Gegensatze zum Mutterlande genommen haben. Man sieht im Golfe von Salamis das Gedränge der Schiffe mit allen Einzelheiten des Kampfes vor Augen, man theilt die Angst der Athener, wenn man das nahe Dekeleia sich von den Truppen des Agis besetzt denkt. Es behält auch für Athen Goethe's Wort seine Wahrheit »Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn,« wenn nämlich die erhöhte Freude, mit welcher man in den Olivengärten des Kolonos seinen Sophokles liest, auch ein innigeres Verständniß seines Geistes hervorruft und wenn man an der heiligen Bucht von Eleusis sich die Einflüsse vergegenwärtigt, unter denen Aeschylos' Geist heranreifte. Man empfängt ja von der

eigenthümlichen Schönheit der Landschaft, von Himmel und Meeresbucht dieselben Eindrücke, welche sich den Gemüthern der großen Dichter einprägten, und wer ein Auge dafür hat, der dankt seinem Schöpfer für den ersten attischen Sonnentag, welcher in seine nordischen Bücherstudien hineinleuchtet.

Man kann das Genußreiche solcher Eindrücke einräumen, ohne denselben eine höhere, wissenschaftliche Wichtigkeit zuzuschreiben. Für den Einzelnen haben sie gewiß eine solche, und die lebendige Aneignung historischer Thatsachen, wie sie ihm dadurch gelingt, wird auch der Wissenschaft selbst zu gute kommen, abgesehen davon, daß bei vielen geschichtlichen Vorgängen, wie dies nicht weiter erörtert zu werden braucht, die genaue Ortskenntniß nicht bloß zur Veranschaulichung, sondern auch zum Verständnisse unentbehrlich ist. Was nun aber nur auf klassischem Boden in vollem Maße kennen gelernt und durch keinerlei Hülfsmittel ersetzt werden kann, das sind die Monumente des Alterthums, die sich als lebendige Zeugen alter Tüchtigkeit an Ort und Stelle erhalten haben. Was in den Museen an Bildwerken vereinigt ist, das sind meistens Paradestücke späterer Zeit, glänzende Schauwerke aus verschiedenen Epochen in bunter Reihe und fremdartiger Umgebung willkürlich zusammengestellt, wo eins den Eindruck des andern stört, so daß der Beschauer kaum zu der Sammlung des Geistes, die jedes Kunstwerk verlangt, und noch weniger zu einem rechten Verständnisse gelangen kann. Hier stehen die Denkmäler auf heimathlichem Boden, in ihren ursprünglichen Gruppen bei einander, durch zerstörende Barbarei beschädigt und geschändet, alles Schmucks entkleidet, nur nackte und unvollständige Gerippe, aber dennoch in ihren Hauptformen klar und verständlich, weil Alles solider Steinbau ist und bei dem organischen Zusammenhange aller Theile ein Glied das andere erklärt, so daß das Lückenhafte in gleicher Weise ergänzt werden kann, wie der Naturforscher aus einzelnen Gliedern den gesammten Bau eines Körpers mit voller Sicherheit herstellen kann.

Für das Studium der alten Monumente giebt es aber

keinen zweiten Ort wie die Burg von Athen. Hier stehen sie auf der scharf umgränzten Hochfläche übersichtlich neben einander, öffentliche Bauwerke sehr verschiedener Art, aber dennoch alle zusammengehörig, alle bezüglich auf den Dienst der Göttin, die, mit Poseidon vereint, an heiligster Stätte verehrt wurde; alles Werke einer Stadt, deren Geschichte die bedeutungsvollste und uns bekannteste des Alterthums ist, Werke, die von den Griechen selbst als die höchsten Leistungen nationaler Kunst angesehen wurden und welche durch zahlreiche inschriftliche Urkunden beleuchtet werden. Diese Werke sind seit hundert Jahren durch Zeichnungen und Beschreibungen bekannt; sie sind seitdem wiederholt gemessen und beurtheilt worden und nichts destoweniger auch heute noch ein unerschöpfter Gegenstand der Forschung. So oft man zu ihnen hinaufsteigt, drängen sich neue Eindrücke, neue Wahrnehmungen auf. Der erste Eindruck kann kein anderer sein als der einer tiefen Wehmuth. Wo mit unendlichem Aufwande von Fleiß und Arbeit und Mitteln jeglicher Art das Vollkommenste vereinigt war, was Menschenhände jemals geschaffen, sieht man ein wüstes Trümmerfeld, einen Schauplatz grauenhafter Verwüstung. Erst wenn sich das Auge daran gewöhnt hat, ist es möglich, an dem, was von Hallen, Gebälk und Giebel erhalten ist, mit frohem Erstaunen hinauf zu blicken; man freut sich der großen Gedanken, welche die Gründer solcher Werke beseelt haben, der Würde und Kraft, die in jeder stämmigen Marmorsäule sich ausspricht, des unnachahmlichen Fleißes in der Fügung der Steine, der bewundernswürdigen Treue im Kleinen, auch an solchen Stellen, welche einst dem Auge ganz entzogen waren. Aber je länger wir verweilen, um uns auf diesem geweihten Raume einheimisch zu machen, je mehr wir das Wesen der Sache zu erfassen suchen, um so mehr Fragen drängen sich auf.

Lange hat man die Tempel sehr äußerlich betrachtet und ist bei der Form stehen geblieben, indem man alle umsäulten Gebäude für einerlei Bauwerke ansah. Tiefere Forschung hat hier unterscheiden gelehrt und es hat eine Betrachtung

begonnen, die man füglich derjenigen vergleichen kann, welche in Betreff natürlicher Organismen die physiologische genannt wird, d. h. eine Betrachtung, welche sich nicht begnügt, die einzelnen Bauglieder zu messen, zu benennen und zu beschreiben, sondern die Funktionen der einzelnen Glieder, die Bestimmung der verschiedenen Räumlichkeiten und ihre Benutzung zu religiösen und staatlichen Zwecken erforscht. Dadurch sind eine Menge neuer Gesichtspunkte hervorgetreten; nun stellt man ganz andere Fragen an die erhaltenen Monumente und erhält neue Antworten und Aufschlüsse. Erschwert sind diese Forschungen dadurch, daß die Gebäude der Akropolis nicht bloß durch Explosionen und Erderschütterungen gelitten haben, sondern auch dadurch, daß sie bei Einführung des Christenthums auf die allergewaltsamste Weise umgestaltet worden sind. Aber dennoch finden sich noch heute auf dem so vielfach mißhandelten Fußboden des Parthenon in schwachen und allmählich verlöschenden, aber jetzt noch unverkennbaren Linien die Spuren der alten Säulenhallen im Innern der Cella; es finden sich die Spuren der Querwände, der alten Schwellen und Thüröffnungen, welche für die Kenntniß der ursprünglichen Raumeintheilung so wichtig sind. Draußen an den Säulenhallen sieht man die Spuren der Vergitterung, welche zur Aufbewahrung des Staatsschatzes nöthig war, und selbst die vorperikleischen Bauwerke können in zahlreichen Bruchstücken erkannt und gewürdigt werden. So manches Räthselhafte also auch im Einzelnen noch übrig bleiben mag, indem man entweder Thatsachen wahrnimmt, die man nicht zu erklären vermag, oder über gewisse Theile der Gebäude unter den Trümmern vergeblich nach Auskunft gebenden Ueberresten sucht, so haben doch die neuesten Untersuchungen von Neuem gezeigt, wie unerschöpflich die Fundgrube von Belehrung ist, welche das Trümmerfeld der Akropolis darbietet.

Dann, von den großen Monumenten abgesehen, die Fülle kleiner Denkmäler, von denen nur auf dem Boden des Alterthums ein Ueberblick zu gewinnen ist. Es sind unscheinbare Arbeiten, an Kunstwerth unbedeutend und doch für die leben-

dige Kenntniß der alten Welt oft viel bedeutsamer als die bewundertsten Prachtstücke europäischer Museen. Ich meine namentlich die Fülle von Reliefbildern, Gelegenheitsarbeiten attischer Handwerker, die gewohnheitsmäßig nach herkömmlicher Weise verfertigt wurden. In ihnen spiegelt sich am Treusten die Sitte des Landes; sie zeigen uns den Menschen am Anschaulichsten im täglichen Verkehre mit seinen Göttern, in den Nöthen und Freuden seines Lebens. Dahin gehören die zahllosen Weihetafeln, bei den verschiedensten Gelegenheiten unter priesterlicher Autorität den Göttern dargebracht, und die vielen Denkmäler aus den öffentlichen Gymnasien; darunter ganze Reihen von Standbildern, aus denen man den Athenern eine neue Hermenstraße aufbauen könnte, mit Porträtköpfen und Unterschriften, welche uns eine große Zahl hervorragender Persönlichkeiten der Stadt kennen lehren, wie denn überhaupt an Schriftsteinen eine solche Fülle, namentlich in Athen, zu Tage gekommen ist, daß der Schriftgebrauch in allen Formen aufs Genaueste zu verfolgen ist, von der sorgfältigsten Einmeißelung bis zum flüchtigen Schreiben mit einer dintenartigen Farbe. Dahin gehören ferner die lebensvollen Darstellungen aus den städtischen Palästern, die Gruppen der in voller Uebung begriffenen Jünglinge zu Fuß und zu Roß, die vielen und höchst mannigfaltigen Denkmäler von Siegern in den öffentlichen Wettkämpfen, die Postamente geweihter Dreifüße; dann die vielen auf den Cultus bezüglichen Darstellungen, namentlich die zahlreichen Nymphenreliefs, die uns recht anschaulich machen, wie volksthümlich gerade dieser Cultus in Attica war. Endlich die unabsehliche Fülle von Grabreliefs, welche in den Museen auch nicht in den vornehmeren Kreis der Antiken zugelassen zu werden pflegen, und doch zeigen sie uns gerade die Helenen von einer Seite, von welcher wir sie am Wenigsten zu kennen und anzuerkennen pflegen, nämlich von Seiten ihrer tiefen Gemüthlichkeit und ihres zarten Sinns für Familienglück und eheliche Treue. Denn diejenigen, welche so schlicht, so warm und wahr empfundene Familienbilder darzustellen wußten und dargestellt zu sehen liebten, die hatten

wahrlich ein lebendige Empfänglichkeit für das Glück der Häuslichkeit und den Segen gegenseitiger Liebe. In allen diesen Gattungen ist eine Fülle von Denkmälern vorhanden, welcher auch die eifrigste Veröffentlichung nicht nachzukommen im Stande ist. Nur auf klassischem Boden kann man sich dieser reichen Anschauung und Anregung in vollem Maße erfreuen.

Trotzdem klagt man freilich, wenn man des ursprünglichen Reichthums gedenkt, über die Masse des Verschwundenen. Wie tief verschüttet ist der Boden, auf dem die Alten wandelten, wie sehr zum Nachtheile der Wissenschaft die neue Stadt auf die alte gebaut! Indessen haben auch hier unsere eigenen Erfahrungen recht deutlich gezeigt, daß man doch auch in Athen nicht darauf beschränkt sei, die zufällig sichtbaren Spuren und Ueberreste der alten Welt aufzusuchen. Man durchbohrt die Schuttdecke, welche auf dem Boden der Hellenen lagert, und es öffnen sich neue Quellen der Erkenntniß und ein Einblick in die versunkene Welt ist gestattet. So fanden wir staunend in dem mehrfach und vergeblich durchsuchten Raume des dionysischen Theaters, als unter einer 20 Fuß hohen Schuttlage, nicht nur die wohlerhaltenen Stufen, auf denen die Athener den Tragödien ihres Aeschylos zusahen, und die Treppenstufen, die zwischen jenen hinaufführten, zum Vorschein kamen, sondern auch die marmornen Ehrensessel am unteren Rande des Zuschauerraumes, in verschiedenen Reihen wohlerhalten neben einander, als wenn sie noch gestern benutzt worden wären. Auch würde, wenn die Würdenträger der Stadt heute wiederkehrten, kein Rangstreit um die Ehrensitze zu befürchten sein, denn an jedem Sessel steht die Würde des Staatsbeamten oder Priesters deutlich aufgeschrieben, der zu dem bestimmten Sitze berechtigt ist. Der Sitz des Dionysospriesters ist mit reichem Relief vor allen ausgezeichnet. Wie anschaulich wird uns jetzt der Scherz des Aristophanes, wenn er den geängsteten Dionysos auf der Bühne vortreten und bei seinem Priester Schutz suchen läßt! Das sind Entdeckungen wie in Pompeji und Herculanum, nur um so wichtiger, als

Athen an geschichtlicher Bedeutung die Städte am Vesuv übertrifft.

Auch an einem zweiten Orte hat man den Boden befragt und nicht umsonst. Es schwebte nämlich eine für den Historiker und Philologen peinliche Ungewißheit über die Lage des Orts, wo sich die Athener seit ältesten Zeiten als Bürgerschaft versammelten. Mir schien längst die gewöhnliche Annahme unhaltbar, aber sie hatte fanatische Anhänger und es galt den Versuch, statt auf der Oberfläche des heutigen Bodens Jahr aus Jahr ein fortzudisputiren, auf dem des ursprünglichen eine entscheidende Antwort zu finden. Sie ist erfolgt und dadurch über die eigentliche Bedeutung der ältesten und ehrwürdigsten Bauanlage Athens eine unzweifelhafte Aufklärung gewonnen.

Durch solche Arbeiten ist es möglich, auf dem Boden der alten Wohnplätze heimisch zu werden und dieselben auf wissenschaftlichem Wege wieder herzustellen. Versuche dieser Art mögen dem Laien mißlich, ja abenteuerlich vorkommen, und er mag lächelnd darauf hinweisen, welchen Erfolg es haben könnte, wenn Einer nach Jahrtausenden eine Stadt der gegenwärtigen Welt aus unscheinbaren und vereinzelten Bautrümmern wieder reconstruiren wollte. Indessen ist es bei den Städten der Griechen doch anders; sie haben in ihren felsigen Wohnplätzen sich also eingerichtet, daß dieselben in vollem Maße zu Denkmälern ihrer Existenz geworden und die Spuren derselben unverkennbar sind; der Boden wird also unmittelbar zu einer Quelle historischer Erkenntniß, zu einer Urkunde der Geschichte. Können wir nicht — um auch hier von der wichtigsten aller Stätten des Alterthums zu reden —, wenn wir den Boden Athens durchwandern, der ganzen Entwickelung der Stadt, der ganzen Bewegung ihrer Geschichte in den Hauptstufen Schritt für Schritt folgen? Und zwar sind auch hier, wie an so vielen Orten, die ältesten Zeiten die am Deutlichsten bezeugten. Wir sehen die Spuren zahlloser Felswohnungen, welche, von Cisternen, Treppen, Terrassen, Altären, Gräbern umringt, die südlichen und südwestlichen Abhänge der Hügel Athens bedecken, mit freiem Blicke auf

die See, deren frischen Anhauch man hier genoß. Hier saßen die alten Kranaer mit ihrem Boden gleichsam verwachsen, eng zusammengeschaart in knapp gemessenen Wohnräumen, deren Maßstab Einem wieder vor Augen tritt, wenn man die Straßen von Pompeji durchwandert und durch die offenen Hausthüren in die bescheidenen Stuben eintritt. Die Quelle am Ilissos setzte diese älteste Bevölkerung mit dem oberen Lande in Verbindung; uralte Altarplätze vereinigten an den Festtagen die Bewohner des Küsten- und des Binnenlandes, lange ehe die Götter bildlich verehrt und ihre Tempel auf der Burghöhe errichtet waren. Dann wurde beim Fortschritte städtischer Entwickelung die Burg der religiöse und politische Mittelpunkt der noch immer seewärts gerichteten Stadt, bis nach dem Sturze der alten Geschlechterherrschaft eine neue Epoche damit eintrat, daß der Markt und mit ihm der Schwerpunkt des städtischen Lebens nach Norden verlegt wurde, von den rauhen Felshöhen in die bequemere Niederung, aus dem Adelsquartiere nach dem Sitze bürgerlicher Industrie. Die Zeit der Kämpfe verlangt eine neue Organisation. Alt- und Neu-Athen wird zu einer großen Festung vereinigt und Themistokles, der aus seiner Wohnung in Melite von früh an die ganze Stadtlage überblicken konnte, schafft dies bewundernswürdige Mauersystem, eines der denkwürdigsten und folgenreichsten Menschenwerke. Die Hügelrücken, die sich von Natur schon gleichsam verlangend zum Meeresrande vorschieben, werden die Träger der Mauerarme, welche die Häfen in die städtische Befestigung hereinziehen. Die zur Seebeherrscherin gemachte Stadt wird dann durch die Prachtbauten des Pheidias gekrönt. So weit die Entwickelung der Stadt aus eigner Kraft und einheimischen Mitteln. Dann lebt sie von der Gunst philhellenischer Fürsten, die sich nicht besser ehren zu können glauben, als wenn sie Athen schmücken, der Ptolemäer, Attaliden, Seleuciden, endlich der römischen Weltherrscher. Die Mosaikböden des Hadrianischen Neu-Athen, das sich wieder zur Kalirrhoe, der alten Nährerin der Stadt, hinabzog, sind gerade in den letzten Wochen aus dem Schutte hervor-

gezogen. Es giebt keine Epoche der Stadt, welche nicht in Denkmälern bezeugt wäre, und sind die Werke selbst verschwunden, so sind, wie bei manchen Theilen der Stadtmauern, wenigstens die zur Aufnahme der Steinquadern gemachten Ebnungen und Einschnitte des Felsens sichtbar, ähnlich den Fußspuren, welche untergegangene Thiergeschlechter der Oberfläche des Bodens eingedrückt und als einzige Zeugen ihres Daseins zurückgelassen haben.

Wer begreift nicht die Freude jeder gelungenen Wanderung, die Genugthuung, welche nach langem Suchen in Staub und Sonnengluth die kleinste Entdeckung gewährt! Dazu kommen die zahlreichen Spuren alter Fuß- und Fahrwege, welche uns die Bewegung des täglichen Lebens deutlich machen, die wie Kunstwerke anzuschauenden Hafenanlagen mit den genau zu messenden Schiffshäusern, die Quellgebäude und die im Felsen gehauenen Kanäle, in denen noch heute das Gebirgswasser in vollen Strömen unter den Gassen der Stadt hinrauscht, die heimlichen Grotten, im Felsen ausgehöhlt, mit ihren Vorplätzen, Stufen und zahlreichen Nischen, in denen die Weihgeschenke aufgestellt waren, die ehrwürdigen Inschriften, die an alter Stelle dem gewachsenen Felsboden eingegraben stehn, als sollten sie für ewige Zeiten den Platz der dort verehrten Gottheit zueignen. Sie erkennen, in eine wie vielseitige und lebendige Berührung man mit dem Alterthume tritt, wie lehrreich und erfreulich es ist, in allen diesen Anlagen den Gedanken und Absichten der Alten an Ort und Stelle forschend nachzugehen und wie allen Schwierigkeiten zum Trotze eine historische Topographie doch auf ein allmähliches Gelingen hoffen kann. Ja, die Schwierigkeit des Aufspürens erhöht den Reiz, während an einem Orte wie Pompeji das Interesse dadurch abgestumpft wird, daß man hier Alles gar zu bequem hat und sich ohne viel Mühe ein Adreßbuch anlegen kann, in welchem man Haus für Haus mit Namen und Stand des Bewohners einträgt.

Endlich gehört zu dem, was auf klassischem Boden den Philologen anzieht und beschäftigt, die im Volke lebende

Ueberlieferung aus den Zeiten der Alten. Tönen doch um die Küsten des Mittelmeers schon die Sprachen uns entgegen, wie ein fortklingendes Echo des Alterthums, des römischen wie des griechischen! Wie vertraut klingen uns in Hellas die alten Namen der Inseln, Berge und Städte entgegen, wie anregend ist es, die in der Schule erlernten Vokabeln nun praktisch verwerthen und die todte Sprache als eine lebende gebrauchen zu lernen! Aber auch hier ist nicht bloß Genuß und Reiz, sondern es ist von sprachgeschichtlichem Interesse, der Ueberlieferung sorgfältiger nachzugehen und sich zu überzeugen, wie in abgelegenen Bergwinkeln, in einzelnen Mundarten und den Redeweisen gewisser Stände, wie der Schiffer und Hirten, echt hellenische Ausdrücke, die man für längst verschollen hielt, aus homerischer Zeit durch alle Jahrhunderte sich erhalten haben.

Aber nicht bloß in der Sprache, auch in der Sitte, im Volksglauben, im Cultus — wie lebendig tritt uns nicht überall die Ueberlieferung entgegen! Sie wird in einzelnen Beziehungen, wie es auch in Italien geschieht, von den Einheimischen überschätzt, ist aber im Ganzen so unverkennbar und weit verzweigt, daß es eine der anziehendsten Aufgaben ist, ihr mit sorgsamer Forschung nachzugehen in den Gründungslegenden der Kapellen, in den an die Heiligenbilder sich anschließenden Sagen, in den Formen der Weihung, den priesterlichen Symbolen und Religionsgebräuchen. So erinnern am Charfreitag, wenn jede Gemeinde ihren Christus bestattet, die Umzüge des Volkes lebhaft an die Trauerfeste der Alten, wenn sie ihre dem Hades verfallenen Götter bejammerten. Der Sarg ist nach alter Sitte mit Rosen bedeckt. Mit Weihrauchgefäßen sitzen die Frauen vor den Thüren, an denen der Zug mit gellenden Klageliedern vorüberzieht, während an den Freudenfesten der heutigen Kirche der die ganze Stadt erfüllende Lichterglanz uns die Kerzen und Fackelfeste des alten Götterdienstes in das Gedächtniß ruft.

Die Beobachtungen, welche sich in solcher Fülle demjenigen aufdrängen, welcher in den klassischen Ländern verweilt, gehen

über die besonderen Interessen der Alterthumswissenschaft weit hinaus, sie haben ein allgemein geschichtliches Interesse. Namentlich wird man, so wie man in die Atmosphäre jener Länder eintritt, durch die eignen Eindrücke lebhaft angeregt, sich die Einflüsse der klimatischen Verhältnisse klar zu machen. Wir Nordländer pflegen für den Süden zu schwärmen und schon bei den Namen Neapel und Athen durchzuckt uns die Vorstellung einer glücklicheren Existenz. Und wer wird nicht auch, wenn er die verschiedenen Zonen vergleichen lernt, das Glück des Südens d. h. namentlich der ins Mittelmeer gestreckten Halbinselländer empfinden! Wer fühlt nicht, wie die Welt des Lichts und der Wärme die normale Entwickelung der Menschen an Körper und Geist wohlthuend erleichtert, wie der Mensch des Südens so vieler Mühseligkeiten enthoben ist, die den Nordländer niederdrücken und abstumpfen! Darum ist noch immer im Süden eine gewisse Intelligenz und Gewandtheit des Geistes verbreiteter, als im Norden, und während bei uns schon ein gewisser Grad von Wohlstand erforderlich ist, um den Druck des Klimas nicht zu empfinden, ist jenseit der Alpen sorgenfreie Lebensfreude und frohes Selbstgefühl ein allgemeines Gut. Darum ist auch die Kluft zwischen den Ständen weniger groß und eine gewisse Gleichartigkeit der Bildung leichter zu erreichen. Und dann, weil die Natur nicht als feindliche Macht dem Menschen gegenübertritt, lebt er alle Jahreszeiten hindurch harmloser und vertrauter mit ihr, und das maßvoll Harmonische, das in ihrem Leben waltet, in ihren Formen sich ausspricht, theilt sich unwillkürlich auch seinem Leben mit. Wer hat nicht im Süden den beruhigenden Eindruck empfunden, welchen das friedliche Gleichmaß einer langen Reihe milder Tage und Nächte, der erfreuende Glanz eines heitern Himmels, die durchsichtige Klarheit einer reinen Luft auf das Gemüth ausübt! In geheimnißvoller, aber unverkennbarer Weise hat dies auch auf das Kunstleben der Alten eingewirkt, auf die klare und maßvolle Ruhe, welche in ihrer Bau- und Bildkunst waltet, sowie auf den Rhythmus ihrer Worte und Gedanken. Goethe wie Platen zeugen für

einen solchen noch heute wirksamen Einfluß des südlichen Himmels, und auch jüngere Dichter haben es erfahren, daß man in den klassischen Ländern unwillkürlich zu rhythmischen Maßen greift.

Aber dem Segen geht der Unsegen zur Seite. Die Leichtigkeit des Lebens läßt die sittliche Spannkraft nicht zu voller Entwickelung kommen und aller Himmelsgunst zum Trotz sind die schönsten Mittelmeerländer weit hinter den Ländern zurückgeblieben, von denen man zuweilen glauben möchte, daß sie nur mißbräuchlich oder aus Mangel an besserem Platz von Menschenkindern bewohnt werden. Einem Gifte gleich hat des Südens Sonne am Mark der Nordländer gezehrt, die sich von ihrem Reize haben fesseln lassen und das Sprichwort bewähren, daß man nicht ungestraft unter Palmen wandle. Auch Einheimischen, die im Norden gelebt, erscheint es unmöglich, im Vaterlande ihr arbeitsames Leben fortzusetzen. Man ist fast dahin gekommen, anzunehmen, daß einem Naturgesetze zu Folge dem Südländer keine solche Energie des geistigen Lebens zuzumuthen und von den südlichen Staaten keine volle und selbständige Entwickelung bürgerlicher Ordnung und solider Rechtsverhältnisse zu erwarten sei, daß die Wissenschaft mit ihren höchsten Anforderungen, daß die Religion in ihrer einfachen Wahrheit und ihrem sittlichen Ernste dort keinen Boden finde.

Wenn wir solche Beobachtungen machen, wie groß erscheinen uns dann die Alten, welche alle Vortheile des Südens zu verwerthen wußten, ohne den Nachtheilen zu erliegen! Es wird so viel vom Cultus der Schönheit bei den Alten geredet und die ästhetische Seite des Griechenthums über die Maßen betont. Das wahrhaft Bewunderungswürdige — das ist die Energie und Consequenz in Allem, was die Hellenen der guten Zeit gemacht haben, die resolute Durchführung ihrer Lebensaufgaben in Staat, Wissenschaft und Kunst, die Klarheit der Gedanken, der volle und wahre Ausdruck derselben in ihren Werken und die unerreichte Tüchtigkeit auch in den geringsten Leistungen. Wie sehr beschämen sie dadurch auch unsere Zeit,

die mit ihrer Cultur so groß thut! Die griechischen Werkmeister würden noch heute auf jeder Weltausstellung ihre vollen Preise gewinnen, und wenn das glänzende Neapel von dem Schicksale Pompeji's betroffen würde, so wäre die Verschüttung des Museums der größte Verlust, und man hätte nichts Wichtigeres zu thun, als die geretteten Meisterwerke alter Kunst und Industrie zum zweiten Male aus der Asche zu holen.

Wie man also nur auf klassischem Boden die alte Welt in ihrer vollen Realität kennen zu lernen und zu würdigen im Stande ist, und zwar nach ihren örtlichen Verschiedenheiten (denn wie verschieden zeigt sich auch in den Stadtruinen und Kunstresten das Griechenthum Attica's, Siciliens und Campaniens!) — so auch den Gegensatz der alten und neuen Welt. Die weltgeschichtlichen Momente des erbitterten Kampfes treten uns lebendig entgegen. Sämmtliche Alterthümer Athens zeugen davon, wie mit wahnsinnigem Fanatismus alle Bildwerke, auch die harmlosesten Grabreliefs, wie Teufelswerk betrachtet und verstümmelt worden sind, als wenn die Vernichtung ihrer Schönheit ein Gottesdienst wäre. Man sieht, mit welcher Mühe die Felsaltäre zerschlagen worden sind, und erkennt daran, daß diese ältesten Stätten eines bildlosen Cultus bis zuletzt mit besonderem Eifer gepflegt worden sind. Und dennoch konnte das Gefühl einer gewissen Anhänglichkeit und Ehrerbietung nicht ganz zurückgedrängt werden; dennoch zog sich der neue Gottesdienst an die Stätten des alten. Jede Kapelle ist ein Fingerzeig für die Statistik des alten Cultus; Feste und Gebräuche aller Art sind in die neue Zeit herübergenommen und selbst von Bildwerken suchte man nun die Bruchstücke zusammen, um sie, wie es noch heute geschieht, an Kapellen und Wohnungen als Schmuck einzufügen und so dem völligen Untergange zu entziehen.

Und nun das jetzige Volk. Nimmt es nicht auch ein allgemeines Interesse in Anspruch? Der neue Eintritt des Griechenvolks in die Geschichte und das Wiederaufleben seiner alten Sprache — das sind Thatsachen, wie sie selten in der

Geschichte vorkommen, Thatsachen, die erst allmählich ganz beurtheilt werden können. Wer nach längerer Zeit Griechenland wiedersieht, der erstaunt, mit welchem Geschicke auch die unteren Schichten des Volks ein reineres Griechisch sich aneignen, und dieses Idiom breitet sich auch in den nicht griechischen Theilen der Bevölkerung mächtig aus; Albaneser und Wlachen gehen mehr und mehr in die griechische Nationalität auf. Das zeugt für ihre Lebenskraft. Aber jede staatliche Entwickelung bedarf eines zureichenden Materials und eines Raumes von angemessener Größe und Begränzung. Hier ist nur der willkürlich abgetrennte Bruchtheil einer Nation, dem alle Erfordernisse zu einem selbstständigen Gedeihen fehlen. Dem kleinen Volke mangelt es nicht an Rührigkeit und hohen Zielen. Man bereitet sich vor, schon jetzt einen geistigen Mittelpunkt für die Küstenstämme griechischer Zunge zu bilden; die Universität Athen hat schon eine centrale Bedeutung und ihre Zöglinge sind die Träger der nationalen Hoffnungen in Thessalien, in Macedonien, auf den ionischen Inseln, in Kreta und Klein-Asien. Aber die Zustände einer völligen Unzufriedenheit mit der Gegenwart und eines aussichtslosen Harrens auf bessere Tage sind natürlich wenig geeignet, die ruhige Entwickelung des Staats, welcher der Kern des Zukunftstaats sein soll, zu fördern. In fruchtloser Gährung zehren sich die Kräfte auf, während die einzig sichern Grundlagen des nationalen Wohlstandes verabsäumt bleiben. Auf allen Gebieten höherer Intelligenz werden Fortschritte gemacht, welche der Bildungsfähigkeit des Volks das glänzendste Zeugniß geben, aber die Bildung besteht vorzugsweise in Aneignung ausländischer Cultur, die aus den verschiedenen Ländern Europa's zuströmt und zu einer nationalen Volksbildung sich nicht leicht verschmelzen wird. Auch der Zustand der Landessprache ist ein künstlicher und unsicherer. Man hat es aufgegeben, die Vulgärsprache als Sprachidiom festzuhalten, man sucht der alten Sprache näher und näher zu kommen. Aber je mehr dies geschieht, um so mehr fallen die noch geduldeten Ueberreste einer verdorbenen Sprache auf. Wo ist da die Gränze? Einstweilen sucht sich jeder

Schriftsteller zwischen Altem und Neuem seinen eignen Weg, und so viel Talent sich darin auch offenbart, so ist die künstliche Haltung des Neugriechischen doch für diese Entwickelung einer nationalen Litteratur in hohem Grade hemmend; es fehlt ihr die frische Unmittelbarkeit einer im Volke erwachsenen Sprache, wie sie doch allein im Stande ist, das Organ nationaler Dichtung und Rede zu sein.

So hat die Wiedergeburt des griechischen Volks mit vielen und eigenthümlichen Schwierigkeiten innerer und äußerer Art zu kämpfen. Eine glückliche Ueberwindung ist nur dann zu hoffen, wenn das Volk inne wird, daß es nicht vorwärts kommen kann, wenn es seine beste Kraft in Parteireibungen zusetzt und sein höchstes Interesse den Fragen einer unstäten Tagespolitik zuwendet. Es kann von den großen Zielen, die dem Volke vorschweben, nichts gelingen, wenn es sich nicht mit vollem Ernste von Grund auf sittlich und religiös erneuert, durch strenge Zucht in Schule und Haus eine arbeitsame und pflichttreue Jugend erzieht und so allmählich den gesunden Kern einer griechischen Nationalität bildet. Denn man kann es den heutigen Bewohnern der klassischen Länder nicht ernsthaft genug vorstellen, daß es eine arge Täuschung sei, wenn Völker, welche durch Elend und Schmach aller Art Jahrhunderte lang gesunken sind, auf einmal durch ein hastiges Greifen nach äußeren Formen und modernen Staatseinrichtungen ohne innere Erneuerung und sittliche Wiedergeburt hohe nationale Ziele erreichen zu können glauben.

Wer als Freund des Alterthums nach Hellas kommt, wie ängstlich verschließt er sein Ohr dem unheimlichen Parteigezänke der Gegenwart! Ernst und schweigsam wandelt er über die Stätten der alten Geschichte; es ist, als fürchte er durch lose Rede die Geister derer zu verletzen, die hier einst so Großes gedacht und geschaffen haben. Ein tiefer Ernst liegt über Land und Meer ausgegossen, und, wenn das Sonnenlicht erloschen ist, so blicken uns die grauen Felsberge von Attica wie entseelte Gestalten an, deren Wiedererweckung zu neuem Leben nur durch ein Wunder gelingen könne. Der Gang der

Völkergeschichte tritt Einem lebendig entgegen, und wie Sulpicius einst seinem gebeugten Freunde Cicero schrieb, daß er auf seiner Fahrt durch den saronischen Golf bei dem Anblicke so vieler Plätze alten Ruhmes, die nun wie Leichen da lägen, erkannt habe, wie thöricht es doch sei, wenn der einzelne Mensch um sein Mißgeschick verzweifle und den Göttern grolle: so vergessen auch wir an solchen Plätzen das Kleine und Eigene und denken den Gerichten Gottes nach, welche hier an den Völkern vollzogen sind. An denselben Stätten wird man aber auch dessen inne, was an menschlichen Werken unvergänglich ist. Denn die Marmorsäulen, unter denen wir stehen, sind die Zeugen einer Zeit, wo alle edlen Triebe, die der Menschenseele eingepflanzt sind, kräftig entfaltet waren, wo die Einzelnen im Ganzen lebten, als Glieder einer Gemeinde, welche Alles an die Ehre des Vaterlandes setzte, wo die Wissenschaft nach ewiger Wahrheit rang und die Kunst im Dienste der Götter ihre höchsten Ziele suchte.

Darum wird man auch auf klassischem Boden den Aufgaben der Gegenwart nicht entfremdet. Man kehret heim mit erfrischter Kraft, mit gestärkter Liebe zum wissenschaftlichen Berufe, mit erhöhter Liebe zum Vaterlande. Deutsche Wissenschaft hat uns nach Athen geführt und ihre Fackel hat unsere Wege auf griechischem Boden beleuchtet. Denn wir traten dort in die Fußtapfen des Mannes, welcher von hier aus einst dieselbe Pilgerfahrt unternahm.*) Dankbar haben wir in Athen vereinigten Genossen die Grabsäule auf dem Kolonos bekränzt und sein Andenken ehrend zugleich uns selbst gelobt, an unserm Theil die Ehre deutscher Wissenschaft unbefleckt zu erhalten und die Liebe zu ihr in der deutschen Jugend fortzupflanzen.

*) Karl Otfried Müller 1840.

III.

Rom und die Deutschen.

Sie haben mir schon einmal gestattet, bei dem heutigen Feste an persönlich Erlebtes anzuknüpfen und Eindrücke einer Frühlingsreise für meine Junirede zu verwerthen. Ich nehme es dankbar an, wenn Sie mir dies auch heute gestatten, denn wer könnte ohne tiefe Eindrücke, welche zur Mittheilung drängen, aus der Stadt heimkehren, die man nach menschlichem Maßstabe die ewige nennt! Eine Reihe von Städten hat es im Alterthum gegeben, welche Jahrhunderte lang Mittelpunkte der Menschengeschichte gewesen sind, Babel und Ninive, Susa, Tyrus und das hundertthorige Theben. Sie haben aber alle ihre scharfgemessene Zeit gehabt; dann sind sie vom Erdboden verschwunden und ihre Stätte ist von kommenden Geschlechtern gemieden worden. Rom aber — wie oft hat es verlassen und zerstört werden sollen! Wie oft sind seit dem Seufzer des Scipio angstvolle Ahnungen vom Ende ihrer Stadt durch die Seele der Römer gezogen! Wie oft schien der jüngste Tag vorhanden zu sein, an dem sie den unterjochten Völkern Buße zahlen sollte! Aber sie ist immer eine Weltstadt geblieben, nach dem Untergange der Republik als Sitz der Cäsaren, nach dem Sturze des heidnischen Fürstensitzes als die Stätte der Apostel- und Märtyrergräber, und auch nach dem Aufhören päpstlicher Weltherrschaft ist Rom bis auf den heutigen Tag

für einen großen Theil der Christenheit die geistliche Hauptstadt geblieben, für alle Gebildeten aber ein Mittelpunkt geistiger Interessen, eine hohe Schule für Wissenschaft und Kunst.

Die Menschen lieben es, mit zäher Pietät an gewissen Orten festzuhalten und den Begriff von Heiligkeit und Macht unauflöslich mit ihrem Namen zu verbinden. Auch kann es nicht befremden, wenn alle romanischen Völker an der Stadt festgehalten haben, welcher sie ihre Sprache und Cultur verdanken; für sie ist Rom ja die gemeinsame Mutterstadt. Aber gerade die Deutschen sind es, welche von allen Nationen die nächsten und wichtigsten Beziehungen zu Rom gehabt haben, sie, welche durch die mächtigsten Naturschranken von Italien getrennt leben, welche von den Bewohnern der Halbinsel in Anlage und Sitte grundverschieden sind, welche sie mehr als alle anderen Völker gehaßt haben und von ihnen gehaßt worden sind, — und dennoch haben sie nie von einander lassen können, dennoch hat der Gedanke, daß Rom die Metropole der Welt sei, nirgends so tiefe Wurzel geschlagen wie bei den Deutschen; kein Volk ist mehr nach Rom gepilgert, hat mehr um Rom gestritten und gearbeitet, als das unsrige. Diese Thatsache hat mich diesmal besonders beschäftigt, während ich durch die Straßen Roms wandelte, und darum lassen Sie mich auch heute dem Gedanken nachgehen: Rom und die Deutschen.

Welch eine Fülle von Wechselbeziehungen tritt uns hier seit frühester Zeit entgegen! Denn schon die erste geschichtliche That der Deutschen war ein Zug nach Italien. Zurückgewiesen, weil ihre Zeit noch nicht gekommen war, lebten sie nach blutigem Kampfe als friedliche Nachbarn oder Bundesgenossen Roms und lernten die Herrlichkeit der Kaiserstadt, den großartigen Staatsorganismus, die immer mehr sich ausgleichende Cultur der Reichsländer kennen und bewundern. Aber auch sie nöthigten den Römern Bewunderung ab. Rom ahnte in ihnen die künftigen Träger der Weltherrschaft und erzitterte bei dem Gedanken, daß die Stämme dieses willensstarken und freiheitstolzen Volks einmal ein einiges und damit

auch unüberwindliches Volk werden könnten. Lange saßen sie ruhig an den Gränzen, ja sie stellten Rom ihre Kräfte zur Verfügung und trugen wesentlich dazu bei, den morschen Reichsbau aufrecht zu erhalten. So ging ganz allmählich und in Rom selbst die Wehrkraft und mit ihr die Macht des Staats an die Deutschen über, und sie waren daher, als des Reichs Aufrechterhaltung endlich unmöglich wurde, die berufenen Erben.

Ein deutscher Heerführer nach dem andern griff nun nach der Krone Italiens; von den Deutschen hing es ab, ob Rom nach seinen zwölf Jahrhunderten noch ferner fortbestehen sollte oder nicht. Die Gefahr war groß. Wie von einem Dämon, sagte Alarich, fühle er sich immer von Neuem gegen Rom getrieben, daß er die Stadt zerstören solle, und die Christen dachten nicht anders, als daß Rom so gut wie Ninive und wie Jerusalem durch Feuer vertilgt werden müsse. Wie er aber die Stadt in seiner Gewalt hatte, hielt eine wunderbare Scheu den Arm des Gothenkönigs zurück; er konnte das Ungeheure nicht ausführen, denn die Vernichtung Roms schien dem Weltuntergange gleich zu sein.

Wenn die Schonung Roms bei den Westgothen die Folge eines dunkeln Gefühls war, so war sie bei Theodorich das Ergebniß einer klaren und besonnenen Politik. Er wollte nicht als Barbarenkönig in die Stadt einziehen, sondern als ein römischer Imperator; in ihm finden wir den Sinn der Deutschen für geschichtliche Größe und ihre ehrerbietige Achtung des Alterthums schon deutlich ausgesprochen. Er liebt Rom, er schützt es gegen die Barbaren wie gegen die Römer selbst, und in seinem Sinne fuhr seine Tochter Amalasunta fort, an der friedlichen Verschmelzung der Deutschen und Römer in Rom zu arbeiten. Große Culturaufgaben wurden schon klar erkannt und kräftig in Angriff genommen; aber die Gegensätze des Alten und Neuen waren zu unvermittelt; es bedurfte eines neuen Bindemittels zwischen Rom und den Deutschen und das war die Kirche.

Das gesetzgebende Ansehen des römischen Bisthums beruhte wesentlich auf den deutschen Stämmen und namentlich

auf den Angelsachsen. Sie haben dasselbe zuerst in vollem Maße anerkannt, sie haben die stammverwandten Völker zu gleicher Verehrung angeleitet, vornehmlich die Franken. So kam es, daß die fränkischen Fürsten für das römische Bisthum in Italien eintraten; von allen Nachbarn unabhängig, sollte Rom der freie Sitz kirchlicher Oberleitung sein; aus der Verbindung mit Byzanz gelöst, wurde es durch Carl von Neuem ein Mittelpunkt der Welt, das Haupt des Abendlandes. Es war nicht mehr eine matte Fortsetzung des alten Römerstaats, sondern eine Wiedergeburt desselben durch deutschen Geist, eine neue Schöpfung, in welcher sich die großen Traditionen des Alterthums mit dem Christenglauben und der ihm dienstbaren Volkskraft der Deutschen verschmelzen sollten, eine großartige, hoffnungsreiche Schöpfung, welche die kriegsmüde Menschheit beruhigen, versöhnen und in friedlicher Gemeinschaft ihren höchsten Bildungszielen entgegenführen sollte.

Als diese Ideen durch die Ottonen erneuert wurden, war ihre Durchführung nicht mehr so leicht wie unter Carl dem Großen. Der Widerstand jenseit der Alpen war gewachsen. Aber die wachsenden Schwierigkeiten erhöhten nur den Eifer; sie steigerten ihn zu einer Art von Leidenschaft, mit der man die Stellung im fernen Rom für den wichtigsten Gesichtspunkt deutscher Politik ansah. Welche andere Nation würde solche Opfer gebracht haben für eine idealistische Politik, deren Ziele immer unklarer, deren Gesichtspunkte immer phantastischer wurden? Unter dem dritten der Ottonen wurde die römische Politik zu einem krankhaften Cultus, der mit Rom getrieben wurde; der junge Sachsenfürst hörte auf ein Deutscher zu sein; ein ewiges Heimweh zog ihn nach dem Tiberstrande, und die universale Richtung, welche von jeher mit der römischen Politik verbunden war, wurde so weit getrieben, daß nun auch griechische Sprache und Sitte am römisch-deutschen Hofe Eingang fand, daß Byzanz, von dessen Einflüssen man das Abendland glücklich befreit hatte, wieder zu einem Vorbilde gemacht wurde; es war ein Zurücksinken zu jener unge-

funden Mischung verschiedenartiger Culturen, in welcher sich das abgelebte Cäsarenthum bewegt hatte.

So haben nach den Gothen die Franken und die Sachsen um Rom geworben. Ihnen folgten die Salier wie die Staufen. Der König aus dem Luxemburger Hause erneuerte die deutsche Hofburg auf dem Aventin, welche von den Ottonen gegründet war, und in der Santa Sabina sehen wir noch die Grabsteine der deutschen Ritter, welche, um Heinrich VII. geschaart, in wildem Straßenkampfe für die Idee des römischen Reichs deutscher Nation geblutet haben. Von Italien nicht zu lassen war eine heilige Tradition. Es war wie die Liebe zu einer Zauberin, von deren Reizen umstrickt man der Heimath vergaß, eine Liebe ohne Gegenliebe. Denn auch den Ghibellinen waren die Waffen der Deutschen nur Mittel für ihre Zwecke. Im Ganzen wurde das Kaiserthum als Fremdherrschaft empfunden, und während die Deutschen für Italien schwärmten, war kein Deutscher daselbst vor Gift sicher.

Wir bewundern die unverwüstliche Energie, mit welcher unsre Fürsten und Völker, nicht aus Eroberungsgier, sondern im Dienste einer großen Idee, um Rom gekämpft und an Rom gearbeitet haben. Wir erkennen, wie in diesen Kämpfen die Volkskraft gestählt, der Volksgeist gehoben worden ist. Aber die herrlichsten Siege riefen nur neue Schwierigkeiten hervor, und die ganze von Carl dem Großen überkommene Politik war eine in sich unmögliche geworden. Der Kirche Schutz sollte dem weltlichen Fürsten eine Weihe geben, aber die mächtig gewordene Kirche wollte nicht geschützt und geleitet sein. Die beiden auf unverbrüchliche Gemeinschaft angewiesenen Aemter an der Spitze der Christenheit traten sich als unversöhnliche Feinde gegenüber, und so wurde das, was der Menschheit eine Bürgschaft des Friedens sein sollte, die Quelle eines unaufhörlichen Kriegszustandes der Christenwelt bis in das vierzehnte Jahrhundert hinein. Zum Danke für Alles, was die Kirche durch unsere Kaiser geworden war, war Rom der natürliche Verbündete aller antikaiserlichen und antideutschen Bestrebungen; aus dem neutralen Boden außerhalb des

Gebiets der einzelnen Nationalitäten war es der Herd aller Bestrebungen geworden, welche die selbständige Entwickelung der christlichen Völker zu hindern, ihre geistige und bürgerliche Freiheit ihnen zu verkümmern suchen.

Und dennoch — wie schwer wurde es den Deutschen sich von Rom loszumachen! Als Luther nach Rom kam, war er römischer, als die Römer. Mit der Andacht des frömmsten Pilgers begrüßte er die Kuppeln der dreimal heiligen Stadt, verehrte alle Reliquien und glaubte in der Hauptstadt des Reiches Gottes Gott selbst näher zu sein. Auch ihm ist es nicht gelungen, das ganze Vaterland frei zu machen, und wenn die Forderung: »Rom soll deutsch sein!« auch lange aufgegeben ist, so ist doch die andere: »die Deutschen sollen römisch sein!« noch keineswegs verklungen. Denn noch heute giebt es bei uns eine Partei, deren wahre Heimath jenseit der Alpen liegt und welcher die Ehre des Vaterlandes gleichgültig ist gegen die Interessen römischer Priestermacht. Aber das Volk hat sich losgesagt, und je fester die Bande waren, welche es mit Rom verknüpft gehalten hatten, um so mehr mußte die Befreiung von Rom der Anbruch eines neuen Volkslebens sein, nicht nur auf dem kirchlichen Gebiete und in der staatlichen Entwickelung, sondern auch in allgemeiner Bildung.

Auch in Kunst und Wissenschaft herrschten die Italiäner; sie sahen auf die Barbaren im grauen Norden mit vornehmem Mitleide herab, und die Deutschen ließen sich diese Betrachtungsweise in aller Demuth gefallen. Sie waren freilich voll von unverdrossenem Eifer, sie hatten schon unter den Ottonen die römische Kunstwelt kennen gelernt und bildeten in der Heimath römische Denkmäler nach, wie Bischof Bernward in Hildesheim; aber sie blieben zurück und wurden von Neuem weit überflügelt, als in Italien die große Bewegung der Geister begann, nämlich die Wiederbelebung des Alterthums, als Petrarca mit der Scholastik brach und die Idee einer aus dem Alterthume genährten, freien menschlichen Bildung mit seinem feurigen Geiste erfaßte. Diese Idee war der Keim einer neuen Weltbildung, aber zunächst konnte sie nur in Ita-

lien gedeihen. Was die Transalpiner sich erst mühsam erwerben mußten, war ein natürlicher Besitz der Italiäner, ein ihnen zugefallenes Erbe. Die Sprache der Alten war ihnen eine leicht verständliche, das Interesse für das Alterthum eine Sache des Patriotismus. Die Erinnerungen des Alterthums umgaben den Römer von Kindheit auf; bei natürlicher Gewandtheit und lebendigem Formsinne fand er sich leicht in die Dichter der Kaiserzeit, verstand ihre Eleganz und gewöhnte sich, sie wie Zeit- und Volksgenossen zu lesen. Die Bildwerke drängten sich ihm auf als Schmuck seiner Wohnungen und Paläste; man mußte sammeln, das Gesammelte ordnen und zu verstehen suchen. Man kam gleich in das Ganze hinein, in einen großen Zusammenhang schriftlicher und monumentaler Ueberlieferung.

Freilich bezogen sich diese Vorzüge der Italiäner nur auf das römische Alterthum. Aber nun hatten sie das Glück, daß auch die griechischen Lehrer, aus Byzanz flüchtig, zuerst zu ihnen kamen, um ihnen die Schätze hellenischer Weisheit mitzubringen und zu entsiegeln. Nun waren sie wieder, wie zur Cäsarenzeit, im Besitze des ganzen Vermächtnisses des klassischen Alterthums; nur bei ihnen konnte man Einblick und Eintritt in die Schatzkammer desselben gewinnen, und mit erhöhtem Stolze fühlte sich Italien als das Haupt von Europa, als den Lehrmeister aller Völker. Auch das Papstthum, durch die Wirren am Ende des Mittelalters in seinem Ansehn tief erschüttert, erkannte in dem Humanismus ein willkommenes Mittel, neuen Glanz und Einfluß zu gewinnen Es suchte in Anlage von Museen und Bibliotheken Florenz zu überbieten und brachte es dahin, daß die römischen Bischöfe als die berufenen Hüter aller Schätze des Alterthums angesehen wurden, so daß selbst deutsche Fürsten die in deutschen Fürstensitzen erbeuteten Handschriften in die Vaticana schickten.

Indessen haben sich die Deutschen nicht einschüchtern lassen. Sie erkannten die Bedeutung des geistigen Aufschwungs in Italien; sie bewunderten ihn, sie kamen und lernten, aber sie schlugen bald ihre eigenen Wege ein und es bildete sich ein

entschiedener Gegensatz zwischen welscher und deutscher Wissenschaft. Denn gerade weil die Deutschen dem klassischen Alterthume von Hause aus so viel fremder und unbeholfener gegenüber standen, haben sie um so mehr ihre ganze Kraft daran gesetzt, um diese Nachtheile zu überwinden, und sind deshalb, anstatt sich in einer spielenden Nachahmung des Alterthums zu gefallen, um so tiefer in den Kern desselben eingedrungen. Sie konnten nicht daran denken, es in seinen äußeren Formen künstlich wieder herzustellen oder das Eigene für das Fremde hinzugeben. Sie nahmen es wie einen Bildungsstoff in ihr Inneres auf, um an Erkenntniß zu wachsen. Während die Italiäner genießen wollten und deshalb an den Texten der Dichter wie an den Statuen die Schäden versteckten, um nur etwas Ganzes vor Augen zu haben, wurde der deutsche Fleiß nicht müde, die Ueberlieferung zu prüfen und das Echte vom Unechten zu scheiden. So hat sich, wie auf dem kirchlichen Gebiete, so auch in der Wissenschaft der Norden vom Süden frei gemacht, und der von Rom frei gewordene Geist ist es in Frankreich, in Holland, England und Deutschland gewesen, welcher die eigentliche Alterthumswissenschaft gegründet hat. Kaum ein Jahrhundert hat der italiänische Humanismus sein Monopol aufrecht zu erhalten vermocht; ja, die Deutschen griffen selbst schon frühzeitig in die Entwickelung der italiänischen Studien ein. Während Aeneas Sylvius, der Apostel des Humanismus, Deutschland noch wie ein Heidenland durchzog, führten die Deutschen drüben schon die Buchdruckerei ein und riefen in Rom eine Litteratur der Klassiker ins Leben.

Denn es konnte ja bei dem spröden Gegensatze, welcher zunächst eintreten mußte, als Deutschland sich der Bevormundung Italiens entzog, auf die Dauer nicht bleiben. Rom war nicht mehr das Ziel deutscher Kaiserpolitik, es war nicht mehr die geweihte Stätte, wo man der sündentilgenden Macht der Gottheit gewisser zu sein glaubte; auch das Orakel in Sachen der feineren Bildung war es nicht mehr. Aber der Zug blieb, welcher das nördliche Binnenland und die südliche Halbinsel unauflöslich mit einander zusammenhält, und wenn

dieser Zug diesseit der Alpen lebhafter als jenseits gefühlt wurde, so ist die Zudringlichkeit der Deutschen nur ein Zeichen ihrer größeren Rührigkeit und eines kräftigeren Bildungstriebes. Denn die Pilgerfahrten unserer Künstler und Gelehrten, welche von Jahr zu Jahr in immer dichteren Zügen über die Alpen gehen, sind nicht bloß das Ergebniß Zerstreuung suchender Reiselust, sie sind nicht eine Sache der Laune und des Luxus, sie haben vielmehr eine gewisse Nothwendigkeit, und große Culturinteressen knüpfen sich an dieselben; denn es handelt sich um die Ausbeutung der Schätze, die nur dort zu heben sind, um eine friedliche Eroberung, welche beiden Parteien zu gute kommt.

Wir sprechen zunächst von der Kunst. Sie ist von der Oertlichkeit abhängiger, als die Wissenschaft; sie ist ein zarteres Gewächs, welchem der südliche Himmel unberechenbare Vortheile darbietet; sie kann nicht als Treibhauspflanze gezogen und nicht als Luxuspflanze in die Fremde verführt werden. Auch im Süden bedarf es außerordentlicher Verhältnisse, wenn die volle Entwickelung gelingen soll. Es bedarf einzelner Schulen, welche in stiller Zurückgezogenheit die Keime pflegen; dann müssen die Meister der Schulen wandernd zusammen kommen, »Vaterland und Welt muß auf sie wirken;« und wenn sie ihre Erfindungen ausgetauscht, wenn sie neidlos von einander gelernt haben, dann bedarf es eines Orts, wo mächtige Gunst und reichliche Mittel vorhanden sind, um das gereifte Kunstvermögen zu großen Leistungen zu veranlassen, in denen es der inwohnenden Kraft in vollem Maße bewußt wird. So war es einst in Athen, so war es in Rom unter Julius II., der mehr, als sein gefeierterer Nachfolger mit Perikles genannt zu werden verdient. Gleich nach ihm begann man die Kunst zum Dienste der Laune herabzuwürdigen, — aber die Werke der großen Zeit sind geblieben, ein Vermächtniß einzig in seiner Art, und wenn nun in derselben Stadt auch von der anderen, dem Menschengeschlechte gegönnten, von der hellenischen Kunstblüthe die zahlreichsten und schönsten Denkmäler vereinigt sind, so darf Rom in der That als der

Ort gelten, der von dem, was hohe Kunst ist, allein eine Vorstellung zu geben vermag.

Solche Werke gehören nicht Rom, sondern der Menschheit an, und dies haben vor Allen die Deutschen erkannt, welche nicht müde geworden sind, das menschliche Geistesleben in seiner Einheit zu begreifen. Wie eifrig haben schon unsere alten Meister, Dürer und Holbein, von den Italiänern gelernt, und was unsre heutige Malerei betrifft, so beginnt ihr Aufschwung mit dem Tage, da Asmus Carstens 1795 in der Casa Battoni seine Zeichnungen ausstellte. Alles war erstaunt in Rom; so fremdartig erschienen sie, bis man inne wurde, daß der bäuerische Mann von den äußersten Nordmarken Deutschlands in bewundernder Betrachtung der Kolosse des Quirinals und der vatikanischen Gemälde zu Werken von so großem Stile und so tiefen Gedanken begeistert worden war. Cornelius folgte; er erneuerte mit seinen Freunden im Bartholdy'schen Hause die monumentale Malerei; Malerei und Architektur verbanden sich wieder mit einander; die deutsche Kunst war wieder aufgelebt in ungeahnter Herrlichkeit und Rom war ihre Wiege; nur in Rom hatte sie erstehen können, »wo noch der Geist der großen Meister schwebt und wirksam schwebt.« Es war die klassische Kunst, in ihrer ewigen Wahrheit von deutschem Auge erkannt, von deutscher Kraft wieder belebt, und wie wenig dabei die Individualität der einzelnen Künstler zu Schaden kam, erkennt man, wenn man Männer wie Carstens, Cornelius, Overbeck mit einander vergleicht, die alle in Rom ihre geistige Heimath fanden.

Die Poesie kann, wenn sie eine nationale bleiben will, nicht in gleichem Maße an vergangene Kunstepochen anknüpfen; sie ist ja auch ihrer Natur nach von örtlichen Anschauungen unabhängiger, und doch, welche Bedeutung hat Rom für unsere Poesie gehabt, und wer kann in Rom verweilen ohne den Spuren Goethe's nachzugehen! Künstlerische Muße konnte er auch anderswo finden, aber nirgends sonst einen Ort, wo Gefühl, Beobachtung, Urtheil, wo der ganze Mensch so gleichmäßig in Anspruch genommen wird ohne das Gedränge klein-

licher Interessen und Rücksichten, welche in der Heimath den Menschen umsponnen halten. Ist doch die Ueberschätzung dieser Dinge noch eine Schwäche der Deutschen, mit ihrem kleinbürgerlichen Standesgeiste verbunden. Der Eine fühlt sich vor Allem als Beamten, der Andere als Gelehrten, der Dritte als Soldat. Das verschwindet an einem Orte wie Rom; die Nebendinge werden gleichgültig, das wahrhaft Große und Bedeutende wächst unmittelbar an den Menschen heran, das Bewußtsein erweitert sich, man fühlt sich von der Würde der Gegenstände getragen; es tritt eine Stille ein, welche versöhnend, befreiend, heilend wirkt, wie es Goethe empfand, der seine tiefste Sehnsucht hier wie in einem lange gesuchten Heimathlande gestillt fand. Und dann erwacht in wunderbarer Weise mit der Luft, die man einathmet, mit den Bergformen, die den Horizont bilden, mit den Gestalten, zwischen denen man wandelt, ein künstlerischer Formsinn, wie er dem Nordländer von Hause aus nicht eigen zu sein pflegt. In einer gewissen Einseitigkeit zeigt sich dies bei Platen, in schönster Anmuth bei Goethe, und insofern können wir neben den Schöpfungen von Thorwaldsen und Cornelius auch Tasso und Iphigenia nennen unter den Werken neuerer Kunst, welche unter der Gunst der römischen Sonne gereift sind und welche uns den Boden von Rom doppelt theuer machen.

Eine schwierigere Aufgabe war es, unsere Wissenschaft, namentlich die Alterthumswissenschaft, in Rom einheimisch zu machen. Hier war die Ueberlegenheit der Eingeborenen viel begründeter und eine gewisse patriotische Eifersucht viel berechtigter. Hat doch die kleinste Stadt Italiens ihre einheimischen Ortsführer und Geschichtschreiber, wie viel mehr mußte in Rom seit Beginn der humanistischen Richtung Orts- und Denkmälerkunde zu Hause sein! Wer hier mit offenen Sinnen aufwuchs, mußte sich von selbst in die Alterthümer einleben. Spielend lernte er die Marmorarten unterscheiden, die Züge der Cäsarenbüsten sich einprägen, die Baureste verstehen und ergänzen, die Bildwerke deuten. Kunstliebe gehörte zum guten Tone, Kunstbesitz und Kennerschaft zu dem, was man in keinem

vornehmen Hause vermissen mochte. Akademien bestanden zur Pflege der Wissenschaft, und in kleineren Kreisen Auserwählter über ältere und neuere Erwerbungen sich zu unterhalten galt für die Würze feinerer Geselligkeit. Auch die Fremden wurden ja erst Kenner, indem sie durch längern Aufenthalt Römer wurden, wie es mit Rafael Mengs der Fall war. Wie schüchtern betrat deshalb auch Winckelmann die Schwelle der Stadt, welche er als die hohe Schule aller Kunststudien verehrte! In trüben Verhältnissen aufgewachsen, schon über die Mitte des Lebens hinaus, in sich unklar und unsicher, ein diesseit wie jenseit der Alpen unbekannter Gelehrter — so kam er nach Rom, ein Laie, der Alles, vor Allem die Kunst zu sehen, hier erst zu lernen hatte.

Und doch war seine Ankunft ein Ereigniß für die Alterthumskunde in Rom. Denn jetzt erst erkannte man dort, daß es auch für die römische Antike nicht gleichgültig sei, ob Jemand im Homer und Platon zu Hause sei, und obwohl die Römer nur zögernd auf einen Standpunkt eingingen, welcher ihrem italischen Nationalgefühle nicht recht entsprechen wollte, so mußten sie doch die Ueberlegenheit anerkennen, welche dem fremden Manne sein griechisches Wissen verlieh; der sächsische Gelehrte wurde Aufseher der städtischen Alterthümer Roms und die erste Autorität in römischer Wissenschaft. Wußte man wohl, daß man damit den Vorrang anerkannte, welchen die deutsche Bildung durch die Reformation gewonnen hatte?

Winckelmann erfuhr den vollen Segen des römischen Lebens; sein ganzes Wesen wurde gehoben und frei, sein Auge geöffnet, seine Sprache veredelt. Aber er blieb ein Deutscher und sein Ehrgeiz war nicht, den Römern zu gefallen, sondern den Deutschen ein Werk zu hinterlassen, welches dem Volke Ehre machte; und als Deutscher ging er weit über die Gesichtspunkte italiänischer Gelehrsamkeit hinaus, indem er die griechisch-römische Kunst in ihrem Zusammenhange erkannte und eine Wissenschaft gründete, welche seitdem einer der wichtigsten Zweige der Humanitätsstudien geblieben ist.

Nach Winckelmann war Niemand thätiger auf diesem Ge-

biete, als Georg Zoega, gleich Carstens an der Nordgränze Deutschlands heimisch, aber von italiänischer Abstammung und in der That eine Heimath in Rom suchend, ein Archäolog in großem Sinne, Kunst und Geschichte, Morgen- und Abendland umfassend, noch heute ein unentbehrlicher Führer im alten Rom.

Seit Winckelmann und Zoega ist die Thätigkeit der Deutschen in Rom nie wieder abgerissen, sondern stetig angewachsen; vor Allem in diesem Jahrhundert, dessen ganz besonderer Beruf es von seinem Beginne an gewesen ist, unsere Heimath eng und enger mit dem klassischen Boden zu verbinden. Diesen Trieb, der sich gerade bei Söhnen des fernsten Nordens am kräftigsten geltend zu machen pflegt, finde ich bei Keinem der Aelteren in so liebenswürdiger Weise ausgebildet wie bei Otto von Stackelberg, dem esthländischen Edelmanne, der, wie Zoega, in Göttingen gebildet wurde und in seltner Weise begabt war, das Kunstschöne an der Antike zu empfinden und Andere empfinden zu lassen. Aber wie viel andere Spuren deutscher Forscher sind dem klassischen Boden eingedrückt, dem sie eine für alle Zeit fruchtbringende Thätigkeit gewidmet haben! Ich erinnere nur an die bahnbrechenden Forschungen des Freiherrn von Rumohr und an unsern Otfried Müller, für welchen Rom der Ort war, an dem und für den er zuletzt mit voller Kraft und im Zusammenhange gearbeitet hat, wo er seine alten Studien über die Stämme der Halbinsel und die überseeischen Culturverbindungen Mittelitaliens mit frischem Eifer wieder aufnahm.

Aber nicht bloß einzelnen Gelehrten blieb es überlassen die durch Winckelmann eröffnete Verbindung zwischen Rom und Deutschland fortzusetzen; auch von Staatswegen und namentlich von unserm Staate geschah Alles, um diese Verbindung zu pflegen und dem Werthe, den man auf sie legte, würdigen Ausdruck zu geben.

Im Herbst 1802 stieg Wilhelm von Humboldt in der Villa Malta ab, ein Staatsmann und Denker, der aber auch Dichter genug war, um nach Goethe's Weise in Rom zu schwelgen, und zugleich die Größe der römischen Eindrücke

benutzte, um selbst in geistiger Kraft auszuwachsen, seinen geistigen Besitz abzurunden und seines wissenschaftlichen Berufs sicherer zu werden, der treue Pfleger aller höheren Bestrebungen der Deutschen in Rom. Als sein Hausgenosse und Freund wurde Welcker in Rom heimisch, der mit der ganzen Tiefe des deutschen Wesens sich der Kunstforschung hingab, der selbständigste Nachfolger Winckelmann's und wie dieser besonders bestrebt, die griechische Kunst, die lang verkannte, in Rom zu Ehren zu bringen, darin ganz übereinstimmend mit Humboldt, dem das Hellenische unbedingt das Werthvollste am Alterthume war, der Mittelpunkt seiner Gedanken und Neigungen.

Um so wichtiger war, daß ihm ein Niebuhr folgte. Seiner Natur war jede Schwelgerei, auch die geistigste, zuwider; er konnte den epikureischen Zug bei Humboldt so wenig wie bei Goethe billigen; er hatte die Kunst nicht, sich selbst zu vergessen, ohne welche Rom nicht Rom ist. Immer wachsam und gespannten Geistes, sah er in Rom nur Stoff zur Arbeit, unbenutzte Schätze der Erkenntniß, ungelöste Aufgaben. Er war sittlich zu zartfühlend, um sich über das entartete Rom beruhigen zu können, er war zu deutsch, um sein Vaterland leicht zu entbehren, zu ernst und wahr, um sich in anmuthige Traumbilder einwiegen zu lassen. Er aber hat das unvergeßliche Verdienst, daß er der deutschen Wissenschaft in Rom einen festen Sitz gegründet und nach der einseitigen Bevorzugung des Griechischen die Studien über römische Geschichte und Ortskunde unter den deutschen Römern ins Leben gerufen hat.

Freilich hatten die Römer selbst schon lange daran gearbeitet. Sie gaben schon im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts Werke heraus, welche das »wiederhergestellte Rom« enthalten sollten, und in der überschwänglichen Zeit Leo's X. faßte man sogar den Plan, die alte Stadt planmäßig aus dem Schutte hervorzuziehen. Aber dieser Gedanke ging mit Rafael zu Grabe und jene Arbeiten blieben Versuche, weil man ohne breite und gesicherte Grundlage etwas Fertiges aufbauen wollte.

Auf Niebuhr's Anregung traten nun deutsche Gelehrte in diese Arbeit ein; er selbst schrieb seinen Abriß der Stadtgeschichte Roms; sein Nachfolger im Amte, Bunsen, war der thätigste Förderer des deutschen Werks über die dortigen Alterthümer, und wie die älteste Quelle christlicher Zeit über Rom das Wanderbuch eines nordischen Pilgers, des Anonymus vom Kloster Einsiedeln, ist, so ist auch der ganze Ausbau der Geschichte Roms im Alterthum und Mittelalter und die wissenschaftliche Behandlung seiner Denkmäler, so weit sie bis jetzt gelungen ist, in der Hauptsache eine Frucht deutscher Arbeit.

Das Capitol, welches nach dem Theater des Marcellus der Sitz unsrer Gesandtschaft geworden war, sollte aber in noch ganz andrer Weise eine Stätte deutscher Wissenschaft werden. 1825 vereinigte sich eine Anzahl junger Gelehrter — darunter Gerhard, Stackelberg, Panofka — und bildete unter dem Namen der »hyperboreischen Freunde« in Rom eine fröhlich forschende Genossenschaft. Man erkannte die Nothwendigkeit, für ein Studium, welches so sehr wie die Denkmälerkunde regsamen und weitverbreiteten Austausch verlangt, einen Mittelpunkt zu schaffen, von welchem aus alle Erweiterungen archäologischer Kenntniß in Wort und Bild rasch zur Kenntniß aller Mitforscher und Alterthumsfreunde gelangen könnten. So erwuchs das römische Institut. Auf dem tarpeischen Felsen gründete nun die deutsche Wissenschaft ihren eigenen Herd, nicht in einem Palaste, wie ihn Frankreich seinen Kunstjüngern in Rom einrichtete, sondern in bescheidenen Räumen, von kleinen Anfängen beginnend. Aber von Jahr zu Jahr ist es unter dem Schutze der preußischen Krone kräftiger ausgewachsen und wirksamer geworden, auf fremdem Boden die Wissenschaft in deutschem Geiste pflegend, In- und Ausländer, so weit das Interesse für klassische Denkmälerkunde reicht, zu gemeinsamer Thätigkeit vereinigend. Die jungen Deutschen eignen sich hier alle Vortheile an, welche sonst den gebornen Italiänern vorbehalten waren, und diese wiederum werden durch deutschen Geist gehoben. Die Engherzigkeit ist verschwunden, mit welcher man sich früher in Italien gegen

jede Untersuchung verschloß, die auf eine Schmälerung des italischen Autochthonenruhms hinauslaufen könnte und jeden Zweifel an der vollen Selbständigkeit einheimischer Culturentwickelung als einen Frevel gegen Rom denuncirte. Cavedoni wie Avellino haben schon ganz in deutschem Geiste gearbeitet und die vorzüglichsten der jetzt lebenden Gelehrten, namentlich de Rossi und Rosa, sehen das deutsche Capitol als den Mittelpunkt der römischen Studien an und rechnen hier vor Allem auf Verständniß und Förderung. Diesen Erfolg verdankt das Institut den trefflichen Männern, welche demselben nach und neben einander als Geschäftsführer gedient haben. Um nur der Verstorbenen zu gedenken, nenne ich Kellermann, Emil Braun und Wilhelm Abeken. Der Erste gründete hier die Inschriftenkunde; der Zweite wird den meisten Deutschen, welche in den vierziger und funfziger Jahren zu Rom verweilten, unvergeßlich sein, ein Mann der edelsten Begabung von Herz und Geist, von Winckelmann'schem Enthusiasmus, der sich in seiner Behandlung des Alterthums in gewisser Weise den Italiänern anschloß, indem er wie diese der hergebrachten Ueberlieferung ungern widersprach, wenn ihre Richtigkeit nicht vollständig widerlegt war, während Abeken, der früh Vollendete, im Sinne seines Lehrers Otfried Müller mit Vorliebe historische Gesichtspunkte verfolgte und mit vorsichtiger aber sicherer Hand die Grundzüge einer Kunst- und Culturgeschichte Mittelitaliens entwarf. Diese Männer und ihre Nachfolger haben den Stamm gebildet, an welchen die kommende und gehende deutsche Jugend sich anschließt und zwar so, daß ein Jeder sein besonderes Arbeitsfeld findet, auf welchem er Gelegenheit hat, der Wissenschaft Dienste zu leisten. Dazu gehört denn auch in vorzüglichem Grade die Ausbeutung der litterarischen Schätze Roms; auf diese Weise haben die Deutschen sich die palatinischen Handschriften zurückerobert und die Vaticana, so viel an ihnen lag, zu dem gemacht, was sie den Verträgen nach sein sollte, zu einem Gemeingute der gebildeten Welt.

So ist eine Pflanzstätte deutscher Wissenschaft auf dem

Capitole erwachsen, welche durchaus einzig in ihrer Art ist, und wenn wir noch dazu nehmen, daß auf derselben Höhe auch der evangelischen Predigt eine würdige Stätte gegründet und den kranken Deutschen heimathliche Pflege bereitet worden ist, so darf man diese capitolinische Colonie im besten Sinne als ein Ehrendenkmal des deutschen Vaterlandes bezeichnen und im Namen desselben dem Fürstenhause dankbar sein, welches für unsere geistigen Interessen in Rom so kräftig gesorgt und die alten Beziehungen zwischen Rom und den Deutschen so weise erneuert hat.

Spiegelt sich aber in diesen Beziehungen nicht auf eine merkwürdige Art der ganze Charakter der Deutschen, ist nicht ihre Ehre und Größe, wie ihre Schwäche und Demüthigung immer mit Rom im Zusammenhange und ist nicht jede Veränderung der Beziehungen zu Rom zugleich eine Entwickelungsepoche der Deutschen?

Seit die Deutschen in die Geschichte eingetreten sind, haben sie sich nie auf die Heimath und ihre nächsten Aufgaben beschränken können. Voll Anerkennung und Bewunderung für jede geschichtliche Größe, haben sie Alles, was menschlich ist, in ihr Gebiet hereingezogen, haben alle weltbewegenden Ideen mit voller Wärme ergriffen und nichts ist ihnen zu fern und fremd gewesen, das sie sich nicht anzueignen versucht hätten. Dabei sind sie öfter, als andere Nationen in die Lage gekommen, daß sie das Erreichbare und Nothwendige verschmähten, um das Unmögliche zu gewinnen; sie sind mehr, als Andere Täuschungen, Irrgängen und Demüthigungen ausgesetzt gewesen, aber sie haben mit zäher Ausdauer immer neue Wege versucht, und so haben sie auch, nachdem sie sich von dem Drucke Roms frei gemacht hatten, in voller Unabhängigkeit den geistigen Austausch, auf den Italien und Deutschland von Natur angewiesen sind, aufs Neue begonnen. Seitdem keines der beiden Länder des andern Freiheit gefährdet, findet auch deutsche Bildung jenseit der Alpen überall Eingang und die Arbeit der Deutschen hat besseres Gedeihen, als je zuvor.

So lernen wir auch hier unser Volk kennen als das Volk der Arbeit, welches keine Ruhe hat, so lange noch ein Quell geistiger Erkenntniß unbenutzt geblieben ist, und wenn sich jene nordischen Freunde in Rom die Hyperboreer nannten, so lassen wir uns gerne an die liebliche Sage von den Opfergaben erinnern, welche vom Nordrande der Erde nach Delos gebracht wurden, dem Ursitze des apollinischen Cultus, welcher die nahen und fernen Städte zu einer großen Gemeinde vereinigte. Diese Idee von der Gemeinsamkeit aller geistigen Interessen der Menschheit und dem einheitlichen Zusammenhange aller wahren Erkenntniß haben die Deutschen niemals aufgegeben; darum huldigen sie den Stätten, von denen Kunst und Weisheit ausgegangen ist, und verbinden die Völker zu gemeinsamer Pflege des geistigen Besitzes, dessen Geltung über den Kreis der einzelnen Völker und Zeiten hinausgeht; sie sind das priesterliche Volk, welches berufen ist, in reinen Händen die ewigen Güter der Menschheit zu tragen.

VI.

Der Weltgang der griechischen Cultur.

Als wir im vorigen Jahre zur akademischen Feier hier versammelt waren und unsere Gedanken sich mit dem beschäftigten, was bei aller Mannigfaltigkeit der Fachstudien als die gemeinsame Aufgabe unserer wissenschaftlichen Arbeit angesehen werden könnte, fanden wir einen solchen Mittelpunkt in der historischen Forschung, welche darauf ausgeht, in Natur und Menschenwelt die gegebenen Thatsachen zu begreifen. Aber wie weit gehen doch die beiden Richtungen dieser Forschung auseinander! Der Naturforscher fühlt sich am Ziele, wenn er das Gesetz erkannt hat, nach welchem sich unabänderlich dieselben Erscheinungen unter gleichen Bedingungen wiederholen müssen. Aber wann ist der Geschichtsforscher am Ziele, wann kann er auch auf einem noch so eng begränzten Gebiete die Untersuchung für geschlossen ansehen! Denn wenn durch Sammlung, Prüfung und Sichtung der Ueberlieferung die Thatsachen festgestellt und nach ihrer Zeitfolge geordnet sind, was wissen wir dann von dem Volke, dessen Geschichte uns beschäftigt? Nicht mehr, als wir von einem Menschen wissen, dessen äußeren Lebensgang wir uns haben erzählen lassen. Unsere Theilnahme wird angeregt und der Wunsch geweckt, ihn näher kennen zu lernen. Jede nähere Bekanntschaft aber beginnt erst dann, wenn sein inneres Leben uns entgegentritt, wenn wir seinen Bildungsgang, sein sittliches Streben, seine wissenschaftlichen Ziele kennen lernen. Haben

wir diesen Genuß des inneren Verkehrs gekostet, so erhalten nun auch alle äußeren Thatsachen, welche bis dahin nur die Neugierde befriedigen konnten, eine tiefere Bedeutung für uns.

Ebenso ist es mit der Völkergeschichte. Die Völker sind ja auch in gewissem Sinne Individuen; es sind geschichtliche Persönlichkeiten, welche unter dem Einflusse unendlich vieler Bestimmungen äußerer und innerer Art ihr eigenthümliches Gepräge erhalten haben, und das, was am Ende doch unser höchstes Interesse in Anspruch nimmt, ist das Verständniß ihres Charakters. Die Wissenschaft sucht dieses Interesse zu befriedigen, und wie der Naturforscher von dem Aeußeren der Pflanze auf die verborgene Bewegung ihrer Säfte, von dem Gliederbau des Thierkörpers auf den innerlichen Lebensproceß übergeht, so dringt auch der Historiker immer mehr von außen nach innen vor, um in der Mannigfaltigkeit der Ereignisse den einheitlichen Zusammenhang, in dem Geschehen das Werden, in den Erscheinungen die wirkenden Kräfte zu erkennen. Aber bei der geschichtlichen Entwickelung sind keine Gesetze mathematischer oder physikalischer Art nachzuweisen; hier lassen sich die Faktoren nicht zu Formeln verbinden, welche den Schlüssel des Verständnisses bilden; wir stehen auf dem Gebiete sittlicher Freiheit. Darin liegt der große Reiz, aber auch die unendliche Schwierigkeit derjenigen historischen Forschung, welche wir die culturgeschichtliche nennen können.

Sie ist in wesentlichen Punkten von der äußeren Geschichte unterschieden. Sie ist arm an Quellen; denn nur die äußeren Thatsachen, welche Aufsehen erregen, werden von den Zeitgenossen bezeugt und dem Gedächtnisse der Nachkommen aufbewahrt, aber nicht die täglichen Lebensgewohnheiten. Im Stillen, allmählich und unbewußt vollzieht sich die innere Entwickelung der Völker; die wichtigsten Einflüsse sind vollendet, wenn das Selbstbewußtsein erwacht, und was an Denkmälern alter Cultur erhalten ist, kann wohl von den Höhenpunkten gewisser Richtungen, aber nicht von dem bis dahin zurückgelegten Wege Zeugniß geben.

Die Culturgeschichte hat aber noch ganz andere Gebiete;

sie geht in jeder Richtung über die scharf gezogenen Gränzen der Staatengeschichte hinaus. Völker, welche nach geschichtlicher Ueberlieferung in keinerlei Beziehung zu einander gestanden haben, treten wie zu einem engen Familienkreise zusammen. Man erforscht mit einem Eifer, welcher fast den Sinn für das Eigenthümliche der einzelnen Völker abzustumpfen droht, die gemeinsamen Sagen und Sitten der indogermanischen Nationen und sucht dann wiederum die kreuzenden Einflüsse, welche aus der Vermischung verschiedener Völkerfamilien hervorgehen, nachzuweisen. Die Culturgeschichte geht aber nicht nur über die historischen Anfänge der Völker zurück, sondern auch über die Schlußpunkte der Staatengeschichte hinaus und begleitet die Bildung, welche ein Volk im Verlaufe seiner Geschichte erworben hat, auf ihrer Wanderung zu anderen Völkern. Hier gerade treten uns am deutlichsten die Spuren eines großen Zusammenhangs; eines geschichtlichen Organismus entgegen.

Nirgends ist das Verhältniß von Staaten- und Culturgeschichte merkwürdiger, als in Griechenland. Einerseits sind sie beide auf das Engste mit einander verbunden; denn nirgends ist die Cultur eines Volks im Staate, in der Religion, in Kunst und Wissenschaft so scharf ausgeprägt wie bei den Hellenen. Keine Cultur — ich rede von der höhern Geistesbildung — tritt uns so ursprünglich und volksthümlich entgegen wie die griechische. Andererseits hat sie sich so von ihrem Volke abgelöst und steht in einem so weltgeschichtlichen Zusammenhange, daß sie nicht einer Nation, sondern der Menschheit anzugehören scheint. Es ist, als ob für sie, nicht für sich das Volk gelebt habe. Darum knüpft sich auch an seine äußere Geschichte kein höheres Interesse, als daß sie uns nachweist, unter welchen Verhältnissen solche Ergebnisse innerer Entwickelung zur Reife kommen konnten. Ja es tritt erst nach Abschluß der Staatengeschichte, nach dem politischen Tode des Griechenvolks die wahre Macht desselben zu Tage, indem sein unsterblicher Theil, das ist seine geistige Bildung, durch den Abbruch hinfälliger Formen zu frei wirkender Geltung

kommt. Kein Volk, welches in eine höhere Entwickelung eingetreten ist, hat sich dieser Macht entziehen können; es muß ihren Einfluß abwehren oder anerkennen, und die Stellung, welche es ihr gegenüber einnimmt, ist bis auf den heutigen Tag für die Bildungsstufe der Menschen und Staaten entscheidend geblieben. Diese unvertilgbare, von Land zu Land schreitende, durch alle Jahrhunderte fortwirkende, aus Schutt und Vergessenheit immer neu erstehende Lebenskraft der griechischen Cultur ist gewiß eine der denkwürdigsten Thatsachen menschlicher Geschichte. Gestatten Sie mir, die Stellung, welche die verschiedenen Völker zu ihr eingenommen, in kurzem Ueberblicke anzudeuten; es ist eine Betrachtung, welche uns aus den fernsten Welt- und Zeiträumen mitten in die Gegenwart und in den Festsaal unserer Universität zurückführt.

Die griechische Cultur hatte noch lange nicht ihre volle und allseitige Entwickelung gewonnen, als sie schon von den anderen Völkern gewürdigt und anerkannt wurde. Wo griechische Ansiedler an fremden Küsten landeten, begründeten sie eine höhere Lebensordnung, welche die Bewunderung der barbarischen Stämme erwecken mußte. Sie lehrten sie mildere Sitten und behaglichere Lebensgewohnheiten annehmen, das Land vortheilhafter anbauen und in einen gewinnreichen Verkehr eintreten. Die Freundschaft, welche der hispanische König Arganthonios den Phokäern erwies, indem er sie einlud zu ihm überzusiedeln, und, als sie die Heimath nicht aufgeben wollten, von seinem Gelde ihre Stadtmauern aufbauen ließ, ist ein Zeugniß jener dankbaren Anerkennung, welche die Barbaren ihren griechischen Handelsfreunden zollten. Indessen war diese Anerkennung griechischer Cultur für die Griechen selbst kein ungetrübtes Glück. Denn dieselben Städte, welche man ihrer Bildung und ihres Wohlstandes wegen bewunderte, reizten auch die Eroberungslust der Nachbarstaaten, und so geschah es, daß um dieselbe Zeit, in welcher die Blüthe der griechischen Küstenorte von den Binnenländern erkannt wurde, auch die Kämpfe mit den Barbaren begannen und die ersten Nothstände griechischer Städte eintraten.

Denn dies gerade ist eine merkwürdige Thatsache, wir können sagen, ein Gesetz in der Geschichte der griechischen Cultur, daß jedes Mal, wenn ein Theil des Volks die Selbstständigkeit einbüßt, seine Bildung in neuen Kreisen Anerkennung und Einfluß gewinnt, als wenn die Vorsehung darin eine Entschädigung für das verlorene Gut der Freiheit hätte geben wollen.

Crösus war, wie Herodot bezeugt, der erste unter allen Barbaren, welcher griechische Städte zinspflichtig gemacht hat, und diese erste Unterwerfung der Hellenen ist wiederum ein Sieg derselben, eine geistige Eroberung gewesen, und ihr erster Zwingherr war zugleich einer der ersten Philhellenen. Hatten doch seine Kriege keinen anderen Zweck, als die Hülfsmittel der Küstenstädte seinem Reiche zuzueignen, war er doch auf das Eifrigste beflissen, die Blüthe des griechischen Lebens nicht nur zu schonen, sondern auch auf alle Weise zu pflegen. Griechische Kunst und Wissenschaft zog er an seinen Hof; er ehrte mit freigebiger Hand die Orakel, beschenkte die jenseitigen Städte und half die Tempel griechischer Gottheiten prachtvoll erneuern. Sein Ziel war kein anderes als die Herstellung eines Reichs, in welchem griechische Bildung herrschte.

Ganz entsprechende Verhältnisse finden wir in Aegypten. Nachdem sich das Land einmal dem Fremdenverkehre geöffnet hatte, dauerte es nicht lange, bis daß die eigentliche Stärke des Pharaonenreichs auf den Griechen beruhte. König Amasis, welcher die Städte auf Cypern zinspflichtig machte, war zugleich, wie Crösus, ein voller Philhellene, gastfreundlich gegen alle Griechen, immer bereit, den Ankommenden Plätze zur Ansiedelung und zur Gründung von Altären zu geben; er suchte Freundschaft mit griechischen Fürsten, Familienverbindung mit griechischen Städten; er steuerte, wie ein Hellene, zum Aufbaue des delphischen Tempels und beschenkte die heiligen Stätten hellenischer Götterverehrung.

Unter allen Barbaren aber, welche mit den Griechen in Berührung gekommen sind, ist ihnen kein Volk so stolz und feindselig gegenüber getreten wie die Perser. Sie hatten

einen Widerwillen gegen das griechische Wesen, wie sie dasselbe in Jonien kennen lernten; sie verabscheuten den Bilderdienst und konnten Bürger, die den ganzen Tag auf dem Markte mit Hin- und Herreden zubrachten, nicht als rechte Männer anerkennen. Wir wissen, wie Kyros die Hellenen verachtete, und wie seine Nachfolger, die Achämeniden, die Bekämpfung der Griechen als das Ziel ihrer Politik verfolgten. Und doch, wie bald ändert sich das Verhältniß, wie bald zeigt sich auch hier ein Verständniß für die Bedeutung griechischer Cultur!

Wir sehen, wie griechische Wissenschaft und zwar zuerst die Wissenschaft griechischer Aerzte, vor denen die Kunst des Morgenlandes zu Schanden wird, Achtung und Einfluß am Perserhofe gewinnt; der Perserkönig kennt keinen größeren Wunsch, als Städte zu besitzen, in welchen Männer wie Demokedes gebildet werden können. Er kennt die Bedeutung der Jonier für sein Reich; er macht sich ihre Klugheit und Tüchtigkeit bei seinen Feldzügen zu Nutze; er nimmt aus ihnen seine Rathgeber, er führt die griechische Sprache als eine Reichssprache ein; er läßt durch griechische Männer die Gränzmeere seines Reiches auskundschaften, und trotz ihres Bilderhasses konnten sich die Perser dem Eindruck griechischer Kunst nicht verschließen, wie sie dieselbe zuerst in Sardes kennen gelernt hatten. Schon Kyros hatte Bildwerke von dort weggeführt, um sie in den Binnenstädten seines Reiches aufzustellen, und griechische Künstler, wie Telephanes, arbeiten für die Paläste des Darius und Xerxes. Auf ihrem Rachezuge gegen Athen huldigen die Perser den Gottheiten von Delos; die Eroberungen der Städte werden benutzt, um ihre Einwohner mitten in das Perserreich zu verpflanzen und diesem neue Lebenskräfte und Bildungsstoffe zuzuführen. Wie wenig aber auch der große Völkerkrieg ein zerstörender sein sollte, zeigt am Besten Mardonios, der kühnste Vorkämpfer Asiens gegen Europa. Denn er war so wenig gesonnen, das hellenische Leben zu zerstören, daß er selbst in Jonien die alten Verfassungen mit ihrer freien Gemeindeordnung herstellte, und vor der Schlacht bei Platää

sehen wir ihn zu Gast geladen in der Stadt der Thebaner, um ihn her an jeder Tafel einen Perser und einen Griechen vereinigt. Es war ein Freundschaftsmahl zwischen den beiden einst so feindseligen Nationen, ein Vorspiel jener Versöhnungsfeste des Abend- und Morgenlandes, wie sie Alexander in Susa veranstaltet hat.

So sehen wir, wie bei den Hauptfeinden des griechischen Volks, bei den Lydern, Aegyptern und Persern an Stelle des Hasses und der Verachtung eine Anerkennung sich geltend macht, welche die hellenische Cultur ihnen abnöthigt. Es ist keine reine philhellenische Gesinnung, keine freie Hingebung an die unverkennbare Ueberlegenheit des hellenischen Geistes, sondern eine mehr oder weniger klare Vorstellung von der Macht der griechischen Cultur und die Erkenntniß der großen Vortheile, welche den orientalischen Staaten aus der Verbindung mit den Griechen erwachsen müßten. Von diesem Standpunkte aus wurden die Barbarenkönige Philhellenen.

Ganz andere Gesichtspunkte treten uns bei den Völkern entgegen, welche den Griechen stammverwandt waren, bei den Völkern des breiten Berglandes, von dem die eigentlichen hellenischen Landschaften nur südliche Verzweigungen sind. Bei ihnen war ein näheres Verständniß der hellenischen Cultur, eine innerliche Aneignung derselben möglich; sie konnten selbst zu Hellenen werden, und je mehr sich diese Völker durch frische Naturkraft den erschöpften Kleinstaaten überlegen fühlten, um so eher konnten hier begabte Fürstengeschlechter den Gedanken fassen, selbst in die griechische Geschichte einzutreten, sie über die engen Gränzen ihrer Heimath zu erweitern und die Kräfte aller griechischen Stämme unter königlicher Obmacht zu vereinigen. Dieser Gedanke tauchte zuerst in Thessalien auf; die Ausführung blieb den Macedoniern vorbehalten. Freilich war dies Volk selbst den Hellenen sehr entfremdet, aber eine Vermittelung bildeten die Familien griechischer Abkunft, welche im macedonischen Hochlande Fürstenmacht erlangt hatten; zu ihnen gehörte das Königshaus der Argeaden, welche es verstanden, die macedonischen Stämme um sich zu sammeln, ein

Reich zu schaffen, dies Reich gegen die Küste auszudehnen und zunächst in ihrem eigenen Gebiete griechische Cultur einzuführen. Dies Werk begann der erste macedonische Alexander, der während der Noth des Perserkriegs in griechischem Interesse unablässig thätig war, der Freund Pindar's, der Gastfreund Athens, der mit dem Namen des Philhellenen geehrt und in Olympia selbst als Hellene anerkannt wurde. Den zweiten Schritt that Philipp, indem er den hellenisirten Staat zu einer Großmacht erhob und die Hülfskräfte der ganzen macedonisch-griechischen Halbinsel unter seine Gewalt brachte. So war die geistige Macht, welche auch die Barbaren anerkannt hatten, mit äußerer Macht verbunden; die Klugheit der Griechen mit der Naturkraft der Bergvölker, welche von allen verweichlichenden Einflüssen der Cultur unberührt geblieben waren. Was konnte einer solchen Macht widerstehen!

Im Gefühle dieser Siegeskraft zogen um dieselbe Zeit die beiden Alexander aus, der Epirote nach Italien, der Macedonier nach Asien, Beide von der Ueberzeugung belebt, daß die griechische Cultur eine Macht sei, welche die Welt durchdringen müsse. Die Ueberzeugung war richtig, aber sie irrten, wenn sie glaubten, diesen geistigen Sieg durch Waffengewalt und nach ihren Plänen ausführen zu können.

Der Schüler des Aristoteles glaubte ein voller Hellene zu sein und doch fehlte ihm das erste Kennzeichen des wahren Hellenen, der Sinn für das Maß und die sittliche Scheu vor unbesonnener Ueberhebung. Das maßlos Begonnene zerfiel, ehe es gegründet war. Nicht auf einmal, nicht in dem großen Maßstabe und der glänzenden Weise, wie es der selbstsüchtige Eroberer erstrebt hatte, sondern allmählich, in kleinen Kreisen, vollzog sich die beabsichtigte Wirkung. Im Innern der Städte wirkte der hellenische Geist, indem sich Gemeinwesen bildeten, wie sie der Orient noch nicht gekannt hatte, Bürgerschaften, verfassungsmäßig gegliedert und geordnet und von selbst gewählten Vorständen regiert. Auch die Fürsten achteten und schätzten diese republikanischen Ordnungen und die syrischen Könige bewarben sich selbst um Gemeindeämter in Antiochien. Hier bildete sich also

ein neues Philhellenenthum; es beruhte auf einer Pietät, wie sie von Pflanzstädten der Mutterstadt erwiesen wurde. Die neuen Städte waren Pflanzstädte, aber nicht, wie die alten Colonieen, von einzelnen Städten ausgesendete, sondern überall hatten sich Hellenen der verschiedensten Herkunft zusammen gefunden. Darum wendete sich das gemeinsame Heimathsgefühl vorzugsweise der Stadt zu, in welcher zuerst die Volksbildung eine solche allgemeine Gültigkeit erlangt hatte, daß sie als die gemeinhellenische angesehen werden konnte. So empfing Athen schon die Erstlinge von der Siegesbeute Alexander's, die Perserrüstungen aus der Schlacht am Granikos, und während die Stadt selbst kraft- und thatenlos darniederlag, wurde sie mit Lorbern geschmückt und erhielt, als die geistige Metropole der orientalischen Städte, eine neue Glorie. Das waren die unsterblichen Ehren, welche sie ihrem Perikles verdankte. Die Könige des Morgenlandes wetteifern ihr zu huldigen; die Gebäude, Bildwerke und Feste Athens werden bei ihnen nachgeahmt, sie prägen auf ihre Münzen attische Symbole. Die unvollendeten Tempel der Athener werden von den Seleuciden ausgebaut, die Ptolemäer schicken ihnen nicht nur Kornschiffe, sondern schmücken auch die Stadt mit einem prachtvollen Gymnasium; die Pergamener wissen ihre Kriegsthaten nicht besser zu verherrlichen, als indem sie auf den Mauern der Akropolis ihre Siege über die Gallier in Bildwerken darstellen; kappadocische Fürsten erneuen das perikleische Odeion und selbst Herodes der Idumäer sucht sein neu gegründetes Fürstenthum in die Reihe der helleniſtischen Staaten einzuführen, indem er die Stadt der Athener mit seinen Weihgeschenken anfüllt. Die Fürsten von Damascus, die Könige Parthiens legen sich als Ehrentitel den Namen der Philhellenen bei.

Während die griechische Cultur den Orient bis Indien und Turan durchdrungen hatte, war der Westen dieser großen Umwandelung fern geblieben. Wohl war von den Küsten, welche im Bereiche griechischer Seefahrt und Ansiedelung lagen, mancherlei Bildung in Italien eingedrungen und hatte auch zum Aufbaue des römischen Staats wesentlich beigetragen.

Aber die kleinen Republiken hatten Italien nicht zu helleniſiren vermocht, und eben ſo wenig war dies den gewaltſamen Verſuchen helleniſtiſcher Fürſten gelungen; Rom ſollte ſelbſt nach Griechenland kommen, um hier die Macht griechiſcher Cultur zu empfinden.

Es kann nicht meine Abſicht ſein, die Epoche zu ſchildern, da die beiden Zweige des großen Völkergeſchlechts ſich von Neuem begegneten. In getrennten Wohnſitzen, auf verſchiedenen Culturwegen waren ſie weit auseinander gegangen, ohne daß das Gefühl der urſprünglichen Zuſammengehörigkeit und das gegenſeitige Verſtändniß ſich ganz verloren hätte. Mit praktiſchem Sinne hatte der Römer ſein Haus und ſeinen Staat geordnet, auf bäuerliches Leben ſeine Sitte gegründet und in ſtrenger Zucht zu erhalten geſucht, nüchtern und verſtändig, ſpröde und mißtrauiſch gegen Alles, was den nächſten Zwecken des bürgerlichen Lebens ferne lag. In dieſer Beſchränkung lag die Stärke des Römerthums. Aber wie arm und kahl erſchien es nun, als ſich die reiche Fülle des griechiſchen Lebens zur Vergleichung darbot! Da ſchloſſen ſich den Römern ungeahnte Quellen geiſtiger Freude und Belehrung auf, während die Griechen ihrerſeits dem kernhaften und mächtigen Bürgerſtaate ihre Bewunderung nicht verſagen konnten. Die urtheilsfähigen Männer beider Nationen mußten erkennen, wie der einen mangele, was die andere beſitze, und wie deutlich ſie zu gegenſeitiger Ergänzung berufen ſeien. Das waren die Ideen des Kreiſes, welchem Polybios angehörte. Er lebte ſich in Rom ein, ohne ſeinen achäiſchen Patriotismus aufzugeben, und ſein Schüler, der jüngere Scipio, blieb ein voller Römer, aber geadelt und gehoben durch ſeine warme Liebe für Griechenland.

Auf dieſer zarten Linie konnte ſich aber das römiſche Philhellenenthum nicht erhalten. Schon in der nächſten Generation drang es in alle Schichten der Bevölkerung ein und zerſetzte das römiſche Weſen. Es begann ein hartnäckiger Kampf gegen die moderne Miſchbildung, aber er konnte keinen dauernden Erfolg haben. Rom bedurfte einmal, ſeit es Welt-

macht geworden, einer neuen Cultur von weiterem Gesichtskreise, und diese bot sich ihm in der griechischen dar, welche seit Alexander eine Weltbildung geworden war. Wenn es auch bis in die Kaiserzeit hinein nicht an Leuten fehlte, welche alles Unglück Roms von der Einführung griechischer Weisheit herleiteten, so ist doch andererseits gewiß, daß nirgends die griechische Cultur auf den verschiedenen Stationen ihrer Wanderung so große Wirkungen hervorgebracht hat, wie in Rom. Sie griff hier in alle Gebiete des geistigen Lebens ein; sie trug dazu bei, die Schrift- und Sprachgesetze des Lateinischen zu ordnen, sie rief eine ganze Litteratur in Prosa und Poesie hervor, die ungleich reicher und lebenskräftiger war als Alles, was im hellenisirten Oriente der Nachsommer griechischer Litteratur hervorzubringen vermocht hatte. Die bildende Kunst fand hier eine neue Heimath und erstarkte an neuen Aufgaben zu einer dauernden und inhaltreichen Nachblüthe. In der Beredsamkeit führte der gesunde Sinn der Römer von den Ausartungen des asiatischen Stils zu der klassischen Einfachheit des Atticismus zurück; auch die Philosophie fand ihre Stätte in Rom und römische Tugend richtete sich in den Zeiten tiefen Verfalls an den Lehren der Stoa noch einmal empor.

Die alten Staatsformen, welche sich überlebt hatten, wären auch ohne das Eindringen fremder Sprache und Sitte zusammengebrochen. Nun aber bildete sich aus der Verschmelzung beider Culturen gleichsam eine neue Nationalität, und diese ist es, worauf Cäsar seine Reichsidee gründete. Die Herrschaft der Cäsaren beruht auf der Erkenntniß, daß das römische Wesen keine nationale Berechtigung mehr besitze, und das kaiserliche Rom suchte alle Beziehungen auf, welche die Stadt mit dem griechischen Osten verknüpfen. Athen ward die zweite Heimath der Römer. Unter Augustus vereinigten sich die Fürsten seiner Zeit, um durch gemeinschaftliche Beiträge den Zeustempel in Athen zu vollenden, und alle Philhellenenkönige der früheren Jahrhunderte wurden von Hadrian überboten, der neben der Theseusstadt sein neues Athen aufbaute. Man schmückte die Mumie, um den Geist zu ehren, welcher hier seine Wohnung

gehabt und von hier aus alle Völker des Mittelmeers durchdrungen hatte. In der Monarchie der Cäsaren vollendete sich ein griechisches Weltreich, nicht nur in weiterem Umfange, als es Alexander gelungen war, sondern auch von reicherem Inhalte; denn die Macedonier selbst brachten nichts hinzu als äußere Macht, die Römer aber verschmolzen ihre Nationalität mit der griechischen.

Die eigentlichen Weltüberwinder aber waren nicht die Römer, sondern die Griechen, deren geistiger Kraft keine ebenbürtige und widerstandsfähige Macht entgegengetreten ist, bis das Christenthum in die Welt eintrat.

In wunderbarer Weise hat die hellenische Cultur ihm vorgearbeitet. Sie hat das Morgenland aus seiner Trägheit aufgerüttelt; sie hat den Verkehr der Völker ausgedehnt und ein gemeinsames Organ für ihre geistigen Interessen geschaffen. In semitischen Ländern eingebürgert, hat die Sprache der Griechen ihre klassische Sprödigkeit aufgegeben und ist dadurch fähig geworden, die Weisheit des Orients aufzunehmen und einen Inhalt darzustellen, welcher ihrem Geiste ursprünglich widerstrebte. Die hellenische Bildung hat die Auflösung der alten Staatsformen beschleunigt und dadurch die Hemmnisse hinweggeräumt, welche in streng geschlossenen und selbstgenugsamen Nationalitäten dem Christenthume entgegenstanden; sie hat die alten Glaubensformen aufgelöst und in jener Vermengung einheimischer und fremder Götterverehrung, wie sie im ganzen Gebiete des Hellenismus eintrat, die volle Glaubensleere der Zeit zu Tage gebracht; zugleich hat sie aber auch den menschlichen Geist zu selbstthätiger Annahme und Verarbeitung göttlicher Lehre gestärkt und so in zwiefacher Weise die Welt für die Wahrheiten der Offenbarung vorbereitet.

Und ist nicht trotz des tiefen Gegensatzes zwischen Hellenenthum und Christenthum auch eine merkwürdige Verwandtschaft zwischen beiden? Ist nicht beiden gemeinsam die Fähigkeit und der Beruf, von den Völkern, denen sie ursprünglich angehören, sich abzulösen und in ungeschwächter Lebenskraft von einer Nation zur andern überzugehen? Und ist nicht dieser Fort-

schritt bei beiden in der Weise erfolgt, daß immer eine äußere Demüthigung und Bedrängniß der siegreichen Ausbreitung voranzugehen pflegte, so daß die Hellenen sagen konnten, wie die Christen: Wir siegen, wenn wir getödtet werden? Ferner hat die hellenische Cultur, wie das Christenthum, ein geistiges Wesen, welches nicht in äußere Formen aufgeht, innerlich ergriffen aber zu einer Kraft wird, welche den ganzen Menschen faßt und aus träger Gewohnheit aufrüttelt, eine Macht, welche bezwingt und zugleich befreit, welche das Ursprüngliche und Angeborene nicht unterdrückt, sondern erzieht und läutert, um die Menschen zu ihrer wahren Natur zurückzuführen. Denn die Verklärung des Menschlichen ist es ja, was auch die hellenische Lebensweisheit erzielt, und Paulus konnte sich in Athen auf die Dichter des Volks berufen, welche bezeugten, daß die Sterblichen von göttlicher Natur und Herkunft, also zur Gottähnlichkeit geschaffen und in ein persönliches Verhältniß zu Gott zu treten berufen seien.

In aller Stille und ohne äußerliches Aufsehen ist in Hellas die Weltbildung, in Judäa die Weltreligion gereift, und wie die Römer trotz alles Sträubens sich vor den verachteten Griechen haben demüthigen müssen und wie die größten Helden der alten Welt, Alexander und Cäsar, nichts Dauerhaftes zu Stande gebracht haben, als was sie im Dienste der griechischen Bildung gethan haben, so haben sich die Gebieter der Erde auch der neuen Weltmacht nicht entziehen können; wider Willen sind sie im Kampfe gegen dieselbe nur die Werkzeuge ihrer Ausbreitung geworden und am Ende haben die stolzen Cäsaren das Kreuz zu ihrem Feldzeichen gemacht und an derselben Religion, welche sie als einen wahnsinnigen und gefährlichen Aberglauben Jahrhunderte lang verfolgt hatten, das Reich zu verjüngen gesucht, wie ihre Vorgänger am Hellenismus.

Ihr Staat war keiner Wiedergeburt fähig. Er dauerte fort, auf daß durch seine Vermittelung die griechisch-römische Bildung und das Christenthum den neuen Völkern mitgetheilt werde, welche sich an des Reiches Gränzen gelagert hatten. Jene Bildung war zu matt und abgestanden, als daß sie im

Stande gewesen wäre einen tieferen Eindruck zu machen. Um so mehr fand das Christenthum gesegnete Aufnahme. Die ganze germanische Volksbildung knüpft sich an dasselbe an; es verbindet sich aufs Engste mit der Nationalität der Völker und wirkt Jahrhunderte lang allein oder wenigstens so vorwiegend, daß die halb verklungenen Erinnerungen des Alterthums nicht zur Geltung kommen konnten.

In dem letzten Staate, welcher auf griechisch-römischer Bildung beruhte, mußte Griechenland noch einmal untergehen, damit nunmehr in vollen und fortan nicht mehr unterbrochenen Strömen die Weisheit der alten Welt in die neue hereinströme.

Die hellenische Cultur tritt nun zum zweiten Male auf den Schauplatz der Geschichte, um sich zu messen mit den Kräften der neuen Zeit. Auf dem Boden Italiens wird die Sprache der Hellenen wieder lebendig; das vor Jahrhunderten Gedachte und Geschriebene ergreift die Gegenwart mit frischer Kraft und von Neuem bestimmt sich die Entwickelung der Völker darnach, ob und wie sie diese Cultur bei sich aufnehmen.

Die Italiäner waren die zunächst Berührten; sie empfingen den elektrischen Strom in voller Stärke. Sie standen der alten Welt am nächsten und lebten mitten zwischen ihren Denkmälern, in Städten, deren alter Ruhm aus den wiedergefundenen Schriften hervorleuchtete; also verband sich mit der Liebe zum Alterthume das sehnsüchtige Verlangen, die Herrlichkeit ihres Volks wieder herzustellen. Auch die Kirche, welche, wie einst der römische Staat, am meisten Ursache hatte sich gegen die enthusiastische Anerkennung der von Griechenland stammenden Bildung zu sträuben, wird mit fortgerissen. Es ist, als ob man umkehren wollte aus der neuen in die alte Zeit; die platonische Philosophie wird in das Leben eingeführt; die Ideale hellenischer Götter und Heroen beseelen Poesie und Bildkunst und der Fürst der Christenheit setzt die Kuppel des Pantheon auf den Neubau seines Domes.

Dieselbe Begeisterung, welche Italien ergriffen hatte, ging auch nach Frankreich hinüber. Freilich hat hier die Wissenschaft sich kühn und kräftig vom italiänischen Geschmacke frei

zu machen gewußt; aber in der Litteratur war es doch das romanische Blut, welches die Stellung der Franzosen zur antiken Cultur vorzugsweise bestimmte. Ihre mittelalterliche Poesie hatte sich erschöpft, und ehe sie dazu gelangten, aus einheimischen Keimen eine neue Kunst zu entwickeln, welche für die verschiedenartigen Bestandtheile des Volks eine vereinigende, nationale Geltung gewinnen konnte, wurden die Musterwerke des Alterthums ihnen dargeboten. Die innere und äußere Vollendung derselben machte solchen Eindruck, daß man durch nahen Anschluß an diese Vorbilder am sichersten zur Gründung einer eigenen klassischen Litteratur zu gelangen hoffte. Es war aber vorzugsweise das römische Alterthum, welches, als das den Romanen nähere und verständlichere, diese Wirkung übte; man nahm Virgil statt Homer, Seneca statt Sophokles zum Vorbilde. Die Kirche, welche den weiter und tiefer greifenden Einfluß des griechischen Studiums fürchtete, begünstigte diese Richtung und eben so der angeborene Sinn des Volks, welcher feste Normen von praktischer Anwendbarkeit suchte, namentlich in der schwierigsten Kunstgattung, im Drama, das von allen am meisten Schule und Erfahrung verlangt. Obgleich man also gerade in Frankreich die Erneuerung der alten Kunst die Wiedergeburt nannte, ist es doch zu einem wirklichen Wiederaufleben derselben nicht gekommen, sondern zu einer äußerlichen Nachahmung, welche eine vielfach irregeleitete und mißverständliche war. Darum hat sie auch keine freie Entwickelung zur Folge gehabt, sondern eine Dienstbarkeit des Geistes, welcher sich selbst durch falsche Autoritäten die lästigsten Fesseln anlegte. Es hat nicht an Widerspruch noch an entschiedener Auflehnung gegen diesen Regelzwang gefehlt, aber eine Versöhnung zwischen den Gegensätzen ist nicht zu Stande gekommen.

Die anderen Völker verhielten sich zurückhaltender gegen die neue Ausbreitung der antiken Cultur, so die Spanier, welche aus mancherlei Gründen ihren römischen Vorfahren entfremdeter und den italiänischen Einflüssen unzugänglicher waren. Am unabhängigsten standen die germanischen Nationen

der alten Bildung gegenüber; hier fand sie langsamer Eingang, weil sie einer spröderen Volksthümlichkeit begegnete. Wie wenig vermochte die Anschauung der Antike bei unsern alten Meistern die eigenthümliche Kunstweise zu verändern! Die langsame Wirkung war aber um so wichtiger und inhaltsreicher.

Das deutsche Volk hat die großen, geistigen Bewegungen, welche den Uebergang aus dem Mittelalter in die neue Zeit begleiteten, am gründlichsten durchgemacht. Da aber im sechzehnten Jahrhundert neben den Quellen der alten Bildung auch die der christlichen Religion wieder bekannt wurden, wandten sich die Deutschen dieser Entdeckung mit solcher Begeisterung zu, daß sie schon deshalb dem Einflusse der griechisch-römischen Bildung nicht ungetheilt und einseitig huldigen konnten. Vielmehr wurden auch die neuen Hülfsmittel, welche die klassischen Studien darboten, den kirchlichen Interessen dienstbar, und die Philologie hat der Theologie getreulich beigestanden, um die religiöse und wissenschaftliche Selbständigkeit der Deutschen wieder herzustellen. Sie sind zusammen stark geworden, aber auch die Erschöpfung, welche folgte, traf beide gemeinsam. Die Theologie entartete zu trockenem Dogmatismus, und die Humanisten waren so wenig im Stande, die Gegenwart in lebendiger und heilsamer Gemeinschaft mit dem klassischen Alterthume zu erhalten, daß die deutsche Litteratur zu unwürdiger Nachahmung ausländischer Muster herabsank und sich unter das Joch von Regeln beugte, welche aus mißverstandenen Kunstlehren der Alten abgeleitet waren.

Es ist bekannt, unter welchen Kämpfen unser Volk diese geistige Fremdherrschaft abgeworfen hat, wie die dumpfe Atmosphäre durch das scharfe Wehen des Lessing'schen Geistes gereinigt wurde und die Deutschen sich am Alterthume wieder verjüngten und aufrichteten. Jetzt erst trat für sie die volle Wirkung der alten Cultur ein; die nationale Sprödigkeit war überwunden. Winckelmann wendete den vollsten Enthusiasmus, dessen ein deutsches Gemüth fähig ist, dem Alterthume zu; Heimath und Glaube waren ihm gleichgültig in der entzückten

Anschauung der Antike. Wie im Mittelalter Palästina, so wurde Rom und Hellas ein geweihtes Land, ein Ziel von Pilgerfahrten, um auf dem Boden des Alterthums den Alten selbst sich näher zu fühlen, und als auf dem Boden von Hellas neues Leben sich regte, als von der Erhebung seiner jetzigen Bewohner die Kunde zu uns herüberkam, welche Theilnahme zeigte sich da in unserem Vaterlande! Kaum hat die Erhebung eines deutschen Landes gegen fremden Zwang jemals solchen Eifer hervorgerufen, und mit mehr Uneigennützigkeit, als die alten Philhellenen, welche zu ihrem eigenen Ruhme die Stadt der Athener schmückten, gaben die neuen Philhellenen Gut und Blut für die Wiederherstellung von Hellas.

Blicken wir zurück auf den Gang der hellenischen Cultur und ihre Beziehung zu den verschiedenen Völkern. Die Barbaren der alten Welt huldigten ihr, weil sie in derselben eine Macht erkannten, welche ihnen zu äußeren Zwecken dienstbar sein sollte; die Macedonier, weil sie die allgemeine Berechtigung derselben erkannten und sich berufen fühlten, sie geltend zu machen, die Römer, weil sie in dieser Cultur die Ergänzung ihrer eigenen Nationalität fanden. Als sie dann in die mittelalterliche Welt eintrat, fand sie Völker vor, deren ganze Bildung auf einer Religion beruhte, welche ihr fremd und unversöhnt gegenüberstand. Hier konnte sie unmöglich wieder eine so allgemeine und unbedingte Geltung erlangen, wie es in der alten Welt der Fall war, aber dennoch hat sie, je nachdem sie lauter und rein oder aus getrübter Quelle, mit blinder Anerkennung oder mit selbständiger Thätigkeit aufgenommen worden ist, auf das geistige Leben der Völker einen sehr bestimmenden Einfluß geübt. Nachdem unser Volk diesen Einfluß in den verschiedensten Formen an sich erfahren hat, liegt ihm auch heute noch vor allen anderen die Aufgabe ob, in Wissenschaft und Leben die wahre Bedeutung der griechischen Cultur und ihr Verhältniß zur christlichen Bildung darzustellen.

Das Christenthum ist gewiß berufen, die Welt zu überwinden, auch die heidnische Welt, also auch das, was in uns von vorchristlicher Bildung ist. Aber diese Ueberwindung soll

keine Ausweisung sein, als wären es dämonische Kräfte, welche ausgetrieben werden müßten, um dem göttlichen Geiste Platz zu machen. Wenn wir in den hinter uns liegenden Entwickelungsstufen der Menschengeschichte den großen Zusammenhang erkannt haben, so können wir als letzte Aufgabe keine andere erkennen als die, den Gegensatz jener geistigen Mächte, welche wir die beiden Hauptfaktoren der Culturgeschichte nennen können, in uns zu versöhnen.

Es ist keine leichte Aufgabe. Es ist ein hohes Ziel, das uns gesetzt ist, wenn wir die Bildung der alten Welt in uns verarbeiten sollen, ohne uns durch die alle Geisteskräfte in Anspruch nehmende Fülle des Stoffs und die Mannigfaltigkeit der auf uns wirkenden Eindrücke den einfachen Sinn rauben zu lassen, welcher dankbar anerkennt und freudig ergreift, was unsere Zeit vor der alten voraus hat. Aber wir dürfen vor der Größe dieser Aufgabe nicht feige zurückweichen; es ist recht eigentlich die Aufgabe gelehrter Bildung; es ist unsere Lebensaufgabe. Sie verbindet uns unter einander um so mehr, weil kein Einzelner im Stande ist sie für sich zu lösen, weil die Welt des Alterthums, wie die Natur, nur durch gemeinsame und sich gegenseitig ergänzende Bestrebungen immer vollständiger erkannt werden kann.

Aber es handelt sich hier nicht um ein bloßes Erkennen, so daß man das Erkannte auf sich beruhen und dahin gestellt sein lassen könnte. Die wahre Versöhnung zwischen hellenischer und christlicher Bildung kann nur im Leben vollzogen werden.

Wie die Griechen einmal das Ziel einer freien und harmonischen Erziehung, wie sie das Wesen des Staats, als einer für menschliche Entwickelung unentbehrlichen Gemeinschaft, wie sie die Grundregeln eines vernünftigen Denkens und die Grundsätze wahrer Kunst erkannt und bestimmt haben, das bleibt für alle Zeiten gültig. Der unermüdliche Eifer, mit welchem sie auf dem Gebiete der Staatsordnung wie der Kunst und Wissenschaft nach dem Höchsten gerungen haben, kann und soll ein Vorbild bleiben, dessen tägliche Anschauung uns vor Stumpfsinn und Trägheit bewahrt. Vor einseitiger Ueber-

schätzung dessen, was sie geleistet haben, schützt das Studium, je tiefer es eindringt; ein unfreies und äußerliches Nachmachen hat niemals lebendige Frucht getragen, während aus der inneren Vermählung des deutschen und griechischen Geistes neue Schöpfungskraft entsprungen und das Vollendetste unserer Litteratur und Kunst hervorgegangen ist. Wir sollen ja auch die Hellenen nicht als solche lieben und bewundern, sondern, wie jede wahre Liebe Gottesliebe ist, so sind auch diejenigen die wahren Philhellenen, welche das Göttliche lieben, das sich in dem Streben jenes Volks offenbart, und wer von ihnen das rastlose Suchen nach der verborgenen Wahrheit gelernt hat, wird der nach ihrer Zeit den Menschen offenbar gewordenen um so froher und gewisser sein.

Wenn wir also den Geist der Alten uns aneignen, ohne der Untreue gegen unser Volk und Vaterland schuldig zu werden; wenn wir uns frei machen von der Herrschaft eines willkürlichen Zeitgeschmacks, ohne uns gegen die Forderungen und Bewegungen der Gegenwart abzuschließen, wenn wir in der Schule der Alten den geistigen Blick geklärt, den Wahrheitssinn geschärft, die menschlichen Anlagen frei und allseitig entwickelt haben, und wir dann im Vollbesitze hellenischer Bildung dem Christenthum huldigen, als der göttlichen Ordnung, in welcher nicht nur das Gesetz des alten Bundes, sondern auch alles Frühere, das von Gott stammt, seine Erfüllung findet: so wird jene große Aufgabe, auf welche als letztes Ziel die inhaltreiche Geschichte der hellenischen Cultur hinweist, die wahre Versöhnung der alten und neuen Welt, allmählich vollzogen werden.

V.

Die Kunst der Hellenen.

Je mehr sich die Bildung unserer Zeit in mannigfaltige Richtungen und Fächer zersplittert, um so dankbarer ehren wir der hervorragenden Männer Genius, welche die trennenden Schranken siegreich überwinden und das gesammte Geistesleben ihres Volks mit heilsamer Wirkung durchdringen. Zu ihnen gehört der Mann, dessen Andenken wir heute in ernster Erhebung feiern. Denn Schinkel verdient nicht bloß unter unseren größten Baumeistern genannt zu werden und seine Bedeutung beschränkt sich nicht auf den Ruhm, welchen ausgezeichnete und mannigfache Kunstschöpfungen ihrem Urheber sichern; er hat in dem vaterländischen Kunstleben eine Richtung von allgemeiner Wichtigkeit so energisch angebahnt und so geistvoll vertreten, daß Alle, denen die höheren Interessen unserer Bildung am Herzen liegen, seinem Genius huldigen müssen.

Die Ueberzeugung davon allein kann es gewesen sein, welche die Ordner dieser Feier veranlaßt hat, diesmal den Festredner außerhalb des Kreises ihrer Kunstgenossen zu suchen, und die volle Berechtigung jener Ueberzeugung anerkennend, habe ich die Scheu, vor Künstlern über Kunst zu reden, überwunden, damit ich, so viel an mir liegt, ein entschiedenes und freudiges Zeugniß ablegte, wie sehr Schinkel's Größe auch außerhalb des Kreises der Kunstgenossen lebendige Anerkennung

finde. Und wie sollten zu solcher Anerkennung nicht diejenigen vor allen Anderen berufen sein, welche es zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben, die Schätze des Alterthums als treue Hüter zu verwalten! Denn wenn sie aus dem Strome der Völkergeschichte das ewig Gültige zu retten, das Entstellte und Verschüttete zu säubern, das Erstorbene neu zu beleben suchen, so haben ja auch sie in diesem Streben Schinkel zu ihrem Vorbilde.

Wohl lehnt sich auch hier der Widerspruch auf, welcher in der menschlichen Natur so leicht sich gegen jede begeisterte Anerkennung regt, und das für Kraft haltend, was im Grunde nur Schwäche ist, fragt die Welt, der das heute Neue mehr gilt, als das ewig Wahre: Warum so viel Preis einem Manne, der nichts Größeres thun konnte, als auf eine vor Jahrtausenden dagewesene Kunstzeit hinweisen, wie ein rückwärts gewandter Prophet! Solcher Einrede gegenüber ist es der Alterthumswissenschaft eigenstes Interesse, Schinkel's Ruhm zu vertreten; denn auch ihr wird der Kranz vom Haupte gerissen, wenn das Alte, weil es vergangen, auch abgethan sein, wenn es wie eine verblichene Schattenwelt hinter uns liegen soll, der Gegenstand einer unfruchtbaren Sehnsucht oder einer rein historischen Wißbegier, ohne Beziehung auf unser heutiges Leben und Denken. Unsere Wissenschaft soll vielmehr der Opfergrube des Odysseus gleichen, an welcher die Schatten der Unterwelt Gestalt und Sprache gewinnen, um wie Lebende mit uns zu reden, und wenn es wahr ist, was Niebuhr sagt, daß der, welcher Verschwundenes in das Leben zurückruft, die Seligkeit des Schaffens genießt, so wird auch der Forscher, je glücklicher er auf seiner Bahn fortschreitet, einem schaffenden Künstler immer ähnlicher. Ihn führt der Inhalt zur Form, das Erkennen zum Bilde, die Forschung zum Anschauen. Vom entgegengesetzten Standpunkte kommt ihm der Künstler entgegen. Diesen führt das Bilden zum Erkennen — denn, von tieferem Streben geleitet, wird er bald inne, wie alles Nachzeichnen und Nachformen antiker Muster eine Sklavenarbeit ist, ein Zahlen- und Buchstabendienst, wenn die Gesetze, aus denen

jene Muster entstanden sind, ihm unverstanden bleiben. Ihn führt die Anschauung zur Forschung — denn wie ein quälendes Räthsel steht ihm jede Bildform des Alterthums gegenüber, sei es ein Tempel, ein Götterbild oder ein Dreifuß, wenn er nicht in das geistige Leben des Volks eindringt, aus welchem diese Gestalten hervorgewachsen sind. So reichen sich bildende Kunst und wissenschaftliche Forschung die Hand, und wenn sie es thun in voller Erkenntniß des gemeinsamen Ziels und der gegenseitigen Unentbehrlichkeit, so ist das eine Weihe von Schinkel's Andenken und jede Frucht, die aus jener Verbindung entspringt, ein Ehrenmal Schinkel's.

Aber nicht nur das Verhältniß der Gegenwart zum Alterthume ist in unserer rastlos vorwärts jagenden Zeit ein vielfach angefochtenes; den Begriff der hellenischen Cultur selbst sehen wir bei der Erweiterung der Alterthumsstudien in Frage gestellt.

Die alte Welt gleicht einem durch breite Meeresflächen von uns getrennten Lande, dessen Küstenstriche und Inselgruppen bei fortschreitender Entdeckung zu einem immer größeren und zusammenhängenderen Welttheile anwachsen. Ungenannte Völker, unbekannte Stätten alter Geschichte treten nach einander in unsern Gesichtskreis; unsere Vorstellung vom Alterthume ist in steter Ausdehnung begriffen. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß man früher das Einzelne kennt, als den Zusammenhang des Ganzen, und wie bei sinkendem Nachtnebel erst die Höhen frei werden und inselartig neben einander emporragen, während die Thalsenkungen lange im Dunkel bleiben, so sind es auch die verschiedenen Culminationen der antiken Cultur, welche völlig isolirt neben einander dazustehen schienen — die asiatische, die ägyptische, die griechisch-römische. Die zwischen liegenden Lücken füllte man mit solchen Vorstellungen aus, wie sie gerade der wissenschaftlichen Stimmung entsprachen. So lange die alte Geschichte ganz unter dem Einflusse der Theologie stand, war man bemüht, Alles, Worte wie Sachen, unmittelbar aus dem Oriente herzuleiten. Später, als das Hellenische in seiner ganzen Eigenthümlichkeit

aufgefaßt wurde, suchte man wieder mit einer gewissen Eifersucht alles Fremde von den Hellenen fern zu halten, als wenn bei Nachweisung eines auswärtigen Einflusses ihre Ehre auf dem Spiele stände.

Jetzt sind die älteren Culturen des Morgenlandes in ungleich bestimmteren Formen vor unsere Augen gerückt. Dem ägyptischen Volke kann man an seinen unverwüstlichen Denkmälern eine Geschichte von mehr als vier Jahrtausenden nachrechnen, so daß, was etwa dem trojanischen Kriege gleichzeitig ist, vom ägyptischen Standpunkte aus, als etwas schon halb Modernes, geringerer Aufmerksamkeit würdig erscheint. Die assyrische Welt mit ihrer Riesenstadt, mit ihren Königspalästen und Bildersälen, welche ebenso viel Museen der alten Geschichte sind, steht wie durch ein Wunder enthüllt vor uns. Der Gesichtskreis ist ein anderer geworden; ein breiter, tiefer Hintergrund hat sich jenseit der hellenischen Cultur entfaltet, von welchem sie nicht abgelöst werden kann. Zahlreiche Niederlassungen, namentlich semitischer Stämme, lassen sich immer deutlicher an den griechischen Küsten nachweisen; die wichtigsten Erfindungen des geselligen Lebens wie die Bestimmungen von Maß und Gewicht bilden eine Kette ununterbrochenen Zusammenhanges vom Euphratthale bis Italien; religiöse Vorstellungen und Gebräuche von unverkennbarer Verwandtschaft ziehen ein geheimnißvolles Band durch die Mythologien der alten Völker, und aus der Beobachtung dieser merkwürdigen Thatsachen bildet sich jetzt eine allgemeine Culturgeschichte des Alterthums, von welcher man noch vor Kurzem keine Ahnung hatte. Dadurch ist die Stellung der Hellenen den älteren Völkern des Morgenlandes gegenüber eine Hauptfrage historischer Forschung geworden, und wie auch in der Wissenschaft jede energisch verfolgte Richtung ihren Rückschlag nach sich zu ziehen pflegt, so ist der Otfried Müller'schen Ansicht eine andere auf dem Fuße gefolgt, welche in Religion und Sitte, in Philosophie und Kunst den Griechen nichts Eigenes mehr lassen will, und während man sonst keine größeren Gegensätze kannte als Hellenenthum und Philisterthum — so hat man jetzt die Lehre

aufgestellt, daß der semitische Stamm der Philistäer die griechische Halbinsel bevölkert und ihre Geschichte begründet habe.

Unbefangene Forschung führt uns indessen zu anderen Ergebnissen. Wir sehen das griechische Land von einem uns verwandten Zweige der arischen Völkerfamilie, den Pelasgern, bewohnt, die seit uranfänglicher Völkerwanderung dort angesiedelt waren. Während in Aegypten und Asien mächtige Reiche, mit allen Erfindungen des Kriegs und Friedens ausgestattet, blühten, lebten sie im Dunkel autochthonischer Zustände und opferten, zu den ragenden Gipfeln ihrer Waldgebirge emporsteigend, auf einfachen Erd- und Aschenaltären dem höchsten der Götter. An ihren Küsten landeten, um Purpurmuscheln, Kupfer, Bauholz und Sklaven zu gewinnen, die fremden Seefahrer und neugierig eilten die Kinder des Landes hinab, um die am Strande ausgestellten Wunderdinge orientalischer Industrie, phönizisches Glas und Thongeschirr, assyrische Teppiche und vielerlei bunten Schmuck einzutauschen. Damals waren sie die Barbaren, und da sie Alles zu lernen hatten, was seit Jahrtausenden schon in den gesegneten Niederungen des Nil und Euphrat sich die Menschheit erworben hatte, so nahmen sie begierig das Dargebotene an. Von den auf Küsteninseln und Vorgebirgen angesiedelten Phöniziern lernten sie Alles, was dem Menschen die Herrschaft über die Natur verleiht; sie lernten messen und rechnen, sie lernten Stein, Holz und Metall bearbeiten, sie lernten des Gebirgs Schätze an das Licht fördern, Dämme ziehen und Sümpfe trocknen, sie lernten Schiffe bauen und begannen ängstlich die von sidonischen Schiffern eröffneten Seebahnen nachzufahren.

Bei diesen Zuständen sollte es nicht bleiben. Es lösten sich aus den Völkermassen der nördlichen Landschaften einzelne, durch edle Begabung und Unternehmungsgeist hervorragende Kriegerstämme und drangen gegen Süden vor, die pelasgischen Völker zu unterwerfen. Mit dieser Unterwerfung beginnt die Geschichte Griechenlands. Nachdem seine Bewohner von den Fremden so viel erlernt hatten, als zur Begründung eigener Cultur nöthig war, beginnt der abstoßende Gegensatz gegen

alles Ausländische. Europa scheidet sich von Asien; in stürmischen Jahrhunderten geht die alte, mit dem Morgenlande verwachsene Ordnung der Dinge zu Grunde und wie die Jonier, Achäer, Dorier ihre Staaten gründen, so erhebt sich auf dem Boden pelasgischer Völkerschaften die hellenische Welt.

Daß diese Welt im Vergleiche mit allem früher Dagewesenen etwas durchaus Neues sei, das zeigt sich schon aus den örtlichen Bedingungen, welche jetzt, bei dem Eindringen der geschichtbildenden Stämme ihre volle Bedeutung erhalten. Das von Meer und Gebirge durchschnittene Land war nicht bestimmt, die Geschichte des Orients fortzusetzen. Während im Oriente gleiche Culturen über Massen von Völkerstämmen ausgebreitet sind und der Glanz seiner Reiche auf Vernichtung jeder Sonderberechtigung, auf gleichförmiger Vereinigung unabsehlicher Ländergebiete beruht — so entfaltet sich hier die größte Mannigfaltigkeit auf engstem Raume. Die Möglichkeit der Abgränzung und Abwehr in scharf gegliederten Bergkantonen weckt den Trieb nach selbständigen Gauverfassungen; die Arbeitsnöthigung, die der kargere Boden seinem Bewohner auflegt, verhütet orientalische Erschlaffung, und anstatt daß namenlose Menschenmassen durch Despotenlaunen getrieben werden, erhebt sich hier der Mensch zur geistigen Freiheit, für die er geschaffen ist.

So ist das Volk der Griechen mit dem gesammten Alterthume verbunden, so löst es sich wiederum von dem Mutterschoße orientalischer Geschichte ab, um den größten Fortschritt zu bezeichnen, welchen aus inwohnender Kraft die Menschheit der alten Welt gemacht hat. Der Gedanke einer harmonischen Ausbildung der geistigen und leiblichen Natur ist zuerst von den Griechen gedacht und mit rastloser Energie verwirklicht worden; sie haben gezeigt, daß der Mensch berufen sei, seinen Werken eine von Masse und Ausdehnung unabhängige Bedeutung zu verleihen, eine innere Größe, die auf der Selbstbeschränkung beruht; sie haben dem Maße über das Maßlose, dem Geist über die Materie den Sieg verschafft. Das ist die originellste That, die ein Volk gethan hat, und je mehr wir

jenseit der hellenischen Welt die rückwärts liegende Vergangenheit überblicken, desto freier löst sich von ihr in seinem geschichtlichen Berufe das Volk der Hellenen.

Wir haben also volles Recht von einem hellenischen Staate zu reden, in welchem zuerst die Menschen, von kastenmäßiger Beschränkung frei, sich gegenseitig als Glieder einer sittlichen Lebensordnung anerkannt haben; von einer hellenischen Wissenschaft, in welcher der Gedanke zuerst in selbstbewußter Kraft die Dinge der Außenwelt wie die Gesetze der eigenen Natur ergründet hat, vor Allem aber von einer hellenischen Kunst, der eigenthümlichsten Schöpfung dieses Volks.

Keinem der Völker, welche die Geschichte nennt, fehlt der Keim kunstbildender Thätigkeit, der auf einer gewissen Stufe nationaler Entwickelung wie eine sprossende Naturkraft mit innerer Nothwendigkeit hervortritt. Namentlich war den Völkern des Alterthums der unbewußte Trieb eingepflanzt, sich in dauerhaften Denkmälern zu bezeugen, deren Wiederentdeckung einst in späten Jahrhunderten die Menschheit über ihre Vergangenheit belehren sollte. Wer die Schauplätze der alten Geschichte durchwandert, sollte glauben, ihre Völker hätten nichts gethan, als gebaut und gebildet. In seiner vollen Entfaltung erscheint dennoch dieser Trieb erst bei den Griechen; als Hellene hat der Mensch sein schöpferische Thatkraft zuerst nach allen Richtungen hin und durch alle Organe hindurch vollständig erprobt.

Das natürlichste Organ der Kunst ist das Wort, der bildsamste Stoff für den Ausdruck des Innern, und weil die Kunst ihrem Wesen nach den Gegensatz des Gebundenen und Ungebundenen verlangt, so ist das durch Maß und Rhythmus gefesselte Wort das Organ der Kunst, welcher die Griechen den allgemeinen Namen schöpferischer Thätigkeit — Poesie — als Ehrennamen verliehen haben. Wie vollständig sich diese Kunst bei ihnen entfaltet habe — einem Baume gleich, welchem des Jahres Ungunst keine Blüthe und keinen Fruchtkeim verkümmert hat — das lehrt die Geschichte der hellenischen Dichtkunst, eine Wissenschaft, welche zugleich eine praktische Kunst-

lehre, eine Poetik für alle Zeiten genannt werden kann. Bei der Poesie und der ihr verwandten Musik hat der Trieb nationaler Kunst unter den meisten Völkern seine Befriedigung gefunden, aber nicht bei den Hellenen. Es quälte sie die todte Masse des Unorganischen, welche sie umstarrte; es drängte sie, auch das dem Menschengeiste Fernste und Fremdeste, Stein und Erz aus den dunkeln Tiefen der Bergspalten hervorzuziehen und dem trägen Stoffe ein höheres Sein zu verleihen, indem er sich unter ihrer Hand in bedeutungsvolle, zweckerfüllte, lebenathmende Formen fügen mußte — das ist das Reich der bauenden und bildenden Künste, deren verschiedene, durch Stoff und Zweck bedingte Gattungen sich in Hellas zuerst ebenbürtig neben einander entwickelt haben. Diese Künste, welche noch mehr, als die Poesie Gemeingut des ganzen Volks genannt werden konnten, standen nicht in bunter Mannigfaltigkeit lose neben einander; wir sehen sie nicht auf ihre Einzelgattung eifersüchtig, sich eigensinnig gegen einander absperren, eine jede im besonderen Virtuosenthume sich groß dünkend — vielmehr harmonisch unter einander verbunden, zu einem großartigen und neidlosen Zusammenwirken, welches im Dienste der Gottheit seinen Mittelpunkt und seine Weihe fand.

So wenig wir den großen Culturzusammenhang zwischen Griechenland und dem Oriente läugnen, so entschieden müssen wir doch die Kunst in diesem Sinne, in dieser reichen Verzweigung und dieser innern Einheit des Lebensprincips eine national-griechische nennen, die von allem früher oder später Dagewesenen wesentlich verschieden ist. Aehnliche Formen der Plastik wie der Architektur mögen sich vereinzelt in älteren Kunstperioden nachweisen lassen — damit verhält es sich wie in der Natur, welche auf unteren Entwickelungsstufen gewisse Formen vorbildlich auftreten läßt, um sie erst auf höheren Stufen zur vollen Bedeutung gelangen, zur vollen Wahrheit werden zu lassen.

Bei den meisten Völkern wird in günstigen Zeitläuften die Kunst wie ein Gegenstand des höheren Lebensgenusses eingeführt und bleibt von Modelaunen, persönlichen Einflüssen

und Zufälligkeiten abhängig, welche ihre Richtung, ihr Bestehen und Vergehen bestimmen, ohne daß dadurch die Natur des Volks wesentlich verändert werde. Der Hellenen ganze Nationalität war aber auf die Kunst angelegt; das Schöne, als die in die Sinnlichkeit tretende Offenbarung des Guten, war ihnen ein Lebensbedürfniß, das sie nicht ruhen ließ, an sich und um sich die Idee der Schönheit darzustellen; darum war die Kunst ein so wesentlicher Theil ihres Lebens und Strebens, dessen Verständniß ohne sie unmöglich ist. Sie ist das verklärte Abbild, das bessere Selbst des Volks. Denn im geselligen und öffentlichen Leben da zeigen sich die Griechen — wer wollte das aus blinder Schwärmerei läugnen? — so unzuverlässig, eitel, leichtfertig und neuerungssüchtig; in ihrem Kunstleben dagegen wie ernst und beharrlich, wie klar und vernünftig, treu sich selbst und dem überlieferten Gesetze! Daher der erziehende Einfluß der Kunst, daher ihre Kraft, den Menschen in seinen Neigungen zu läutern und aus den niederen Sphären der Sinnlichkeit emporzuheben. Das Unsittliche sollte für die Kunst nicht da sein und ihre Schönheit keine höhere Bedeutung haben, als die Seelen zum Guten und Göttlichen hinzuziehen. Darum verschmähte sie täuschenden Sinnenreiz; sie war enthaltsam und keusch, wie die Natur bestrebt mit den geringsten Mitteln den Zweck zu verwirklichen, vom inwohnenden Gesetze ganz erfüllt und darum durch und durch wahr und echt.

Das sind die Kennzeichen, welche unter allen Völkern der Erde allein die Hellenen ihrer Kunst aufgeprägt haben.

Wie in Beziehung auf das räumliche Beisammensein der Völker sich zwei entgegenstehende Ansichten gebildet haben, deren eine jedes Volk in möglichst abgeschlossener Selbstgenügsamkeit isoliren will, während die andere freiesten Verkehr und freiesten Austausch verlangt, damit jedes Land seine besonderen Kräfte auf das Ungezwungenste entfalte — so giebt es auch in Beziehung auf die durch Zeiträume geschiedenen Völker der Geschichte einen ähnlichen Gegensatz der Meinungen. Die Einen wollen jedes Zeitalter unabhängig von dem anderen; ein jedes

soll sein Recht, seine Philosophie, seine Kunst und Wissenschaft frei aus sich hervorbringen; die Anderen aber erkennen unter den Völkern der verschiedenen Zeiten eine große Gemeinschaft, innerhalb welcher sie kein abgelöstes Einzelleben anerkennen können; sie sehen namentlich die großen Culturvölker alter und neuer Zeit zu gemeinsamer Handreichung, zu wechselseitiger Ergänzung in einem heiligen Bunde vereinigt. Diese Ansicht ist die historische und wer Schinkel's Andenken feiert, kann nicht anders als zu ihr sich bekennen.

Wenn wir an eine Vorsehung glauben, welche nicht erst mit unserer Zeitrechnung begonnen hat, die allgemeine Weltgeschichte und Weltbildung nach einem großen Plane zu ordnen, so erkennen wir deutlich, wie von den hervorragenden Völkern des Alterthums jedes seine unvergängliche Mission hat. Denn was ein Volk in hoher Vollendung hervorbringt, das geht über dasselbe hinaus und wird welthistorisch. So haben die Römer den Beruf gehabt, den Begriff des Staats in einer Weise zu verwirklichen, wie er in der Geschichte der Menschheit nicht dagewesen war. Der griechische Staat blieb immer seinem Wesen nach eine Stammverbindung; er theilte daher das natürliche Leben der Stämme, er blühte und welkte mit ihnen. Die Römer aber, von Anfang an aus verschiedenen Stämmen zusammengewachsen, die sich auf den Tiberhügeln vereinigten, gründeten ihren Staat auf eine höhere, das von Natur Verschiedenartige verbindende Einheit und dadurch wurde er befähigt, mit beispielloser Lebenskraft sich Schritt für Schritt bis an die Gränzen der Welt auszudehnen. Ihr Reich ist wiederum jüngeren Erben der Weltgeschichte anheimgefallen, aber die Norm, nach welcher sie ihr Zusammenleben geregelt haben, ist bei allen gebildeten Völkern der Erde die Grundlage des Rechtszustandes geworden.

Was die Römer für das Recht, das sind die Hellenen für Wissenschaft und Kunst gewesen — oder sollen wir glauben, daß so hoch Vollendetes nur für das Ländchen Hellas bestimmt war und für die kurze Spanne Zeit, die wir die griechische Geschichte nennen? Wie einseitig und vergänglich waren die

äußeren Formen dieser Geschichte — entweder spartanische Starrheit, welche das bewegte Leben in eiserne Fesseln schlagen wollte, oder eine fesselose Volksbewegung, wie in Athen, wo sich wie im zehrenden Fieber die menschlichen Kräfte aufrieben! Diese Gegensätze, im engen Lande schroff gegen einander ausgebildet, zerrissen so früh das Band der Einigkeit und zerstörten so schnell die griechische Unabhängigkeit, daß selbst die glänzendste Zeit der Nationalmacht, die der Perserkriege, nur wie eine Pause der Bürgerfehden erscheint, welche der griechischen Freiheit das Grab gruben. Die hellenischen Staaten sind zu Grunde gegangen im Mutterlande wie in den Colonien, entweder von rohen Siegern zertrümmert oder in allmählichem Siechthume absterbend; nachdem der Genius des Lebens von ihnen gewichen, waren alle Anstrengungen ihrer nachgeborenen Helden, eines Demosthenes und Philopoimen, nicht im Stande, die Geschichte des Volks wiederherzustellen — ihre Kunst aber verließ das sieche Vaterland und, dem Siegerschritte Alexander's folgend, durchdrang sie den Orient, der nun, aus seiner Lethargie aufgerüttelt, zum ersten Male von den westlichen Ländern Sprache, Sitte und Religion, Wissenschaft und Kunst empfing. Mit Staunen sahen wir in den letzten Jahrzehnten griechische Städte in den entlegensten Bergwinkeln Vorderasiens auftauchen mit Marmortempeln und Markthallen, mit Gymnasien, Theatern und Stadien und was im Mutterlande die Kunst an Großartigkeit nicht zu verwirklichen vermocht hatte, das gelingt ihr in Pergamus und Antiochien. So war das Ende der griechischen Geschichte für die griechische Kunst der Anfang ihres Weltganges, der sie von Syrien nach Rom führte, auf daß sie mit ihrem Schmucke die Hauptstadt Italiens als Weltbeherrscherin kröne.

Mit Rom sank die hellenische Kunstwelt in Schutt und Vergessenheit; nun schien es, als wenn in der That die Mission der alten Welt eine erfüllte und abgeschlossene wäre. Völker roher Kraft, welche von der Geschichte der klassischen Länder, die sie unterjochten, nichts wissen wollten, erfüllten die von anderen Gedanken bewegte Welt und an den Resten der Ver-

gangenheit, welche als einsame Zeugen derselben über dem Boden stehen geblieben waren, gingen die Menschen gedankenlos und mit stumpfen Sinnen vorüber. Wer wollte die Größe jener Jahrhunderte verkennen, die ihre tiefe Sehnsucht nach dem Göttlichen nicht nur in Heerzügen und Schlachten, sondern auch in tiefster Forschung und in unvergänglichen Denkmälern bezeugt haben! Aber zu einer harmonischen Ausbildung der geistigen Kräfte gelangten die Menschen nicht, und als die Völker sich in ruheloſem Drängen erschöpft hatten, — da öffnete sich die Schuttdecke, welche die alte Welt von der neuen trennte. Die Schriften der Alten wurden wieder gelesen, ihre Bildwerke hervorgezogen, ihre Sprachen neu belebt und wie Sophokles von den attischen Oelbäumen singt, daß sie, durch Zeus beschützt, von keiner Gewalt ausgerottet werden könnten — so trieb der verstümmelte und verschüttete Stamm hellenischer Kunst, so wie er von Neuem mit Licht und Sonnenwärme in Berührung kam, in unversiegter Lebenskraft Blätter und Blüthen.

Man hat die Entdeckung der neuen Welt mit allem Aufwande gelehrter Forschung ergründet — wollte man eine Geschichte der Wiederentdeckung des Alterthums schreiben, man würde erkennen, wie unter sichtbarer Leitung der Vorsehung die Schätze nach einander aus dem Schutte der Vergessenheit befreit sind, wie aus dem geöffneten Grabe der alten Welt frisches Leben in die neue Zeit hinübergeströmt, wie endlich unsere Welt durch Aneignung des Alterthums nach und nach eine andere geworden ist. Anderer Völker Geschichte, Litteratur und Kunst kann man sein Leben lang studiren und man bleibt innerlich doch, was man gewesen ist; in das hellenische Kunstleben kann sich Niemand mit wahrer Hingebung versenken, ohne eine umbildende Kraft an sich zu erfahren. Darum macht die klassische Bildung, mag sie auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung oder bildlicher Anschauung erworben sein, eine durchgreifende Scheidung in der menschlichen Gesellschaft.

So sehr diese Erfahrung für die Lebenskraft des Alterthums zeugt, so könnte doch eine Einwirkung solcher Art ge-

fährlich erscheinen und unheimliche Besorgniß erwecken. Wir wollen uns ja doch nicht selbst verlieren, noch auf die besondere Berechtigung unserer Zeit und unserer Nation verzichten. Und in der That, wenn die hellenische Kunst, mit Begeisterung ergriffen, dahin wirkte, daß sie das Angeborene und Ursprüngliche abtödtete und im besten Falle keinen anderen Erfolg hätte, als daß ein eingepfropftes Reis auf fremdem Stamme ein künstliches Gedeihen gewönne — so hätten wir ein Recht, uns vor der überwältigenden Macht des hellenischen Kunstgeistes zu fürchten. Aber verhält es sich so? Wir Deutsche müssen dies beim Rückblick auf unsere Vergangenheit verneinen. Seit sich die Kunst des Mittelalters erschöpft hat, sehen wir in unserer Poesie alles Große an das Alterthum sich anschließen; ja den seltnen Vorzug einer zwiefachen Zeit klassischer Schöpfungen verdankt unser Vaterland der geistigen Berührung mit dem Alterthume, und die innigste Verschmelzung des hellenischen und deutschen Geistes bezeichnet nach unser Aller Einverständniß den Höhepunkt unserer Litteratur. Die unverwelklichsten Lorbern schlingen sich um die Dichtungen Goethe's, welche man eben sowohl hellenisch wie deutsch nennen könnte, und anstatt daß das Ursprüngliche und Nationale in dieser Verbindung erdrückt wäre, finden wir gerade in der hellenisch angeregten Zeit zum ersten Male wieder den vollen und tiefen Inhalt unsers inneren Lebens in die Poesie hineingetragen und den zerrissenen Zusammenhang mit unserer germanischen Vorzeit wiederhergestellt. Durch Homer sind wir zu den Nibelungen gekommen, die Hellenen haben uns zu uns selbst und zur Natur zurückgeführt. Wie die ewig gültige Religion sich darin bewährt, daß sie die Naturen der Menschen wie der Völker nicht abtödtet, sondern sie zu einer höheren Individualität steigert — so zeigt sich auch die wahre Kunst darin, daß sie überall, wo sie aufgenommen wird, ein neues und eigenthümliches Leben entzündet.

Eine solche Verbindung einheimischer und hellenischer Kunst ist nur bei den Deutschen vollzogen worden. Andere Litteraturen haben sich auch unter die Gesetzgebung der Hel-

lenen gestellt, aber sie haben todte Formeln und abstrakte Regeln von ihnen zu gewinnen gesucht, und sich dem Buchstaben derselben in blindem Gehorsam unterworfen. Daraus ist eine Sklaverei geworden, deren Joch der aufstrebende Volksgeist zerbrechen mußte, und die Folge davon ist auch auf dem Gebiete der Kunst ein Schwanken zwischen Despotismus und Anarchie gewesen. Unser Volk hat den Geist der Alten, wie wir es so treffend auszudrücken vermögen, sich zu eigen gemacht; er ist unser Saft und Blut geworden.

Diese Aneignung ist aber nicht vollendet, die Einwirkung des Alterthums keine geschlossene. Was wir in der Poesie unsers Volks als eine vollendete Thatsache nachweisen können, ist im Gebiete der bildenden Kunst kaum begonnen. Das bildende Alterthum ist uns überhaupt später aufgeschlossen, als das denkende und dichtende; die Entdeckung der Monumente ist erst nach langer Frist auf die der Schriftwerke gefolgt und deshalb auch die Kunstgeschichte der am letzten entwickelte Theil der Alterthumswissenschaft. Der Mann selbst, in dessen Haupte der Gedanke einer griechischen Kunstgeschichte geboren ist, erfaßte ihn mehr als eine dämmernde Ahnung, als daß er ihn durchzuführen im Stande gewesen wäre. Wie ferne stand doch Winckelmann der Welt griechischer Kunst, wie war besonders ihre Baukunst ihm ein gänzlich Verschlossenes, und indem er mehr seine eigenen Empfindungen bei der entzückten Anschauung der Kunstwerke beschrieb, als die Werke selbst und ihre inwohnenden Bildungsgesetze, so wirkte er im Ganzen mehr als poetisch anregender und sittlich erhebender Schriftsteller, als daß er die alte Kunst in unser Leben einzuführen vermocht hätte.

Wie es des Dichters bedurfte, um in einer Iphigenia die innigste Vermählung des hellenischen und deutschen Geistes darzustellen, so bedurfte es auch eines künstlerischen Genius, die Wiedergeburt hellenischer Kunst auf deutschem Boden aus der Sphäre sentimentaler Sehnsucht in die Wirklichkeit zu führen und sie in unwidersprechlichen Thaten vor Aller Augen darzustellen. Dieser Genius war Schinkel — und wenn die Gedanken, die ich zur Ehre seines Andenkens an einander

gereiht habe, uns in scheinbar weit entlegene Räume der Weltgeschichte und in die verschiedensten Fächer geistiger Thätigkeit geführt haben, so leiten sie doch alle zu dem Manne zurück, welcher wie ein Jeder, der in unserer Zeit etwas Großes leisten will, im Mittelpunkte der Menschengeschichte stehen und zwei Welten in seinem Geiste tragen muß.

Säulen nach griechischem Maße hat man lange vor Schinkel aufgerichtet, aber eine dorische Halle, an eine moderne Fensterwand hinangeschoben, macht eben so wenig ein griechisches Gebäude, wie ein Citat aus dem Demosthenes einer Parlamentsrede den Stil klassischer Beredsamkeit aufprägt. Die Alten sind uns nicht deshalb in ihren Werken erhalten, um von uns citirt zu werden, sondern damit wir das darin enthaltene ewig Wahre und Gute festhalten. Die genialsten Philosophen der christlichen Welt haben keine anderen Gesetze des Denkens zu ersinnen vermocht, als die, welche Aristoteles in seiner Logik entwickelt hat; so wird auch keine Folgezeit die Gesetze bildender Kunst umzustoßen vermögen, welche die Griechen in Marmor geschrieben haben. Das aber ist Schinkel's Verdienst, daß er einem selbstsüchtigen und zuchtlosen Originalitätstriebe gegenüber der Welt gezeigt hat, wie wohl einer vollbürtigen dichterischen Schöpferkraft jene Weisheit und Selbstbeherrschung anstehe, die sich demüthig unter die Zucht des als wahr erkannten Gesetzes beugt.

Die griechische Muse ist als Dienerin übermüthiger Herrscherpracht aus ihrem Vaterlande nach Asien und Afrika gewandert, sie ist als Sklavin nach Rom geschleppt, um dort in den Palästen der Welteroberer mit ihren Reizen zur Schau zu stehen — als die freie Tochter von Hellas ist sie zuerst wieder bei uns erstanden, um in ihrer keuschen Schönheit unser Leben zu erfreuen, unseren Sinn zu erheben und uns aus der unerträglichen Sklaverei der Mode zu befreien. Seit den Tagen des Perikles ist zuerst wieder bei uns mit vollem und geistigem Verständnisse hellenischer Kunstgesetze zu bauen versucht worden — es fragt sich, ob auch dies Bestreben wie eine Modelaune vorübergehen und vergessen werden, oder ob

es wie ein gährendes Lebensprincip in unsere deutsche Kunst aufgenommen werden soll. Die Trägheit der menschlichen Natur sträubt sich gegen den unbequemen Einfluß einer umbildenden Kraft; der menschliche Hochmuth wehrt sich gegen die Anerkennung überlieferter Gesetze. Aus beiden Gründen sucht man sich mit der alten Kunst abzufinden; man will sie weder ganz verabsäumen noch ganz anerkennen, und während jeder Gebildete über den lacht, welcher sich den Anschein geben will einer Sprache mächtig zu sein, während er ohne Kenntniß ihrer Gesetze nur Silben und Wörter zusammenreiht, so läßt man sich in der Kunst das Kauderwelsch unverständig angewendeter Formen mit übertriebener Nachsicht gefallen. So ungeduldig der Geist nach Fortschritt drängt, eine gesunde Fortentwickelung ist nicht möglich, wenn wir das Vermächtniß des Alterthums von uns weisen, und soll der Weg, den Schinkel gebahnt hat, wirklich die Entwickelungsbahn deutscher Kunst werden, so liegt uns eine zwiefache, unabweisbare Aufgabe vor. Zuerst die fortschreitende Erkenntniß der hellenischen Bauweise und der in ihr liegenden Vernunft, und zweitens der entschlossene Wille, diese Grundsätze echter Kunst mit aller sittlichen Kraft zu vertreten zum Segen einer Zeit, die mehr als jede andere ihre Söhne ermahnt, auf allen Gebieten des geistigen Lebens an dem ewig Gültigen festzuhalten. Darum Heil den Männern, welche auf solchem Wege, bauend und bildend oder forschend und lehrend, an dem Lebenswerke Schinkel's fortarbeiten!

VI.

Kunstsammlungen, ihre Geschichte und ihre Bestimmung.

Die öffentlichen Gebäude, welche von der Akademie bis zur Spree die Prachträume unserer Stadt einfassen, sind einzeln sowohl wie in ihrem Zusammenhange Allen verständlich; man erkennt leicht, wie die Mannigfaltigkeit derselben den verschiedenen Richtungen des öffentlichen Lebens entspricht und insonderheit mit der Geschichte unseres Staats in enger Verbindung steht. Nur ein Gebäude steht fremdartiger da und weist schon durch seine ionische Vorhalle auf eine ganz andere Welt hin. Wer also über die menschlichen Dinge nachzudenken gewohnt ist, dem werden sich, wenn er vor dem Museum steht, allerlei Fragen aufdrängen über die Bedeutung des Namens, über die Veranlassung solcher Anlagen und die Bestimmung derselben, und je weniger vorauszusetzen ist, daß er aus der Inschrift des Architravs oder aus den Schriften, welche ihm an der großen Freitreppe angeboten werden, über diese Fragen zu erwünschter Klarheit gelange, um so geeigneter schien es mir, sie in diesen Räumen einmal zur Sprache zu bringen; denn es sind Fragen, welche das uns Nächstliegende betreffen und zugleich geschichtliche Entwickelungen von allgemeinem Interesse berühren.

Von den Musen müssen wir anfangen, und wenn dieser Name bei Vielen unter uns die Erinnerung wach ruft, wie

sie mit viel Mühe, aber immer schwankendem Erfolge die Namen, Wahrzeichen und Geschäfte der neun Jungfrauen sich einzuprägen versucht haben, so kann man zu ihrer Beruhigung sagen, daß diese weibliche Akademie der Künste und Wissenschaften in verhältnißmäßig später Zeit entstanden, von Gelehrten gemacht ist und daß sie nicht im Volksbewußtsein der Hellenen wurzelt. Dem Volke waren die Musen Naturgeister, Nymphen, welche an Quellen und Flüssen zu Hause waren. Denn die Quelle, welche durch den dürren Felsen bricht, war dem Hellenen die edelste Gottesgabe, und er kannte keinen ansprechenderen Aufenthalt, als die kühle Felsgrotte, in welcher das Wasser sich sammelt. War nun ein Quell auf einsamem Berghaupte entsprungen, erschien er um so mehr als ein besonderer Segen, als ein Wunder der Gnade. Die frische Bergluft, das Rauschen der Wälder erhöhte den wohlthuenden Eindruck und rief eine freudig erhobene Stimmung hervor, welche die Grundbedingung poetischer Hervorbringung ist. So erhielten die Quellen den Ruhm begeisternder Kraft, so wurden die Nymphen zu Musen und einzelne Bergquellen zu hervorragenden Stätten des Musendienstes. Es entstand das Heiligthum der pierischen Musen am Olympos, der Musenhain am Helikon, wo die Hippokrene durch den Hufschlag des Flügelpferdes geöffnet sein sollte. Die wilde Berglandschaft erhielt durch die Hand der Kunst Reiz und Bedeutung. Es wurden Altäre gegründet und Versammlungsplätze für die Festgenossen eingerichtet. Weihgeschenke wurden im Schatten der Bäume aufgestellt und Bilder der Musen sowie der in den Wettkämpfen bewährten Künstler. Denn in diesen Musenheiligthümern kamen diejenigen zusammen, welche sich der Kunst widmeten. Hier wurden die Sangesweisen ausgebildet, die Instrümente erfunden und vervollkommnet. Meister der Dichtkunst thaten sich hervor, Schulen bildeten sich, in denen nach zünftiger Weise gewisse Kunstrichtungen gepflegt wurden; so am Olympos eine orphische Schule, am Helikon eine Schule des Hesiodos. Man pflegte die Ueberlieferung, man sammelte Urkunden über Kunstweisen und Künstler, und wie um alle

Quellen eine natürliche Vegetation aufsprießt, so um die Musenquellen ein geistiges Leben von reicher Mannigfaltigkeit, Poesie, bildende Kunst und Wissenschaft. Das sind die ältesten Museen.

Solche Anlagen blieben nicht auf Helikon und Olympos beschränkt; sie verbreiteten sich nach allen Stätten des hellenischen Landes. Man suchte dabei den Charakter der Ländlichkeit festzuhalten, wie es den Quellnymphen entsprach, und legte vor den Städten die Museen an, so vor Athen am Ilissos, und am Kephisos in der Akademie, wo Platon den Musen opferte. Auch in Stageiros war ein Musenhain, wo die Jugend, welcher Aristoteles angehörte, zu höherer Bildung angeleitet wurde. Ja, kein Dienst ist ein solches Kennzeichen des hellenischen Wesens geworden, wie der mit Apollon verbundene Dienst der Musen. Sie bringen überall zum Guten das Beste, sie werden dadurch auch den Göttern unentbehrlich und für die Hochzeit von Peleus und Thetis war kein edlerer Schmuck zu ersinnen, als daß, von Apollo geführt, die Musen das Brautlied sangen.

Dieser Musendienst folgte den Hellenen, wohin sie gingen, und diente dazu, die nachgeborenen Griechenstädte, die Gründungen Alexander's und seiner Feldherren, als ebenbürtige Töchter von Hellas zu beglaubigen.

Es hatte sich aber der Begriff des Musendienstes mit der Bildung wesentlich verändert. Die schaffende Kraft war erlahmt und in demselben Grade hatte der Trieb der Forschung sich über alle Gebiete der Natur und des Geisteslebens ausgedehnt. Die aristotelische Philosophie war der Lebensodem dieses Zeitalters und nach dem Maßstabe des Kolossalen, wie ihn die Zeit liebte, wurde in Alexandreia ein Museum gegründet, eine prachtvolle Staatsanstalt, welche den Gelehrten mitten im Lärme der Weltstadt einen Aufenthalt sicherte, wo sie sorgenfrei und still der Wissenschaft leben konnten. Aber nicht bloß Ruhe und Muße wurde ihnen gewährt, sondern auch das Material der Forschung in großartigster Weise zusammengebracht, und die Urkunden des Morgenlandes sah

man zum ersten Male mit den Werken hellenischer Dichter und Philosophen in einer Bibliothek, einem gemeinsamen Archive des Menschengeistes, vereinigt.

So fremdartig, so neu diese Schöpfung erscheint, so steht sie dennoch mit den alten Ueberlieferungen in unverkennbarem Zusammenhange. Hatte doch auch Sophokles einen den Musen geweihten Verein gegründet, dessen Mitglieder an bestimmten Tagen zusammenkamen, um die schönen Künste gemeinsam zu pflegen; auch Aristoteles' Schüler hatten in Athen als Sammelort gleichgesinnter Männer ein Museum gestiftet. An ein Musenheiligthum schlossen sich auch in Alexandreia die Säle, Hallen und Sammlungen an; ein Musenpriester war der Vorstand des Gelehrtenvereins. In den Büchersälen standen die Büsten der Autoren, wie der Dichter Standbilder auf dem Helikon; ja die Sammlungen selbst hatten ihr bescheidenes Vorbild in den Handschriften hesiodischer Gedichte, welche man in dem Musenhain des Helikon aufbewahrte.

Diese Traditionen gehen auch durch die römische Zeit, seit die Römer Griechen zu werden suchten. Einer der gelehrtesten aller Römer, M. Terentius Varro, hatte auf einer Flußinsel seinen Studienort, den er sein Museum nannte; eine solche Insel war es auch, wo Cicero unweit der väterlichen Villa mit seinen Freunden philosophische Unterredungen hielt. Die Nähe fließender Gewässer schien hier, wie am Ilissos und in der Akademie, zum Wohnsitze der Musen unentbehrlich. Ja, so mächtig war die aus dem frühesten Alterthume stammende Ueberlieferung, daß man die Museen gern in Form von Nymphengrotten mit überhangendem Felsgewölbe baute und den Fußboden mit bunten Steinen auslegte, in denen man Kräuter, Moos und dergl. nachbildete, wie es sich in Ufergrotten findet. Daher kommt ja auch der Name Musivum oder Mosaik, der sich nur daraus erklärt, daß die Musen der Hellenen ursprünglich nichts Anderes als Quellnymphen waren.

Was die Alten Museum nannten, ist also von dem, was wir hier darunter verstehen, wesentlich verschieden, und insofern täuscht der Name, welchen wir in goldnen Lettern über

der Eingangshalle lesen. Eine andere Frage ist, ob nicht auch im Alterthume Anlagen vorhanden waren, welche als Schatzkammern von Kunstdenkmälern unsern Museen entsprachen.

Hier müssen wir gleich zweierlei unterscheiden, gewordene und gemachte Museen.

Die ersteren waren vorhanden, so lange es eine öffentliche d. h. für die gemeinsamen Interessen des Staats und der Religion thätige Kunst gab. Museen waren die Königspaläste von Assyrien und Aegypten, wenn darin ein Prachtraum an den andern sich reihte, um durch seine künstlerische Ausstattung von neuen Siegen und Eroberungen ein monumentales Zeugniß zu geben.

Bei den Hellenen war die Religion der Boden, in welchem die Kunst wurzelte. Um die Gottheit zu ehren, arbeitete der menschliche Geist unabläßig, ging von einer Erfindung zur anderen über, vom Leichten zum Schweren fort, das einmal Erlernte zähe festhaltend; immer mehr der Stoffe Herr, immer sicherer befähigt, in jedem, auch dem sprödesten Materiale dasjenige zum Ausdruck zu bringen, was das Menschenherz bewegen kann. Indem man sich nun beeiferte, die Gottheit mit dem Besten, was man bieten konnte, zu erfreuen, mit den vollsten Garben des Feldes, den kräftigsten Thieren der Heerde und ebenso mit den edelsten Gestalten menschlicher Jugend, welche im Tempeldienste, in Festreigen oder im Wettkampfe den Landesgöttern vor Augen traten: so wurde auch von Allem, was unter ihrem Schutze den Menschenkindern gelungen war, der Zoll des Danks dargebracht. Der Seefahrer und Fischer, der Krieger, der Kaufmann, der Jäger — Jeder brachte etwas seinem Berufe Entsprechendes. So wurden in jedem Stoffe und jedem Maße die Huldigungen dargebracht, denn die Götter verschmähen auch des Aermsten Gabe nicht, während die Reichen es als Pflicht ansahen, ihrem Vermögen Entsprechendes zu bringen. So wurden die Weihgeschenke ein Spiegelbild des bunten Menschenlebens und ein Maßstab der in allen Gattungen und auf allen Stufen vertretenen Kunstentwickelung.

Im Tempel von Ephesos sah man das Bild der Nacht, eine der ehrwürdigsten Incunabeln griechischer Kunst, und daneben aus der Zeit des Pheidias eine so stattliche Reihe von Amazonenstatuen, daß man sie aus einer vom Tempelinstitute ausgegangenen Concurrenz erklärte; man sah dort die schönsten Gemälde des Apelles und die Silberbecher des Mentor, dessen Werke die Tische der römischen Großen zierten.

Unter priesterlicher Aufsicht wurden in den Tempeln und vor denselben, im Schatten des Tempelhains oder in besondern Schatzgebäuden die Gegenstände aufbewahrt und von Tempeldienern erklärt; es waren die vollständigsten Museen, die ersten Zielpunkte aller Reisenden. Hier schaute man die Reliquien der Heroenzeit, die Waffen berühmter Helden; hier zeigte man die denkwürdigen Ueberreste früherer Culturperioden, wie z. B. die Silberbarren, die vor Einführung des Geldes gebraucht worden waren, im Heratempel von Argos. Die Tempelparks waren mit seltenen Thieren und Gewächsen ausgestattet. Hier war unendlicher Stoff zur Unterhaltung und Belehrung vereinigt; hier also auch ein Sammelort derer, welche ihren Blick über die nächsten Lebenssphären auszudehnen suchten. Daher saßen Männer, wie Plutarch, auf den Stufen des delphischen Tempels, in dessen anregender Nähe einige seiner inhaltreichsten Gespräche geführt worden sind.

Das sind die Museen, welche sich im Laufe der Jahrhunderte von selbst gebildet haben, die aus dem geschichtlichen Leben des Volks hervorgewachsenen, die Tempelhöfe von Ephesos und Samos, die Heiligthümer Olympia und Delphi, die Akropolis von Athen.

Als nun unter Alexander und seinen Feldherren neue Königsstädte als Pflanzstätten hellenischer Bildung aufgebaut wurden, wollte man das, was die geweihten Stätten des Mutterlandes auszeichnete, in die neuen Gründungen übertragen. Man wollte dem Boden die Geschichte, welche ihm fehlte, künstlich ersetzen, wie man es etwa in Amerika machte, indem man als Centrum des Staats ein Capitol anlegte, um schon dadurch anzuzeigen, daß man nicht von vorn anfangen

wolle, sondern das Erbe europäischer Geschichte in die neue Welt herüber nehme. So sammelte Alexander selbst in Pella, so wurden Makedonien, Epirus und Thracien hellenisirt. Bei der syrischen Prachtstadt Antiocheia wurde ein Heiligthum des Apollo, »Daphne,« gegründet; die schönste Quelle des Hains hieß wie die delphische Quelle Kastalia; man ließ ein genaues Nachbild des Zeuskolosses in Olympia aufrichten; ebenso von der Göttin des Parthenon. Anderes wurde im Original erworben, und dazu war Sikyon der geeignetste Platz, der Hauptmarkt des Kunsthandels. Aratos besorgte den Ptolemäern Gemälde, und nicht bloß Werke der Malerei, deren Blüthe in die Zeit nach Alexander hinabreicht, wurden angekauft. Auch für die Vorstufen der Kunstentwickelung zeigte man Interesse, wie die Chariten des Bupalos beweisen, eines der ältesten Werke griechischer Plastik, das man in den Gemächern des Königs Attalos aufbewahrte. Am meisten geschah in Alexandreia. Hier war man, wenn man hellenischen Kunstgenuß wollte, ganz auf das Sammeln angewiesen, weil man sich bei allen neuen Kunstwerken an die in Aegypten einheimische Kunst anschloß. Hier hatte man zur Zeit der ptolemäischen Seemacht am meisten Mittel, Kunstwerke aus allen umliegenden Küstenländern herbeizuschaffen, und war in Benutzung dieser Mittel am wenigsten gewissenhaft.

Der statuenreiche Hain von Daphne, die Paläste der Pergamener und Ptolemäer, die Residenz des Königs Pyrrhos in Ambrakia — das sind diejenigen Plätze, wo wir die ersten gemachten Museen nachweisen können, und die Anhäufung von Kunstschätzen gehörte so sehr zu der Tradition des hellenistischen Königthums, daß auch jener wilde Fürst, welcher mit der ganzen Leidenschaft des Hasses alle Kräfte des Orients gegen Rom aufbot, Mithridates Eupator, sich mit dem Glanze einer Antikensammlung umgab. Zweitausend Onyxgefäße sah man in seiner Kunstkammer auf dem Bergschlosse Talaura.

Die Fürsten Asiens und Aegyptens mußten ihre Residenzen mit griechischer Kunst ausstatten, um dieselben mitten im Barbarenlande als Tochterstädte von Hellas zu legitimiren

und ihre Geschichte zu ergänzen. Wie anders war das Verhältniß der Römer zu Griechenland!

Von Hause aus den Griechen verwandt und ebenbürtig, hatten sie eine reiche Geschichte hinter sich und kamen als Sieger in die Städte der Griechen, um an Stelle der erschöpften Kleinstaaten den Seefrieden zu hüten und den herrenlos gewordenen Orient zu regieren.

Indessen traten die Herren der Welt den griechischen Kunstwerken mit einer merkwürdigen Unentschlossenheit gegenüber; sie schwankten, ob sie dieselben als gewöhnliches Beutegut behandeln sollten, oder ob sie darin die Götter achten müßten, die gemeinsam verehrten, in deren Dienste die Werke entstanden seien. Die priesterlichen Behörden wurden gefragt, wie man Heiliges von Profanem unterscheiden solle, und schließlich wurden die Bedenken so überwunden, daß man das den Göttern Genommene andern Göttern wiedergab und namentlich denjenigen, welchen man vor dem Auszuge oder am Tage der Entscheidung eine Stiftung gelobt hatte.

So behielt Marcellus, welcher über die erste Griechenstadt triumphirt hatte, nur einen Himmelsglobus für sich und weihte alles Andere, was er aus Syrakus gewonnen, den Gottheiten Honor und Virtus, welchen er vor dem Thore, das nach Sicilien führte, ein Heiligthum baute. M. Fulvius weihte nach Besiegung der Aetoler ein Heiligthum dem Herkules und den Musen, Andere Heiligthümer der Fortuna. C. Sosius, der als Legat des Antonius in Syrien gekämpft hatte, baute einen Apollotempel, Cn. Domitius, der den Schiffen sein Glück verdankte, um dieselbe Zeit einen Tempel des Neptunus.

So füllte sich Rom mit Siegesdenkmälern, welche zugleich die ersten Sammlungen griechischer Antiken waren und bald zu den größten Merkwürdigkeiten der Stadt gehörten. Es waren auch Tempelmuseen, Denkmäler zu Ehren des Staats und seiner Götter; sie wurden aber, je mehr zu Ende der Republik die einzelnen Persönlichkeiten als solche hervortraten, Denkmäler des persönlichen Ehrgeizes. Man sprach von den

»Monumenten des Marius,« von dem »sosischen Apollon.« Es war die höchste Befriedigung des römischen Großen, wenn er ein neu gebautes Heiligthum dem Volke öffnen konnte, und Lucullus bat sich vom Mummius korinthische Statuen aus, um seinen Fortunatempel zu decoriren: nach der Eröffnung wollte er sie zurückgeben; er that es aber nicht und der großgesinnte Mummius fragte nicht weiter darnach.

So behandelte man die Bildwerke als ein Spielzeug der Eitelkeit, aber bald knüpfte sich daran eine ernstere Bedeutung als man beabsichtigt hatte. Im Tempelhofe des Apollo Sosianus standen Niobe und ihre Kinder, in des Domitius Neptunustempel der Zug der Seegötter von Skopas. Solche Werke ließen sich nicht gleichgültig ansehen; die spielend begonnene Beschäftigung mit der alten Kunst offenbarte eine allmählich umbildende Kraft. Der spröde Römersinn schlug in eine leidenschaftliche Kunstliebhaberei um, welche epidemisch um sich griff. Damit gingen auch die Traditionen der Republik allmählich unter. Rom wurde selbst eine hellenistische Stadt und bedurfte nun ebenso wie einst Antiochien und Alexandrien und Pergamos hellenischer Denkmäler, um seine Geschichte zu ergänzen und den Hintergrund, welcher der Gegenwart fehlte, künstlich zu ersetzen. Nun mußte man, um die neue Zeit zu charakterisiren, die griechische Kunstwelt in viel ausgedehnterem Maße ausbeuten; es war jetzt ein Staatsinteresse, und da man doch nicht mit roher Gewalt die Griechenstädte plündern wollte, so war es für Octavian ein großer Gewinn, daß Kleopatra ihm vorgearbeitet hatte. Denn was mit Gewalt nach Alexandrien entführt worden war, trug man kein Bedenken nach Rom zu bringen.

Nun begann eine neue und mannigfaltige Reihe kunstsinniger Stiftungen, eins der wichtigsten Kennzeichen der Cäsarenzeit, die Vorbereitung einer neuen Ordnung der Staatsgesellschaft und doch an alte Sitte sich anschließend. Denn wie die Feldherren der Republik, so gelobte Julius Cäsar am Tage von Pharsalos der Stammmutter Venus, so Octavian bei Philippi einen Tempel dem »Rächer Mars.« Diese Stif-

tungen wurden aber in einer ganz anderen Weise ausgeführt; denn an die Tempelbauten schlossen sich große umsäulte Plätze, durch Mauern vom städtischen Gedränge freigehalten, für gerichtliche Geschäfte eingerichtet und außerdem den gebildeten Ständen zur Belehrung und zum Genusse. Denn die Tempelhallen umschlossen eine Reihe von Sehenswürdigkeiten; Cäsar selbst hatte sechs Sammlungen geschnittener Steine dort niedergelegt.

Die Blüthe dieser Anlage war der Tempel des palatinischen Apollo, desjenigen Gottes, welcher vorzugsweise berufen war, die hellenisch gebildeten Nationen mit einander zu verschmelzen. In den Hallen war die griechische und die lateinische Bibliothek aufgestellt; im Innern sah man unter zahlreichen Weihgeschenken die Bildsäule des Skopas hervorragen, an den Thüren die Schicksale der Niobiden in Elfenbein, im Giebel alte Skulpturwerke aus der Schule von Chios, vor dem Eingange die ehernen Stiere des Myron.

Das waren also Museen, wie die alten Tempel Griechenlands und Italiens, aber absichtlich angelegte, politische Stiftungen in religiöser Form, um Rom den hellenischen Prachtstädten gleichartig zu machen, Denkmäler von Siegen, welche über die Weltherrschaft entschieden, aber zugleich in so liberaler Weise auf den Nutzen des Volks berechnet, wie nichts Früheres. Denn auch die Thermen wurden Kunstmuseen, an denen das Volk sich in der Muße der Badestunde erfreuen sollte. Das Meisterwerk des Lysippos ließ Agrippa vor seinen Thermen aufstellen und in den Titusthermen stand Laokoon.

Das war der im guten Sinne demokratische Geist, welcher mit der hellenischen Kunst herübergekommen war; ihm huldigten die Cäsaren und hier begegnete die dynastische Politik dem Sinne der Republikaner, welchen die Hoffart der Nobilität verhaßt war, welche nur in selbstsüchtiger Absicht sammeln wollte.

Lange gedachte man in Rom an die großartige Rede des Agrippa, in der er öffentlich gesagt hatte, man thue besser, sämmtliche Gemälde und sämmtliche Bildwerke in Rom zu

Staatseigenthum zu machen, als sie in den Landhäusern reicher Privatleute zu vergraben. Julius Cäsar war es, der auch hier den richtigen Weg gewiesen hatte. Auf seinen Rath hatte Asinius Pollio seine reiche Antikensammlung dem Publikum zur Benutzung geöffnet. Das war in gewissem Sinne das erste europäische Museum, insofern es ein nicht geweihter Raum war, in welchem mit Auswahl und passender Anordnung eine Reihe von Kunstwerken aufgestellt war, mit der Bestimmung zur allgemeinen Bildung beizutragen.

Was die spätern Kaiser für Kunstsammlungen thaten, war eine schmähliche Entartung des von Cäsar Begonnenen; keine Siegesdenkmäler, keine frommen Stiftungen, sondern eine gewaltthätige Ausplünderung der unerschöpflichen Vorrathskammern von Hellas. Elende Freigelassene zogen als fürstliche Commissarien aus, um Alles, was des Mitnehmens würdig schien, mitzunehmen. Allein aus Delphi wurden 500 Erzbilder weggeschleppt.

Hadrian gab dem Hellenismus der Cäsaren eine neue Richtung; er ließ das Sehenswürdigste von dem, was er an Gebäuden und Kunstwerken auf seinen achtzehnjährigen Reisen durch die klassischen Länder gesehen hatte, in seiner Villa auf das Genaueste nachbilden. Man sollte die Denkmäler des Alterthums in ihrer ursprünglichen Umgebung und Gruppirung sehn; es waren ähnliche Gesichtspunkte, wie sie neuerdings bei Gründung des Krystallpalastes maßgebend gewesen sind, aber man ging viel weiter, indem man die berühmtesten Hallen in Athen und Delphi, ja selbst das thessalische Tempethal am Fuße des Sabinergebirges herstellte. Es war eine in das Spielende ausartende Schwärmerei für das Antike.

Als nun am Bosporus ein neues Rom emporstieg, da bedurfte es zu seiner Legitimation einer gleichen Ausstattung, wie die alte Siebenhügelstadt, und nun wandte sich der Zug griechischer Kunstwerke, welcher seit fünf Jahrhunderten nach Westen gegangen war, wieder gegen Osten. Auf dem einen Platze des Hippodroms wurden sechzig der aus Rom entführten Bildwerke aufgestellt. Eben so mußte Antiocheia einen

Theil seiner Schätze wieder abgeben; Athen, Rhodus, Kleinasien wurden gebrandschatzt. In langen Reihen standen die Götter der alten Welt vor den Palastfronten und in den Hallen; die öffentlichen Bäder waren Museen, in der Sophienkirche kamen über 420 Statuen zusammen, Herkunft und Bedeutung der geschichtlichen Denkmäler wurde durch Inschriften angegeben und ein eigenes Hofamt sorgte für die Sammlungen, welche das Herrschaftsgeschmeide der neuen Weltstadt waren.

Indessen schien es, als ob die Kunstwerke des Alterthums nur deshalb in Rom und Byzanz angehäuft worden wären, um bei den Feuersbrünsten und andern Katastrophen, denen die Großstädte vorzugsweise ausgesetzt waren, massenweise unterzugehen. Neue Stadtquartiere erhoben sich über dem Schutte, der die alte Herrlichkeit bedeckte, und wo sich hier und da etwas auf der Oberfläche erhalten hatte, waren die Augen der Menschen gehalten; man sah nichts, man wußte nichts zu erkennen und zu würdigen.

Es sollte aber durch jene Schuttdecke nicht für immer die alte Welt von der Gegenwart getrennt bleiben. Nachdem schon mehrfach eine Ahnung von der versunkenen Wunderwelt und eine Sehnsucht nach ihren Schätzen sich angemeldet hatte, kam endlich ein Trieb von unwiderstehlicher Kraft zum Durchbruch, welcher den Menschen keine Ruhe ließ, bis die auseinander gerissenen Hälften der Menschheit wieder zusammen kamen. An Stelle gleichgültiger Beschränktheit trat ein Wissensdurst, dem kein Genüge zu schaffen war; die Augen öffneten sich für das, an dem man stumpfsinnig vorbeigegangen war. Auch das Ferne suchte man auf, und als Cyriacus, der erste aller wissenschaftlichen Reisenden jener Zeit (um 1430), gefragt wurde, weshalb er sich doch mit Inschriften und Denkmälern abquäle, antwortete er: »um die Todten aufzuwecken.« Nicht das ästhetische Interesse war maßgebend, sondern das historische; darum war auch der kleinste Ueberrest von Bedeutung und je weniger erhalten war, je mehr Alles hervorgesucht und zusammengebracht werden mußte, um so lebhafter steigerte sich der Sammeleifer.

Die Privatleute gingen voran. Petrarca vor Allen, Cyriacus von Ancona, Poggio, der berühmte Florentiner, der bei sieben Päpsten Staatssecretair gewesen ist, Leonardo Bruno, Pomponius Laetus. Man sammelte kleine Antiquitäten, die leicht zu erwerben und aufzuheben waren. Beschriebene Steine zogen in der lesedurstigen Zeit vor Allem an, dann Büsten, am meisten unterschriebene. Denn nun tauchten auf einmal die Gesichter der Männer wieder auf, deren Namen und Thaten die neugefundenen Bücherrollen meldeten. Man sammelte, um sich an großen Vorbildern zu erheben. Poggio war in seinem Studio von Philosophenbüsten umgeben. Zur Illustration der Geschichte suchte man möglichst vollständige Münzreihen mit den Köpfen der Cäsaren, welche wie lauter Heroen erschienen. Petrarca schenkte eine Sammlung Carl dem Vierten in Mantua, damit er solche Vorbilder täglich vor Augen habe.

Die Studienzimmer einsamer Forscher, welche sich die geistige Welt, in der sie lebten, auch äußerlich zu vergegenwärtigen suchten, waren die ersten Museen der neueren Zeit. Dann kamen die Fürsten Italiens; zuerst das Haus Este. Isabelle, die Gemahlin Franz des Zweiten von Mantua, legte, soviel bekannt, die erste Gemmensammlung an (1470); auch von den Münzen unsrer Sammlung tragen noch manche das Zeichen des Adlers als Zeugniß, daß sie einst der Galeria d'Este angehört haben. Man folgte in Ferrara, in Mailand und bald wurde ein zierliches Kästchen mit wohl erhaltenen Anticaglien zum unentbehrlichen Bestandtheile jedes fürstlichen Haushalts in Italien.

In größerem Stil wirkten die Mediceer in Florenz, wo Cosmo sammelte auf Donatello's Rath und dann seine Nachfolger Pietro und Lorenzo. Hier wurde das Sammeln zuerst wieder, wie in der Cäsarenzeit, vom Staatsinteresse aus ins Auge gefaßt, und als einmal der Sinn erwacht war, da öffnete sich auch der Schoß des klassischen Bodens; die Götter der alten Welt kamen zum zweiten Male an das Licht. Bei Porto d'Anzo entstieg Apollo jugendfrisch dem Schattenreiche; es folgten Laokoon, der Torso, Ariadne.

Mit den Mediceern kam die Liebe zu den Antiken nach Rom und auf den päpstlichen Stuhl. Die Vorhallen der Cardinäle füllten sich mit Statuen, Julius II. ließ nach Kunstwerken graben; man faßte selbst mit Rafael's Beirath den großartigen Plan, ganz Rom wieder aufzudecken und die Stadt wie ein großes Museum des Alterthums wieder herzustellen. Das Capitol wurde durch Michel Angelo ganz in antikem Sinne umgestaltet.

Indessen erfolgten auch in Rom noch manche Rückschläge und immer tauchte die Vorstellung wieder auf, als sei die alte Welt eine von Gott verlassene, von Dämonen erfüllte gewesen und deshalb jede Berührung mit ihr gefährlich. Erst mit Anfang des vorigen Jahrhunderts war dieser Standpunkt überwunden, und nachdem die früheren Päpste noch mehr als Edelleute gesammelt hatten, wurde es jetzt Staatsprincip, den Stuhl Petri mit einer glänzenden Auswahl von Antiken zu umgeben; es wurde Ehrensache Kunstmuseen zu gründen. Clemens XII. und Benedict XIV. stifteten das Capitolinische Museum, Clemens und Pius VI. das Pio-Clementinum, und wie Augustus sein Palatium mit hellenischen Werken geschmückt hatte, so hielten die hellenischen Götter jetzt ihren Einzug in die Prachträume des Vatikans.

Diese wichtige Epoche in der Geschichte der Museen war dadurch hervorgerufen, daß die Päpste in der Liebe zur Kunst, welche Rom vor allen Städten der Welt auszeichnete, hinter den römischen Familien nicht zurückbleiben durften. Antikenbesitz war der Stolz des hohen Adels, der Hauptschmuck aller Paläste und Villen, von denen so manche ihren ganzen Ruhm den Meisterwerken danken, mit denen ihr Name auf immer verbunden ist. Es war die Zeit des Alessandro Albani, der für Clemens die Alterthümer zusammengebracht hatte, die den Stamm des Capitolinischen Museums bilden; es war das Zeitalter Winckelmann's. Der reiche Römer kannte keine größere Befriedigung, als wenn er nach der Mahlzeit seinen Gästen neue Erwerbungen oder Aufstellungen zeigen konnte; neue Funde bildeten das Tagesgespräch der vornehmen Welt. Man er-

zählt vom Cardinal Albani, daß er sich, wenn er von einer neuen Fundstätte gehört, rasch in vollen Ornat geworfen und an den Platz begeben habe, wo die Leute, von seiner Erscheinung verwirrt, ihm dies oder jenes überlassen hätten, für das er ihnen in den nächsten Tagen so viel, als ihm gut dünkte, gegeben habe. Unerschöpflich erwies sich der Boden, und wenn Poggio seiner Zeit sechs Statuen kannte, die sich in Rom erhalten hätten, glaubte man 1787 daselbst ebensoviel Statuen als Menschen zählen zu dürfen.

Man betrachtete das Sammeln von Kunstwerken, in welchem nun das Staatsoberhaupt mit den reichen Bürgern wetteiferte, als eine rein römische Angelegenheit, die Betheiligung Fremder als eine Anmaßung; ja es galt für Hochverrath, wenn Jemand daran denken sollte, antike Bildwerke in das Nebelland nordischer Barbaren zu schleppen oder zu verhandeln.

Als das erste Breve dieses Inhalts 1524 erlassen wurde, hatte das Beispiel der Mediceer schon jenseit der Alpen gewirkt, zunächst bei den romanischen Fürsten, welche am wenigsten als Barbaren zurückstehen wollten. Franz I. benutzte Primaticcio und Benvenuto Cellini zu großartigen Ankäufen; Heinrich II. folgte. Als Vasari nach Fontainebleau kam, glaubte er sich nach Rom versetzt. In Spanien begann man unter Carl V., besonders aber war es Philipp IV., der Aranjuez ausstattete. Zu Winckelmann's Zeit wurden die Nordländer mehr und mehr in das Kunstinteresse hereingezogen und von den deutschen Fürsten benutzten nicht wenige einen römischen Aufenthalt zu Erwerbungen. So entstanden die Museen in den Schlössern von Gotha, Cassel, Wörlitz, Arolsen.

Im Berliner Schlosse hatte der Große Kurfürst die erste namhafte Sammlung zu Stande gebracht und mitten unter den harten Sorgen für des Staats ungefährdeten Bestand dieselbe seiner besonderen Aufmerksamkeit würdig gehalten. Er nahm zu ihrer Verwaltung und Bearbeitung den pfälzischen Bibliothekar Lorenz Beger in seine Dienste, durch den die erste wissenschaftliche Veröffentlichung eines deutschen Kunstmuseums zu Stande kam. 1776 kamen die Alterthümer durch

Friedrich den Großen nach dem sogenannten Antikentempel in Potsdam und bald erfolgte durch denselben König eine großartige Vermehrung, namentlich durch Ankauf der Polignac'schen Sammlung, welche aus der Fundstätte des Neronischen Palastes und aus Tusculum stammte.

Diese Stiftungen und Erwerbungen standen sämmtlich unter römischem Einflusse; es waren Brosamen, welche von den vollen Tischen der Römer gelegentlich abfielen.

Nach Winckelmann ist es anders geworden. Rom ist nicht das Centrum geblieben, weder als Fundort noch als Sitz der Autorität. Die großgriechische Kunstwelt wurde unter Lava und Asche hervorgezogen; Hellas und Kleinasien, die Heimath der Antike, wurden wieder entdeckt, und seit dieser Epoche haben die Kunstmuseen eine ganz andere Bedeutung erlangt.

In Rom, wo man zum größten Theile nur heimathlose Bildwerke hatte, mußte der ästhetische Gesichtspunkt vorherrschen. Nur eine Auswahl erkannte der Vatikan als hoffähig an; tadellose Schaustücke so glänzend wie möglich aufzustellen war der maßgebende Gesichtspunkt. Jetzt empfing man die Kunstwerke aus dem mütterlichen Boden und nun trat der Staat in Vortheil, welcher mit allen anderen Küsten auch die des Mittelmeers beherrschte. Darum hat sich in der von Rom unabhängigen Richtung kein Museum so rasch und glänzend entwickelt wie das 1753 gestiftete und 1759 eröffnete britische Museum. Da sind Aegypten und Mesopotamien, Attika, Karien und Jonien, Rhodos, Kyrene durch ganze Gruppen einheimischer Kunst- und Schriftdenkmäler vertreten. Man geht in seinen Sälen von einer Landschaft, von einer Stadt zur andern; man schaut der Vergangenheit klar in das Auge. Es ist das großartigste historische Museum der Welt.

In Deutschland war man auf einen bescheidneren Maßstab angewiesen. Was aber durch kluge Benutzung der Umstände im vorigen Jahrhundert noch geleistet werden konnte, zeigen die Dresdener Sammlungen, und in ihrer Art noch bewunderungswürdiger ist diejenige Sammlung, deren Gründung sich an den ersten römischen Aufenthalt des Königs

Ludwig I. von Bayern während des Jahres 1805 anknüpft, eine Sammlung, welche dadurch einzig in ihrer Art ist, daß sie von Anfang an nach einem Plane, nach den würdigsten Gesichtspunkten, mit dem lautersten Geschmacke und vollkommner Sachkenntniß im Laufe eines Menschenalters durch einen kunstsinnigen Fürsten und seinen technischen Rathgeber Martin Wagner zu Stande gebracht ist.

In einem merkwürdigen Gegensatze zur Glyptothek entstand um dieselbe Zeit unser Museum, die Schöpfung eines Fürsten, welcher keiner persönlichen Neigung folgte, sondern im Anschlusse an die Tradition des Großen Kurfürsten und Friedrich's des Großen und in pflichttreuer Erfüllung seines königlichen Berufs die Ehre des Staats wahrnahm, welcher nach seiner kriegerischen Erhebung und Machterweiterung einer Anlage bedurfte, welche Zeugniß davon ablegte, wie man auch die Künste des Friedens zu ehren wisse. Er sammelte nicht auf öffentliche Kosten für sich, sondern er gab, was sein war, dem Volke. »Das in der Akademie der Künste einzurichtende Museum,« verfügt er am 12. October 1820, »soll außer den dazu bestimmten Sammlungen auch diejenigen Kunstwerke aus meinen Schlössern, Palais, Gärten und Galerien erhalten, welche dazu würdig erachtet werden.« Hirt wurde beauftragt, alles für ein wissenschaftlich geordnetes Museum Brauchbare auszuwählen; bei der weiteren Ausführung des königlichen Gedankens war Schinkel der leitende Genius. Unter Altenstein's Oberleitung betheiligten sich Rauch, Tieck, Wach, Waagen an dem Werke; Wilhelm von Humboldt kehrte als Vorsitzender der Museumscommission noch einmal zu den öffentlichen Geschäften zurück. Niebuhr, Bunsen, Rumohr halfen aus der Ferne. Am letzten August 1830 richtete Humboldt im Namen der Commission seinen Schlußbericht an den König; das Werk war vollendet, die Frucht ernster Arbeit, an welcher eine Reihe von Männern, auf die das Vaterland stolz ist, wetteifernd betheiligt gewesen sind.

Man hatte dabei alle Schwierigkeiten, welche in einer für glänzende Erwerbungen ungünstigen Zeit lagen, und da-

für nur den Vortheil, daß man alle früheren Erfahrungen benutzen, alle Mißbräuche und Irrwege vermeiden und den höchsten Gesichtspunkten folgen konnte.

Wozu aber hatten im Laufe der Jahrhunderte die Kunstdenkmäler der alten Zeit nicht dienen müssen! In den Landhäusern der Italiäner und Engländer waren sie ein Gegenstand aristokratischer Liebhaberei, im Vatikan die Herolde einer Fürstenmacht, welcher alle Herrlichkeit der Welt huldigen mußte. Sie waren benutzt worden, um neu geschaffenen Herrschaften den Adel der Geschichte zu ersetzen, und Barbarenfürsten als Träger hellenischer Gesittung erscheinen zu lassen. Man hat die Götter und Heroen an den blutigen Siegeswagen gebunden, und wie einst Rom und Byzanz, so auch die neue Cäsarenstadt durch sie als Weltmetropole kennzeichnen wollen.

Ueberall haben sie einer gröberen oder feineren Selbstsucht gedient und sind zu Zwecken, welche ihnen ganz fremd sind, verwendet worden. Hier ist das Vermächtniß des Alterthums um seiner selbst willen zur Schau gestellt, und während anderswo, wie in Versailles, die fürstlichen Kunstschätze erst durch eine Staatsumwälzung dem Volke zugänglich wurden, sind die Terrassen von Sanssouci ihrer berühmten Statuengruppen durch den königlichen Besitzer selbst aus freiem Antriebe zu Gunsten eines öffentlichen Instituts beraubt worden, und eben so wurden das neue Palais, das Marmorpalais, die Schlösser in Berlin und Charlottenburg entleert, um für höhere Volksbildung diejenigen Hülfsmittel herbeizubringen, deren eine umfassende Kunstkenntniß nicht entbehren kann.

Denn das war der zweite Gesichtspunkt, welcher bei Gründung eines deutschen Kunstmuseums vorherrschen mußte, die Vielseitigkeit. Die Sammlungen des klassischen Bodens haben meist einen bestimmten Kunstbezirk, den sie vertreten, und darauf ruht ihre Bedeutung. Wir werden nur in attischen Sammlungen die Kunst der Athener überblicken können und nur in Neapel die Kunstwelt Campaniens. Die russischen Sammlungen sind vorzugsweise auf die alten Städte der Krim angewiesen; in den römischen Galerien sieht man den Ge-

schmack der Kaiserzeit vertreten. Unsere Museen können nur dadurch eine Bedeutung gewinnen, daß sie das gesammte Kunstleben der Vergangenheit zur Uebersicht bringen und dazu bedürfen sie, da der Erwerb von Originalen immer ein sehr beschränkter und von Zufälligkeiten abhängiger bleibt, namentlich für das Gebiet der Skulptur, einer Ergänzung — durch Abgüsse. Die älteren Museen waren zu vornehm, um Abgüsse aufzunehmen, obgleich schon Franz I. den Werth derselben erkannte und durch Primaticcio eine Auswahl römischer Kunstwerke abformen ließ, ein Beispiel, welchem Karl III. von Spanien gefolgt ist und dadurch die Bildung der Rafael Mengs'schen Sammlung veranlaßt hat.

Bei uns sind die Gipsabgüsse als unentbehrlicher Theil eines wissenschaftlichen Kunstmuseums zu voller Anerkennung gekommen durch den Bau des neuen Museums, in welchem König Friedrich Wilhelm IV. ein unvergängliches Denkmal seiner Kunstliebe und seiner edlen Fürsorge für die höheren Volksinteressen gestiftet hat Die Gipssammlung ergänzt die Antikensammlung, wie das Kupferstichkabinet die Gemälde. Sie ist die einzige Sammlung, welche man, von der Zufälligkeit des Angebots unabhängig, mit mäßigen Mitteln zu einer relativen Vollständigkeit methodisch erweitern kann.

Von den wissenschaftlichen Forschungen, denen unser Doppelmuseum mit seinen Gemälden und Bildwerken, seinen Zeichnungen, Stichen und Geweben, seinen Arbeiten in Metall, Thon, Mosaik und Glas, seinen Münzen, Gemmen und historischen Alterthümern unerschöpflichen Stoff darbietet, läßt sich in Kürze nicht reden; nur davon noch ein Wort, was es, von den Studien des Kunstforschers und des Künstlers abgesehen, dem Gebildeten sein kann.

Des Tags Geschäfte sind für die Meisten der Art, daß sie für Dinge, welche des Eifers nicht würdig sind, alle Kräfte in Bewegung setzen. Je hastiger und athemloser dies geschieht, um so mehr wird der Mensch von den Kleinigkeiten des Augenblicks überwältigt und seinen wahren Interessen entfremdet; er verliert sich selbst. Da ist es die Kunst, welche

ihm die höheren Ziele vor Augen stellt, und das Kunstmuseum ein Ort der Sammlung, wo wir uns auf die ideale Welt besinnen, für die wir geschaffen sind, wo wir, von der Tyrannei des Augenblicks befreit, einer großen Vergangenheit still und ernst gegenübertreten; wo wir in einer freieren und gesunderen Luft athmen. Die matte Seele wird erfrischt, indem sie den alten Meistern nachdenkt und nachfühlt, was nicht möglich ist, ohne daß sie selbst ihre Schwingen regt und den Staub abschüttelt. Der Geist gewinnt neue Spannkraft und auch für die Dinge der Gegenwart erst den richtigen Maßstab.

Jede Zeit neigt zur Selbstüberschätzung und die unsrige nicht am wenigsten. Hier stehen wir vor einer Welt geistiger Schöpfungen, von denen die der klassischen Epochen der Art sind, daß wir bekennen müssen, unsere Zeit sei außer Stande, Ebenbürtiges zu schaffen.

Und wie ist der Mensch zu jenen Höhenpunkten geistiger Kraft gekommen? Durch kühnes Wagen Einzelner, durch ehrgeiziges Jagen nach Originalität? Nein, sondern durch Treue in der Ueberlieferung, durch gewissenhafte Aneignung des Erlernten und ein emsiges Streben schrittweise vorwärts zu kommen.

Und wo lagen, fragen wir weiter, die Impulse zu dieser selbstvergessenen Arbeit von Meistern und Schülern, die eine Kette bilden, welche durch Jahrhunderte reicht?

Sie lagen nicht in Aufgaben des praktischen Lebens, von denen in unserer Welt alle großen Erfindungen und die bewundertsten Leistungen ausgehen, sondern in allen Werken echter Kunst, namentlich des Alterthums, von den kolossalen Gruppen bis zu den engen Feldern der Münzen und Edelsteine, überall treten uns die Beziehungen auf die unsichtbare Welt als die ursprünglichen entgegen. Der Glaube an sie und die Ueberzeugung, daß das Verhältniß zu ihr von allen menschlichen Verhältnissen das nächste und wichtigste sei, hat im Menschen das Kunstvermögen geweckt; aus dem Gefühle seiner unbedingten Abhängigkeit sind die gewaltigsten Werke geboren, welche menschlicher Energie gelungen sind, und so

verschieden auch die Auffassungen und Darstellungen des Göttlichen sind, so geht doch ein »Ehre sei Gott in der Höhe« wie ein stiller Chor durch alle Räume eines Kunstmuseums hindurch und wir werden eingedenk, wie alle Erfindungen der Technik und alle Fortschritte erfahrungsmäßiger Kenntnisse dem Menschen niemals dasjenige ersetzen können, was ihn zu echten Kunstschöpfungen befähigt.

Die Museen sollen uns mit der Vergangenheit verbunden halten und uns davor bewahren, einseitig modern zu werden. Wie einst in Antiochien und Alexandrien, in Rom und Byzanz, so sollen sie auch bei uns auf die Grundlagen hinweisen, welche die Bildung der Gegenwart tragen. So aufgefaßt, werden die öffentlichen Sammlungen Plätze geschichtlicher Weltbetrachtung, ja sie werden dann auch in dem Sinne, den wir zuerst besprochen haben, im echt hellenischen Wortsinne Museen, d. h. Stätten des Musendienstes, stiller Sammlung geweiht und dem fruchtbaren Nachdenken über die Ziele des geistigen Lebens und die Gesetze seiner Entwickelung.

Gewiß hat unser Museum den Zwecken der königlichen Gründer in hohem Grade entsprochen; es ist der Gegenstand einer stets wachsenden Theilnahme, es ist schon jetzt ein Centrum geworden, von dem vielseitige Kunstkenntniß ausströmt und Material für Kunststudien verbreitet wird; auch dürfen wir sagen, daß es mit der höhern Jugendbildung viel enger verbunden ist, als die an Originalwerken ersten Ranges ungleich reicheren Museen des Auslandes.

Eine andere Art der Betheiligung ist freilich im Auslande viel größer als bei uns. Im Louvre wie im britischen Museum trifft man in allen Räumen Gegenstände, welche in zwiefacher Weise Denkmäler sind, Denkmäler der Kunst und Denkmäler einer patriotischen Betheiligung von Privatmännern an einer Anstalt, deren fortschreitende Vervollkommnung die Ehre des Vaterlandes ist.

Bei uns ist man auf jedem Gebiete des öffentlichen Lebens zu lange gewohnt gewesen, Alles die Regierung thun zu lassen und sich auf den Standpunkt des kritischen Beobach-

ters zurückzuziehen. Aber es wird anders werden und es ist schon anders geworden.

In Köln zeigt man mit gerechtem Stolze das durch den edeln Sinn eines Bürgers geschaffene Museum, das jedem Fürsten Ehre machen würde, und in unsrer Stadt hat ein Mitbürger dem Staate einen reichen Kunstschatz vermacht, zu dessen würdiger Aufnahme unter den Auspicien unseres regierenden Königs ein dritter Kunstpalast emporsteigt, wo die neue Zeit neben der alten zu ihrem Rechte kommen wird.

Es handelt sich ja aber nicht um Stiftungen ganzer Sammlungen. Wie viel könnte erreicht werden, wenn das Museum in seinem Streben nach Veranschaulichung des gesammten Kunstlebens durch edlen Bürgersinn unterstützt würde, damit es sein hohes Ziel schneller, vollständiger, des Vaterlandes immer würdiger, erreichen könne! Das wäre ein Zeichen, daß unser Museum kein fremdartiges Glied in der Reihe unsrer städtischen Prachtgebäude ist, sondern daß es den Sinn für das Schöne und Große erweckt hat. Das wäre, nachdem unsere Könige vorangegangen sind und den edelsten Schmuck ihrer Gärten und Schlösser dem Volke zur Bildung und zum Genusse dargebracht haben, des Volkes bester Dank gegen seine Könige und die sicherste Bürgschaft für das Gedeihen einer Anstalt, welche die idealen Interessen der Stadt und des Staats zu vertreten hat. Wie glücklich würde ich deshalb sein, wenn diese Stunde dazu beigetragen hätte, nicht nur die Geschichte der Kunstsammlungen in alter und neuer Zeit klarer zu machen, sondern auch in Diesem oder Jenem einen Eifer zu entzünden, an der Fortbildung unsrer Sammlungen fördernden Antheil zu nehmen und so das königliche Werk mehr und mehr zu einem nationalen zu machen!

VII.

Die öffentliche Pflege von Wissenschaft und Kunst.

Wir sind heute in den Räumen unserer Universität versammelt, um Kaiser Wilhelm, unsern geliebten König und Herrn, in Sein neues Lebensjahr mit unsern Segenswünschen zu geleiten und für Alles, was wir in Ihm und durch Ihn haben, Gott in festlicher Gemeinschaft zu danken. Die rechte Festfreude schließt den Ernst des Nachdenkens nicht aus und darum werden wir auch der Frage nicht ausweichen, wie weit der Segen, der dem Vaterlande durch die Thaten unseres Königs zu Theil geworden, verwirklicht oder in fortschreitender Verwirklichung begriffen sei.

Die Frage liegt nicht fern. Denn unläugbar machen auch wir die Erfahrung, daß heiß ersehnte und mit Jubel begrüßte Friedenszeiten, wenn sie wirklich eingetreten sind, nicht die volle Befriedigung gewähren, welche man erwartet hatte. Vielmehr zeigt sich nach der Spannung aller Gemüther auf ein gemeinsames Ziel, die auch unter den schwersten Verhältnissen etwas in sich Beglückendes hat, nach dem entschlossenen und freudigen Zusammenwirken aller Volkskräfte ein Auseinandergehen derselben nach verschiedenen Zielen, eine gewisse Abspannung, die allen persönlichen Neigungen Spielraum läßt, eine peinliche Unsicherheit des Handelns. Die Ziele sind nicht

mehr von außen gegeben, sie wollen gesucht und gefunden sein. Man fühlt, daß man nicht in die alten Gleise zurückkehren könne, daß die Ansprüche überall gestiegen seien, aber wie sie erfüllen, wie den großen, idealen Aufgaben des Friedens gerecht werden?

Das ist eine Frage, die uns Alle nahe angeht, und je verschiedenere Ansichten darüber laut werden, um so mehr dürfte es der Bedeutung des Tags entsprechen, wenn wir die Beschaffenheit jener Aufgaben in Erwägung ziehen und darüber nachdenken, wie weit die Erledigung derselben als eine Staatsangelegenheit zu betrachten sei. Es kann aber, wie ich glaube, an dieser Stelle nicht schicklicher darüber gehandelt werden, als wenn wir in die Vergangenheit blicken und aus der Geschichte zu lernen suchen, was an den Stätten, welche uns als leuchtende Muster vorschweben, so oft von den edelsten Friedensgütern, von Wissenschaft und Kunst, die Rede ist, auf Veranstaltung des Staats für die Pflege derselben geschehen ist.

Bei keinem Volk der Erde sind die geistigen Grundlagen des Staatswohls und der Staatsmacht in gleichem Grade anerkannt worden, wie bei den Hellenen. Das ist ein Charakterzug des Volks, welchen wir durch alle Verfassungen und alle Perioden ihrer Geschichte verfolgen können. In Troizen zeigte man auf dem Markte das Musenheiligthum, bei welchem der Urkönig Pitthens selbst seine Unterthanen in den schönen Künsten unterwiesen haben sollte, und die Verabsäumung derselben erschien als ein solcher Frevel, daß noch Polybios die bürgerliche Zerrüttung und den Untergang einer arkadischen Stadt als die gerechte Folge derselben darstellt. Als Mytilene die Herrschaft von Lesbos an sich bringen wollte, glaubten die Bürger kein wirksameres Mittel anwenden zu können, als daß sie in den anderen Inselstädten die höheren Lehranstalten eingehen ließen. Die Einführung der homerischen Gedichte und anderer Gattungen von Kunst und Litteratur war mit den wichtigsten Epochen bürgerlicher Gesetzgebung eng verflochten. Dichter und Philosophen galten dem

Auslande gegenüber als die würdigsten Vertreter ihrer Staaten und wurden zu den wichtigsten Gesandtschaften benutzt. Den Thebanern erklärte Epaminondas, wenn sie Athen den Vorrang in Griechenland streitig machen wollten, so müßten sie auch die Propyläen der Akropolis an den Aufgang der Kadmea versetzen. König Philipp ließ die Gebeine des Linos nach Makedonien bringen, um seine Herrschaftsansprüche dadurch zu begründen, daß er seine Heimath als den Ursitz hellenischer Poesie in Erinnerung brachte, und von Alexander sagte man, daß er mehr durch Aristoteles als durch Philipp die Macht empfangen habe die Welt zu überwinden.

Daß in der Bildung der Bürger die Macht der Staaten ruhe, war die allgemeine Ansicht, aber die Bildung wurde sehr verschieden aufgefaßt. Denn diejenigen Staaten, welche alles Gewicht auf unveränderte Fortdauer der überlieferten Satzungen legten, mußten auch die gesammte Erziehung darauf einrichten und Alles fernhalten, was die Jugend in der unbedingten Hingabe an das Bestehende irre machen könnte. In Athen dachte man zu hoch von der geistigen Bildung, um sie als Staatsmittel im Sinne einer conservativen Politik zu verwenden, und man dachte vom Staate zu hoch, um seinen Bestand von einer Verkümmerung der menschlichen Natur abhängig machen zu wollen. Athen ist der erste Staat, welcher es gewagt hat, die freie Ausbildung des Menschen als die beste Vorbereitung des Bürgers anzusehen, und indem man sich dabei auf den angeborenen Lerneifer verließ sowie auf die Macht der Ueberlieferung, durch welche die leibliche und geistige Jugendbildung geregelt war, enthielt man sich von Staatswegen jedes Eingriffs in eine Angelegenheit, welche man als eine häusliche angesehen wissen wollte. Darum gab es keinen Schulzwang, keinen öffentlich anerkannten Lehrplan oder Lehrstand, und das solonische Unterrichtsgesetz beruhte im Wesentlichen auf dem Satze, daß, während in den übrigen Staaten Verpflegung der Eltern als unbedingte Pflicht der Kinder gesetzlich anerkannt war, dies in Athen ausdrücklich auf diejenigen beschränkt wurde, welche ihren Kindern die ge-

bührende Erziehung gegeben hatten. Mit Versäumniß dieser Pflicht waren alle Elternrechte verwirkt.

Pflege der geistigen Anlagen galt für etwas eben so Selbstverständliches wie ausreichende Körperpflege, und wie es bei dem einzelnen Menschen ein verletzendes Mißverhältniß ist, wenn dem voll entwickelten Leibe die entsprechende Geistesreife fehlt, so muß auch der Staat bei erweiterter Machtsphäre und höheren Zielen von seinen Angehörigen eine reichere Bildung verlangen.

Wie lebendig empfanden das die Athener, von denen Aristoteles sagt, daß sie nach den Perserkriegen mit neuer Begier sich jeder Wissenschaft befleißigten! Ruhm und Gold war ihnen in ungeahnter Fülle zu Theil geworden und doch erschienen sie sich bedürftiger als je zuvor. Sie mußten nun, das fühlten sie, durch geistige Schätze ihr Erkenntnißgebiet erweitern, um zwischen dem innern und äußern Leben das richtige Gleichgewicht herzustellen, um in den neuen Beruf hinein zu wachsen und für ihn nachzureifen.

So ging Athen aus innerer Triebkraft vorwärts und betrachtete seine großen Siege nicht als einen verdienten Lohn, nicht als den Abschluß einer ruhmvollen Laufbahn oder als einen Ruhepunkt, von dem man selbstzufrieden zurückblicken konnte, sondern als einen Sporn zu verdoppelter Thätigkeit, als den Anfang eines neuen Lebens mit höheren Gesichtspunkten und ernsteren Pflichten.

Unmittelbarer und selbständiger war die Thätigkeit des Staats für die bildende Kunst; aber auch hier handelte er nicht nach Willkür und eignem Ermessen, sondern wie es die Volkssitte forderte. Er verfuhr nicht anders, als jeder Einzelne zu thun sich gebunden fühlte, wenn er nach gewinnreicher Seefahrt oder glücklicher Lebensrettung das Opfer des Danks in einem sinnreichen Kunstwerke darbrachte. Des Sieges Beute stand ja dem Sieger nicht zu freier Verfügung, sondern die Staatsgottheit hatte ihren Antheil daran, welcher zuerst abgehoben werden mußte. Der Staat hatte also nur die Aufgabe, in größerem Maßstabe als die Kräfte Einzelner es

vermochten, die Dankopfer zu weihen, und indem dies nach gemeinsamen Plänen von Staatsmännern und Künstlern unter begeisterter Theilnahme der ganzen Gemeinde geschah, ist bei den Athenern das Vorzüglichste zu Stande gekommen, was jemals aus Staatsmitteln für bildende Kunst geschehen ist. In kleinen Stadtgemeinden langsam gereift, erstarkte sie zu einer ungeahnten Leistungsfähigkeit, indem der siegreiche Staat ihr einen großen Inhalt darbot, indem ihr die Aufgabe wurde, die Idee des Staats, die geistige Macht, auf welcher er ruhte, und die nationalen Ziele, welche er verfolgte, in zusammenhängenden Denkmälern darzustellen.

Aber nicht bloß in Dreifüßen, Standbildern und Tempelhäusern wurde der Zoll des Danks dargebracht. Das Volk selbst erschien vor den Göttern, um sich mit seinen geistigen und leiblichen Fähigkeiten zu zeigen. Das waren die Volksfeste, und hier hatte der Staat am meisten Gelegenheit, zur Förderung der Künste ununterbrochen thätig zu sein; hier läßt sich am deutlichsten nachweisen, wie Staatshülfe gefordert und geleistet wurde.

Denn es galt allgemein für eine der wichtigsten Aufgaben der Verwaltungsbehörden, den Kreislauf der Jahresfeste zu überwachen und jede einzelne Feier so zu beaufsichtigen, daß keine Störung das frohe Zusammensein trübe, die Fest- und Uebungslokale aus Staatsmitteln herzustellen, indem man den größten Werth darauf legte, daß auch die Uebungen der Jugend in solchen Räumen stattfänden, wo sie jeden Morgen den Eindruck des Schönen und Würdigen in sich aufnähme; ferner nach Maßgabe des wachsenden Staatseinkommens die hergebrachten Feste immer mannigfaltiger auszustatten, indem man alle fruchtbaren Keime neuer Kunstgattungen, Dithyrambos, Tragödie, Komödie, in den Kreis der städtischen Wettkämpfe hereinzog. Das war so wenig wie die Ausführung der Bauten eine ehrgeizige Laune Einzelner oder ein hauptstädtischer Luxus, sondern ein nothwendiger Fortschritt in der vollkommenen Darstellung des hellenischen Geisteslebens, welche Athens Beruf war. Bei dem großen Dionysosfeste, das unter Aufsicht des

ersten der neun Archonten begangen wurde, trat die Muse unmittelbar in den Staatsdienst. Der Dichter reicht sein Stück bei dem Beamten ein und dieser, den der Zufall des Looses für das laufende Jahr an diese Stelle gebracht hat, entscheidet darüber, ob ein Sophokles zur Concurrenz zugelassen werden soll oder nicht. Es bildet sich eine Gruppe dramatischer Poeten, welche einen gewissen amtlichen Charakter haben und ansehnliche Staatsbesoldungen beziehen, um für den Bedarf der öffentlichen Feste, die jährlich neue Dichtungen verlangen, mit der nöthigen Muße sorgen zu können.

Bezahlung poetischer Werke war den Griechen ursprünglich etwas Anstößiges, weil die Würde und Freiheit der Poesie dadurch beeinträchtigt schien; man fühlte, wie leicht ihr reiner Quell getrübt werde. Wer Sold giebt, macht auch Ansprüche, denen sich der Empfangende nicht entziehen kann, und da, wo die lockende Aussicht auf Gewinn poetische Tafelrunden bildete, welche sich um freigebige Fürsten, wie Pisistratos und Hiero, sammelten, da traten auch mancherlei Schäden höfischer Kunst und mancherlei Mißklänge, selbst bei so hervorragenden Geistern, wie Pindar, Simonides, Ibykos zu Tage.

Im attischen Freistaate lagen solche Gefahren ferner und ungezwungen fügten sich die den Volksfesten entsprungenen Dichtungen in den Organismus des städtischen Festcyclus, als wenn sie von Anfang an dafür geschaffen wären. Aber hier traten andere Gefahren ein; es kam zu Conflikten zwischen den Staatsrücksichten und der Autonomie, welche der Genius in Anspruch nehmen muß. Die namhaftesten Dichter wurden in Staatsprocesse verwickelt, die Staatsbesoldung wurde beschnitten, die Maskenfreiheit des dionysischen Festspiels einer strengen Censur unterworfen, und das geschah in der Zeit der vollendeten Demokratie; ein Beweis, daß die unmittelbare Berührung zwischen Staat und Dichtkunst und die Verflechtung derselben in die Interessen des Staats auch dort, wo das freie Wort Grundprincip der Verfassung war, Uebelstände hervorrief.

Auch die Gattungen der Kunst verändern sich in der Zucht städtischer Ausbildung, wie die Gewächse in künstlicher Garten-

pflege, die zwar stattlicher und prächtiger werden, aber immer etwas an ursprünglichem Reize einbüßen.

Kunst und Künstler bedarf das Gemeinwesen; ohne sie ist der antike Staat gar nicht zu denken. Die Wissenschaft steht ihm ferner. Auch sie entwickelte sich unmittelbar aus dem Geiste des Volks, sich selber unbewußt und allmählich fortschreitend, so wie ein Räthsel nach dem anderen in der Menschenseele aufdämmerte und die schlummernde Denkkraft weckte.

Diese Entwickelung erfolgte aber nicht so wie die der Kunst in vollem Einklange mit dem Volksleben und reifte nicht so wie diese den Bedürfnissen des Staats entgegen. Sie war selbständiger, rücksichtsloser und es kam auch in Athen zu Kampf und Streit, als der philosophische Gedanke von harmloser Naturbetrachtung auf die menschlichen Dinge überging, alles Bestehende auf das Recht seines Bestehens untersuchte und jede Ueberlieferung in Frage stellte. Die Sophisten waren die Ersten unter den Hellenen, welche aus der Virtuosität im Denken und Reden einen Lebensberuf machten, und da sie als Volkslehrer umherzogen und die Jugend um sich sammelten, befand sich der antike Staat ihnen gegenüber in einem Zustande der Nothwehr.

Das beste Gegenmittel gegen die Sophistik lag in der echten Philosophie, welche für das Alte, das haltlos geworden, etwas Höheres und Besseres bieten konnte. Aber der Staat war nicht im Stande diese Kräfte zu seiner Erneuerung zu verwerthen. Die attische Philosophie wirkte in engen Kreisen, welche von der Stadt und ihrem Treiben fern, in stolzer Unabhängigkeit als besondere Gemeinden bestanden mit ihren aus ihrer Mitte erwählten Führern, welche Priestern gleich den Herd höherer Erkenntniß hüteten, eine Folge von Schulhäuptern, welche auf dem einmal geheiligten Boden von Attika einander ablösten, Einer dem Andern das Scepter übergebend.

Dennoch ist auch der Staat Athen an der Förderung der Wissenschaften nicht unbetheiligt geblieben und es ist ein merkwürdiges Zeichen von echt historischem Sinne, daß hier

zuerst auf öffentliche Veranstaltung die Urkunden des geistigen Lebens der Hellenen gesammelt und geordnet wurden, daß man hier schon in der Tyrannenzeit eine öffentliche Bibliothek anlegte und daß man nicht nur auf die Vollständigkeit, sondern auch auf die Reinheit der Ueberlieferung das Augenmerk richtete, wie an einem glänzenden Beispiele das Staatsexemplar der Tragödien beweist. So finden wir hier die Keime und Vorbilder dessen, was in der hellenistischen Zeit geschehen ist.

Als nämlich die griechischen Städte ihr politisches Leben geschlossen hatten, trat die geistige Arbeit, welche in ihnen allmählich zu Stande gekommen war, als die Hauptsache hervor; das erschien jetzt als der eigentliche Inhalt der griechischen Geschichte. Das war der Schatz, dessen man jetzt erst recht bewußt wurde, das geistige Capital, welches man hüten, mehren und in den weitesten Kreisen verwerthen müsse. Die Wissenschaft wurde nun eine Staatsangelegenheit ersten Rangs; die Gelehrten traten aus ihrer Zurückgezogenheit in die glänzendsten Stellungen und jene Forderung, mit welcher der zum Tode gehende Sokrates seine Richter erbittert hatte, indem sie als eine wahnsinnige Selbstüberhebung angesehen werden mußte, wurde nun von den Großen der Erde in überschwänglichem Maß erfüllt. Denn sie gewährten den Vertretern hellenischer Wissenschaft als Ehrenbürgern öffentlichen Unterhalt am Staatsherde, wie es in den alten Republiken mit den olympischen Siegern geschah, ehrten sie, welche in sorgenfreier Muße an den Geschäften des Staats unbetheiligt waren, als die größten Wohlthäter desselben und statteten sie mit fürstlichen Privilegien aus. Die Ersten in der Reihe der Ptolemäer und Pergamener hatten wahre Liebe zur Wissenschaft; sie suchten wie Perikles aus persönlicher Neigung den Umgang der Gelehrten und hatten eigene Freude, wenn sie mit ihnen durch die Räume wandelten, wo die geistigen Schätze des Morgen- und Abendlandes zum ersten Male vereinigt waren. Es war aber ihr Verhalten von Anfang an auch eine sehr bewußte Politik; denn die Nachfolger Alexander's hatten zum Beherrschen des Orients keinen anderen Rechtstitel als den der

hellenischen Bildung, und die hervorragenden Träger derselben waren also in der That die Stützen der Throne und Bürgen ihres Ansehens. Daher auch die Eifersucht der Höfe auf einander, welche selbst auf die Richtung der Studien Einfluß hatte. Die Gelehrten von Pergamon mußten den Alexandrinern entgegentreten, weil die Höfe sich einander anfeindeten.

Uneigennütziger, freier waren die Bestrebungen der Rhodier. Sie hatten keinen Hof als Reizmittel zu bieten, aber die Ehre ihres Bürgerrechts lockte die Auswärtigen; sie konnten an Umfang der Sammlungen und an Glanz der wissenschaftlichen Institute den fürstlichen Rivalen nicht nachkommen, aber an wissenschaftlichem Ruhme blieb die Stadt nicht zurück. Man war bestrebt, die Forschung mit dem Jugendunterrichte in fruchtbare Verbindung zu setzen, man suchte die gewonnenen Resultate übersichtlich zu ordnen, um die einzelnen Fächer der Gelehrsamkeit in ihrer geschichtlichen Entwickelung darzustellen. Rhodos ist in weiser Pflege der Wissenschaften am meisten in die Fußtapfen der Athener getreten.

Athen selbst war inzwischen eine hellenistische Stadt geworden, d. h. es lebte von den Erinnerungen der Vergangenheit, und die aus allen Gegenden besuchten Gymnasien der Stadt, in denen leibliche und geistige Jugendbildung jetzt vereinigt war, machten die vornehmste Sorge der öffentlichen Behörden aus, während die Philosophenschulen sich nach wie vor in voller Unabhängigkeit erhielten.

Ein Gesetz, welches ihren Bestand von obrigkeitlicher Bewilligung abhängig machte, mußte zurückgenommen werden, weil Lehrer und Schüler auswanderten und die Athener bald inne wurden, daß sie die Stadt ihres schönsten Schmucks beraubten. Denn auf diesem Gebiete behaupteten sie noch zuletzt eine gewisse Hegemonie und konnten sich kraft der Weihe, die auf ihrem Boden ruhte, den Prachtanlagen von Alexandreia und den vielen unter römischem Principate entstehenden griechischen Schulen gegenüber als die wahre Metropolis aller höheren Erkenntniß in Ehren erhalten.

Die Römer traten unwillkürlich in die Fußtapfen der hel-

lenistischen Staaten; denn der Uebergang aus der Stadtrepublik in das Weltreich konnte nur gelingen, wenn die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Völker mehr und mehr in griechische Bildung aufgingen. Daher die Menge neuer Bildungsanstalten, die mit Athen wetteiferten, bis an die Küste von Gallien. Unter den Antoninen regte sich wieder ein philhellenischer Zug von besonderer Stärke. Man wollte das Vaterland der gemeinsamen Bildung ehren, man wollte Athens philosophische Geltung nicht der freien Pietät überlassen, sondern mit kaiserlichem Siegel bestätigen und verbürgen. Es wurden also für die verschiedenen Sekten der attischen Philosophie in Athen von Staatswegen Lehrstühle errichtet, »Throne«, wie sie genannt wurden, mit kaiserlicher Freigebigkeit ausgestattet, mit kaiserlichen Schulvorstehern besetzt, welche theils zu wissenschaftlicher Arbeit, theils zu mündlichem Vortrage vorzugsweise bestimmt waren. Dem edlen Marc Aurel wurde diese Stiftung als besonderes Verdienst angerechnet, als eine aller Welt erzeigte Wohlthat. In der That war es aber eine Pflanzung auf dürrem Boden. Man konnte nichts als das Alte wiederholen, daher mußte auch dies in hohlem Dogmatismus erstarren und verknöchern; es war also kein Verlust für die Welt, als die künstlich geschaffenen Schulen durch kaiserliches Machtgebot auch wieder aufgehoben wurden.

Was lehren uns diese Rückblicke in das Alterthum?

Sie zeigen uns, wie verkehrt es sei, den Staat für die Gebiete des geistigen Lebens verantwortlich zu machen, wo volle Selbständigkeit die Grundbedingung des Gedeihens ist. Welche weltliche Macht kann die Grundlagen schaffen, aus denen allein wahre Kunst hervor blüht, die harmonische Stimmung des Volks, die begeisterte Freude am Schönen, die Anhänglichkeit an der Ueberlieferung, die des Ausdrucks bedürftige Dankbarkeit für den Segen der Gottheit! Welche äußere Macht kann den Zug der Erkenntniß im Volke wecken und erhalten? Wo Wissenschaft und Kunst sich am glücklichsten entfaltet haben, ist von Staatswegen am wenigsten geschehen. Aeußere Einflüsse, auch die begünstigenden, haben Uebelstände

hervorgerufen, oder es ist bei dem besten Willen und den reichsten Mitteln nichts erreicht.

Wer kennt die antoninischen Professoren von Athen, während die alten Weisen, die, vom Staate gänzlich unbeachtet, mit ihren Freunden unter den Platanen der Akademie und des Lykeion wandelten, noch heute unser Aller Lehrer und Meister sind! Das damalige Athen war die Schule der Welt. Seitdem man ein officielles Erziehungshaus aus Athen gemacht hat, ist es nur eine historische Merkwürdigkeit.

Soll sich der Staat also vollkommen gleichgültig verhalten, wenn er auch so gut wie die Staaten des Alterthums seine Stärke in der Bildung der Bürger sieht, soll er unthätig zuschauen und ein Gebiet meiden, dessen Boden so schlüpfrig ist? Das wäre eine gewaltsame Trennung zusammenhängender Lebenskreise, das wäre ein Grundsatz, der auch in den vorangehenden Betrachtungen keine ausreichende Begründung findet. Wir werden vielmehr einen anderen Schluß ziehn, welchem ich eine doppelte Fassung geben möchte.

Erstens ist seit der Zeit Alexander's jedes Culturvolk ein hellenistisches, in sofern es den unabweislichen Beruf hat, das, was die Griechen gedacht und gedichtet haben, zu seinem Eigenthum zu machen und weiter zu bilden. Die griechische Cultur ist bei uns so wenig zu Hause, wie in den Ländern der Diadochen und deshalb kann sie nicht so, wie es im Mutterlande geschah, sich selbst überlassen bleiben. Vielmehr müssen nach dem ruhmwürdigen Vorgange der Ptolemäer, Pergamener und Rhodier auch unsere Staaten ihre Ehre darin suchen, Wissenschaft und Kunst als eine Grundlage ihres eignen Bestandes auf alle Weise zu pflegen und dort, wo die Kräfte Einzelner nicht ausreichen, mit öffentlichen Mitteln freigebig einzutreten. Diesem Sinne verdanken wir die großen Sammlungen zur Geschichte des menschlichen Wissens und die immer vollkommnere Ausrüstung aller der Anstalten, in welchen die Kenntniß des Weltalls rastlos gefördert oder die Möglichkeit gegeben wird, der Natur auf allen Gebieten ihres Schaffens

durch immer neue und zwingendere Fragestellungen ihr Geheimniß abzugewinnen.

Die geschichtliche Forschung ist um so schwieriger geworden, je massenhafter das Erbgut sich angesammelt hat, welches wir anzutreten berufen sind. Um so nothwendiger ist die umfassende Sammlung aller schriftlichen und bildlichen Denkmäler der Vergangenheit, die Aufräumung des Schutts, welcher den Boden der alten Cultur deckt, aber auch — die Aufdeckung des Verschütteten.

Diese Aufgabe konnte den hellenistischen Fürsten nicht in den Sinn kommen, weil sie neben den wohl erhaltenen Denkmälern der klassischen Zeit die eigenen Werke aufrichteten. An uns aber tritt sie immer dringender heran, wenn sie auch bis heute noch nicht die ihrer Bedeutung entsprechende Berücksichtigung gefunden hat.

Zeigt denn nicht jedes Jahr von Neuem, wie viel von dem Vermächtnisse des Alterthums noch in der Tiefe des Bodens ruht, über den man so gedankenlos hinwegging, und zwar nicht nur unter der Aschendecke der Vulcane, sondern auch unter Erde und Kies, womit Flüsse, wie der Alpheios, die anliegenden Tempelhaine vorsichtig zugedeckt haben? Ist es recht, daß wir edle Werke des menschlichen Geistes im Schoße der Erde liegen und verderben lassen? Würden wir so gleichgültig sein, wenn wir alte Schriftrollen wenig Fuß unter der Oberfläche geborgen wüßten und sind hellenische Denkmäler von Erz und Stein weniger werth?

Bedarf doch die Alterthumswissenschaft, welche eine Reihe von Aufgaben so weit gelöst hat, als es der Bestand der Ueberlieferung gestattet, so dringend neues Materials, um mit den andern Wissenschaften, welche in Herbeischaffung des Materials unabhängiger gestellt sind, Schritt halten zu können! Hier ist Kunst und Wissenschaft mit gleichmäßigem Interesse betheiligt. Hier sind bei richtigem Zusammenwirken der dem Staat verfügbaren Kräfte mit mäßigem Aufwande die wichtigsten Ergebnisse zu erzielen, hier bieten sich auch unserm Staate die ruhmvollsten Friedenswerke dar.

Der Staat soll aber nicht bloß nach hellenistischem Vorgange seine Mittel in Bewegung setzen, um der Forschung Wege zu bahnen und Stoff zu liefern. Warum sollten wir denn — und das ist der zweite Punkt — nur die Nachfolger der Hellenen zu Vorbildern nehmen und nicht die Hellenen selbst? Damit soll keine Verläugnung des Vaterländischen und Volksthümlichen gemeint sein, sondern die entschlossene Aneignung dessen, was im Hellenischen das echt Menschliche, das Gute und deshalb ewig Gültige ist.

Also soll der Staat, wie ich es ausdrücken möchte, zu Wissenschaft und Kunst sich öffentlich bekennen, und zwar nicht im Sinne der Höfe von Alexandreia und Pergamon, welche bei der Pflege derselben immer noch etwas Anderes im Auge hatten, fremdartige Ziele verfolgten und sich selbst verherrlichen wollten, vielmehr in dem echt hellenischen Sinne, der das Gute um seiner selbst willen liebt, in dem Sinne, der in Kunst und Wissenschaft nicht einen Luxus sieht, welcher nach Befriedigung der eigentlichen Staatsbedürfnisse auch einige Berücksichtigung verdiene, sondern die edelste Seite des Volkslebens, welche ohne schweren Schaden nicht verabsäumt werden dürfe, einen Quell unerschöpflicher Lebenskraft und das unentbehrliche Gegengewicht gegen das ruhelose Jagen nach Besitz und Genuß.

Das Gemüth des Volks gleicht so gut wie das des Einzelnen dem platonischen Zwiegespanne, an welchem das eine Roß in rastloser Sehnsucht nach oben steigt, während das andere dem Staube zugekehrt ist. Der Staat soll das edle Roß pflegen, ohne es in seinen Dienst nehmen oder ihm seine Bahn vorzeichnen zu wollen. Er hat keinen Grund sich vor dem freien Gedanken zu fürchten, wie es die alten Republiken thaten, wenn sie die Throne ihrer Schutzgötter wanken sahen. Wir glauben an die Wahrheit, welche durch alle Anfechtungen und Verkennungen siegreich hindurch dringen muß; wir wissen, daß Irrungen der Wissenschaft nur auf wissenschaftlichem Wege berichtigt werden können.

Kunstschöpfungen mustergültiger Art sind der Vorzug begünstigter Zeiten und die einmal vorhandenen gelten mit Recht als Schätze der Menschheit. Ihre Wissenschaft muß aber jede Zeit haben; die Wissenschaft ist in viel höherem Grade, als es im Alterthum der Fall war, ein Gemeingut geworden, ein Zug des Volks, und der Staat kann nicht umhin, die Arbeit der Gedanken, an welcher in verschiedenster Form die Besten seiner Angehörigen Theil nehmen, als seine edelste Kraftquelle anzuerkennen. Denn er ist sich bewußt, daß diese Arbeit das Volk gesund erhält und seine Leistungsfähigkeit ununterbrochen steigert, während träge Genußsucht an seinem Marke zehrt und jede Staatsgemeinschaft unvermeidlich zu Grunde richtet.

Der Staat wird diese Arbeit um so wirksamer fördern, je mehr er, dem hellenischen Grundsatze folgend, alle fremden Ziele fernhält, der Kraft des Guten im Menschen vertraut und nur die Hemmnisse zu beseitigen sucht, welche ihrer freien Entwickelung entgegen wirken.

Bei uns sind größere Schwierigkeiten zu überwinden als in dem Lande, wo Kunst und Wissenschaft zu Hause sind, und was dort die natürliche Gunst der Verhältnisse gewährte, muß vielfach durch künstliche Veranstaltung ersetzt werden. Das Leben ist mühseliger und hängt sich mit seiner Sorgenlast an die Menschenseele, wenn sie zu freiem Aufschwunge die Flügel regt. Die Muße ist für die, welche ihrer am meisten bedürfen, ein schwer zu gewinnendes Gut und der zu überwältigende Arbeitsstoff wird immer unermeßlicher.

Um so mehr wird der Staat es sich angelegen sein lassen, den geistig Arbeitenden des Lebens Last zu erleichtern und die Sorge zu verscheuchen, damit sie mit der Freude des Geistes, ohne welche nichts Schönes geschaffen werden kann, wirken können, damit die, welche das Volk lehren und sein geistiges Kapital mehren, im öffentlichen Leben die ihrer Bedeutung entsprechende Stellung einnehmen und offenkundiges Zeugniß ablegen, wie man im Staate die geistigen Güter zu schätzen wisse.

In allen diesen Punkten sind wir aber nicht berechtigt, nur Anforderungen zu stellen, Ansprüche zu erheben und mit kritischem Auge aufzumerken, was etwa der Staat zu Stande bringen könne, sondern es ist eine Aufgabe aller Gebildeten, es ist die Aufgabe des Volks, die Werthschätzung der geistigen Güter fortdauernd zu heben, und wenn ein Krieg, der um die Unabhängigkeit des Landes geführt wird, nicht anders gelingen kann als durch eine freithätige Betheiligung des gesammten Volks, so noch viel weniger die Aufgabe des Friedens.

Was in hellenistischem Sinne geschieht, das kann gemacht werden; dazu sind guter Wille, staatsmännische Umsicht und ein gefüllter Staatsschatz ausreichend.

Was in hellenischem Sinne geschehen soll, ist nicht für Geld und Macht zu haben; es muß aus dem Geist geboren sein und alle Veranstaltungen, welche nur von Amtswegen erfolgen, sind auf diesem Gebiete wirkungslos.

Wir stehen jetzt, wer will es läugnen? an einem entscheidenden Wendepunkte unserer Geschichte.

Es kommt darauf an, daß das Gefühl einer idealen Gemeinschaft, das in den Tagen der Gefahr so lebendig war, im Frieden nicht erkalte und in selbstsüchtige Bestrebungen sich verliere. Es kommt Alles darauf an, daß unser Volk die Kraft bewähre sich treu zu bleiben, damit die hohen Güter, welche zur Zeit äußerer Ohnmacht unsere Stärke und im Zustande der Zerrissenheit unser Band waren, jetzt nicht entwerthet werden. Bei dem glänzendsten Gewinn würden wir sonst im Verluste sein und bei allem Siegesglanze unsern schönsten Kranz einbüßen.

Fester als je müssen wir uns um jene Güter schaaren, damit jede Anwandlung von Verweichlichung und Ueppigkeit überwunden werde; der ideale Zug des deutschen Volks muß kräftiger werden, als zuvor, um die niederen Triebe, welche in Wohlstand und Frieden anzuwachsen drohen, mit sich fortzureißen, auf daß ein Athemzug des höheren Lebens auch unser tägliches Treiben durchdringe, daß auch jeder sinnliche Genuß verklärt und jedes Gastmahl ein Symposion werde.

Als unser König mit festem Schritt Seine selbständige Regierung antrat, war es einer der ersten Punkte, auf welchen Er Sein Augenmerk lenkte, ob Preußen nach wie vor an der Spitze der geistigen Bewegung in Deutschland stehe. In Seinem Sinne also handeln wir, wenn wir in dieser festlichen Stunde uns dessen bewußt werden, was das Vaterland von uns verlangt, und wir können Ihm für Seine Kriegsarbeit und Seine Heldensiege keinen bessern Dank darbringen, als daß wir, wie die Athener nach den Perserkriegen, unsern Eifer erhöhen, um die Güter des Friedens, um deren willen Er in den Kampf eingetreten ist, in vollen Ehren zu erhalten und nach Kräften zu mehren.

So gebe Gott, daß, wie die Arbeit des Kriegs, so auch die Werke des Friedens unter der landesväterlichen Fürsorge unsers geliebten Königs wohl gelingen, daß Volk und Land in echtem Friedensschmucke Sein königliches Auge noch lange erfreue!

VIII.

Der Wettkampf.

Sie kennen Alle jenes Gemälde, in welchem ein geistvoller Künstler unserer Tage es gewagt hat, mit kühner Hand den Anfang aller Menschengeschichte darzustellen. Der Riesenbau, der als ein Denkmal titanischen Uebermuths in den Himmel steigen sollte, ist durch die Hand des göttlichen Zorns gehemmt und die Geschlechter der Menschen, aus schmachvollem Frohndienste befreit, trennen sich in Gruppen, um von nun an verschiedene Bahnen einzuschlagen.

Mit trägem Schritt zieht in der Mitte ein Volk dahin, das von niederen Lüsten beherrscht die Bilder der Götzen, welche hier zu Schanden geworden sind, in dumpfem Wahn umklammert hält; zur Linken sehen wir eine edlere Schaar, eine Gruppe von Hausgenossen, traulich versammelt um das Haupt eines Patriarchen, welcher mitten unter dem Toben der Völker wie ein guter Hirt die Seinen zusammenhält; zur Rechten aber sprengt eine Jünglingsschaar in das Land, um mit stürmender Hand die Welt zu gewinnen.

Während der Sohn des Sem rückwärts blickend noch versenkt ist in den Anblick des lebendigen Gottes, der sich im Strafgerichte offenbart hat, sind die Japetiden nur vorwärts gerichtet; im frohen Gefühle entfesselter Kraft eilen sie in die Bahn wetteifernder Thatenlust. Bald lassen sie die andern

Völkergruppen weit hinter sich zurück und beginnen, in Stämme und Zungen mannigfach gegliedert, unter einander den großen Wettkampf, indem sie über die gegen Abend gelegenen Hoch- und Tiefländer der Erde rastlos sich ausbreiten und an ihre Schritte den Gang der Weltgeschichte fesseln.

Diese Stämme haben alle den männlichen Trieb der Thatenlust als Erbtheil empfangen; sie sind alle zu staatgründenden Völkern geworden; sie haben sich in Heldenliedern bezeugt, sie haben in Bild- und Bauwerken bleibende Denkmäler auf Erden hinterlassen. Je weiter sie aber im Osten zurückgeblieben sind, um so früher erscheinen sie uns in ihrer lebendigen Entwickelung gehemmt, in unbeweglichen Lebensformen erstarrt, oder auch mit fremdartigen Bestandtheilen dergestalt verwachsen, daß jener Grundzug der arischen Völker verhüllt oder verwischt worden ist.

Um so reiner tritt er uns wieder entgegen, wenn wir aus Iran und Mesopotamien zu jenen Stämmen kommen, die früher und weiter gegen Abend gewandert sind, die im kleinasiatischen Halbinsellande Wohnung gemacht und mit Vorliebe solche Gegenden aufgesucht haben, wo Meer und Gebirge sich durchdringen. Wie nahe liegen die Wohnsitze der Lyeier den Gränzen assyrischer Machtbildung und welch' ein Gegensatz zwischen den entnervten und in äußerlicher Pracht verkommenen Gestalten, die uns in den Palästen von Ninive entgegentreten, und jenem apollinischen Volke, das sein enges Land zwischen Fels und Meer so heldenmüthig allen Barbaren gegenüber vertheidigt hat, dessen Kunst, wie unzählige Denkmäler bezeugen, das Gepräge jenes höheren Lebens trägt, welches das untrügliche Kennzeichen des hellenischen Völkergeschlechts diesseit und jenseit des ägäischen Inselmeeres ist! Wenn Sie daher, hochverehrte Anwesende, dem raschen Gedankenzuge von Babel bis Jonien gefolgt sind, so werden Sie jetzt dem Vertreter des klassischen Alterthums, welchem Sie die Ehre gönnen an diesem Tage Ihr Redner zu sein, wie ich hoffe, um so lieber gestatten, auf dem Gebiete zu verweilen, an dessen Gränze er Sie geführt hat, und den Gedanken näher zu entwickeln, daß jener Grundzug des arischen Volkscharakters — wett-

eifernde Thatenlust — bei den Hellenen in größter Reinheit und vorbildlicher Bedeutung sich uns offenbart.

Sollte ich Ihnen mit einem Worte ein Kennzeichen des hellenischen Lebens angeben, durch das es sich von dem aller anderen Völker unterscheidet — ich würde sagen, es sei der Kranz. Ja der Kranz ist das Wappenzeichen der Hellenen, das Symbol ihrer eigenthümlichen Macht und Größe. Warum erschraken sonst die stolzen Feldherren im Gefolge des Xerxes, als sie hörten, daß während des Anrückens ihrer Land- und Flottenheere die Griechen am Alpheios um Olivenkränze stritten? Sie erschraken, weil ihnen die Ahnung aufging von einer ihnen durchaus neuen Schätzung des Lebens, von einer Ansicht, die nicht im behaglichen Besitze, im ruhigen Genusse, sondern im Ringen und Streben den Werth des menschlichen Daseins suchte, und dieser Ansicht, das fühlten sie, müsse eine ganz eigene Art des Heldenthums entsprießen. Es war aber nicht nur in Delphi und Olympia, es war überhaupt nicht nur in den Schranken der Rennbahn, daß die Hellenen ihre Wettkämpfe hielten; ihr ganzes Leben, wie es uns in der Geschichte des Volks vorliegt, war ein großer Wettkampf.

Ein Wettkampf — zunächst der Stämme. Zwar sehen wir auch in der orientalischen Geschichte die verschiedensten Stämme mit einander ringen; ein Volk erhebt sich über das andere und drängt es aus seiner Stelle; aber hier gilt es nur einen bestimmten Besitz. Ist dieser gewonnen, so folgt das Leben wieder den alten Gleisen; mit Erreichung des Ziels hört das Streben auf, und der Stämme Eigenthümlichkeit verschwindet.

Die hellenische Geschichte beginnt, so wie sich die Stämme einander gegenübertreten; sie besteht wesentlich in der Wechselwirkung derselben und schließt, so wie diese aufhört.

Freilich treten sie nicht gleichzeitig auf. An der Ostseite des griechischen Meers erwacht das geschichtliche Leben, in den Küstenländern Kleinasiens, wo hellenische Stämme ihrer Kraft und ihres Berufs bewußt werden. Aber kaum haben sie den älteren Seevölkern die Kunst der Schifffahrt abgelernt,

so fahren sie westwärts von Küste zu Küste, um die jenseitigen Bruderstämme zu erwecken und zum Wettkampfe aufzurufen. Zunächst sind sie die Gebenden. Sie bringen Schrift und Maß, sie lehren neue Götter kennen und verehren, sie lehren Städte bauen und Staaten gründen. Aber während des Empfangens erstarken die Binnenvölker; ein Stamm nach dem andern unter ihnen erhebt sich, und so wie sie aus den engen Bergkantonen hervortretend mit dem Meere in Berührung kommen, gewinnen sie Namen und Bedeutung. Nun drängen sie die jenseitigen Stämme bei Seite, nun gründen sie eigene Staaten — achäische, äolische, dorische — und je mehr diese Staaten in Städten ihren Mittelpunkt finden, um so bestimmter prägt sich der Stämme Eigenthümlichkeit in Verfassung, Kunst und Sitte aus, um so lebhafter entbrennt der große Wettkampf. Denn nun bilden sich nicht nur die Hauptunterschiede aus, die des dorischen und ionischen Wesens, sondern auch innerhalb der Stämme beginnt der Städte Wettkampf, namentlich bei den Joniern, welche nur in der mannigfaltigsten Entwickelung ihre Befriedigung finden.

Blicken Sie auf die Küste Kleinasiens! Auf einem Raume, welchen man mit heutiger Geschwindigkeit in kurzer Tagesfahrt durchmessen könnte, erheben sich zwölf Städte neben einander und jede Stadt ist eine Welt für sich. Niemals ist so viel Geschichte wieder auf so engem Raum zusammengedrängt gewesen, niemals in regem Wetteifer der Kräfte so viel Energie entfaltet worden. Jede Stadt sucht ihren Beruf. Die eine ist landeinwärts gerichtet; sie ist beschäftigt den Binnenhandel an sich zu ziehen, die reichen Flußthäler auszubeuten, Lydien und Hellas zu verbinden. Die anderen Städte sind ganz der See zugekehrt, unter einander wetteifernd unbekannte Meere zu durchschiffen, neue Länder und Völker, neue Schätze der Erde zu entdecken. Milet dringt durch die Pforten des Pontus; aus dem Schleier nordischer Nebel zieht es die unermeßlichen Kornebenen Scythiens, während es zugleich die Wunder des Nillandes aufschließt; den fernen Westen entdecken die kühnen Seefahrer aus Samos und Phokaia, die ebensowohl Kriegs-

leute wie Kauffahrer waren. Zur Sicherung ihrer Handelsverbindungen gründen sie ihre überseeischen Factoreien, diese erwachsen zu blühenden Tochterstädten, welche an den Ufern des Don wie an Rhone und Ebro die Pflanzschulen hellenischer Sitte wurden.

Milet war die Königin der Meere, ein griechisches Tyrus, der Markt der Welt. Athen und Sparta waren Winkelstädte gegen Milet — ja das ganze Griechenland, das wir das eigentliche zu nennen pflegen, war an Wohlstand, Glanz und Weltbildung von den westlichen und östlichen Colonien weit überflügelt.

Aber in diesem Gedeihen lag der Keim der Entartung. Und worin zeigte sich diese? In nichts Anderem als daß die üppigen Städte dem Principe des hellenischen Lebens untreu wurden; der Wetteifer erschlaffte, die Spannkraft erlahmte in trägem Wohlbehagen des Genusses. Darum erblich der Glanz des schönen Joniens, ja des ganzen Stammes Geschichte hätte sich rasch zu Ende geneigt, wenn nicht Athen sie aufgenommen hätte.

Die Armuth war die Gespielin hellenischer Größe. Auf Attika's dürftigerem Felsboden hatte ionische Volkskraft sich gesund erhalten in der Abwechselung von Arbeit und Genuß, in der glücklichen Verbindung von Freiheit und Zucht, von Tapferkeit und Kunstpflege.

Nun wurde der Wettkampf, in welchem sich die Geschichte der Hellenen vollzieht, mehr und mehr ein Wettkampf zweier Staaten. In Sparta war dorische Stammesart am kräftigsten ausgeprägt; Sparta stand an der Spitze der Nation, als der Verfall Joniens anfing; es hatte einen weiten Vorsprung vor Athen. Aber die Ferne des Ziels schreckt den Muthigen nicht; sie spannt nur um so höher seine Kraft. Bald sah Sparta sich überflügelt und wurde nun immer spröder, immer abgeschlossener und schwerfälliger, je freier Athen sich entfaltete, je freudiger es in den Schranken voraneilte. Ja als zum großartigsten Wettkampfe die Perservoth alle Kräfte des Griechenvolks aufrief, da hat Athen in der Schule der schwersten

Drangsale, mit unglaublicher Anstrengung und Opferfreudigkeit den Ehrenkranz gewonnen. Es hat die sittliche Idee der griechischen Geschichte am tiefsten erfaßt, am vollständigsten verwirklicht, und was für den olympischen Sieger der Gesang des Pindar war, das ist für Athen die Rede des Perikles, in welcher er die Gräber des Kerameikos weihte und zugleich — seinen Mitbürgern zur Erhebung, allen nachfolgenden Menschengeschlechtern zur Bewunderung — ein lebensvolles Bild dessen entfaltete, was unter göttlichem Segen durch der Bürger wetteifernde Tüchtigkeit Athen geworden war.

Zum Tode verwundet kam Athen aus dem Bürgerkriege hervor, aber, so oft es sich erholt, beginnt es von Neuem den Wettkampf gegen Sparta wie gegen Theben, mit dem der weit zurückgebliebene Stamm der Aeolier noch einmal in die Schranken eintritt; es erneuert Makedonien gegenüber seinen geschichtlichen Anspruch die erste Stadt der Hellenen zu sein und seine letzten Versuche sind auch die letzten Athemzüge der griechischen Geschichte.

Es ist unrecht, die griechische Staatengeschichte im Vergleiche mit anderen gering zu schätzen und den raschen Verlauf derselben, ihre ruhelosen Kämpfe und Gährungen als einen Beweis dafür anzuführen, daß die Hellenen zur Lösung politischer Aufgaben nur geringe Befähigung besessen hätten.

Der beste Gegenbeweis ist die Thatsache, daß die Hellenen alle Gattungen von Staatsverfassungen bei sich ausgebildet, ihre verschiedenen Formen klar ausgeprägt und zugleich eine für alle Zeit maßgebende Staatslehre begründet haben. Ein Volk, dessen Geschichte mit der Politik des Aristoteles abschließt, ist gewiß kein unpolitisches. Aber je mehr die edelsten Staaten des Alterthums in der freien Entfaltung aller menschlichen Anlagen ihren Beruf erkannten — denn auch der einzelne Staat war eine Palästra bürgerlicher Tüchtigkeit, wo dem Bestbewährten als Preis Macht und Ehre ertheilt wurde —, um so rascher verzehrten sich die Kräfte, um so kürzer war die Lebensdauer jener Staaten. Dazu kommt, daß nach der Schwäche menschlicher Natur jener Wetteifer der Staaten zum

blutigen Kampfe wurde. Auch Athens Ehrgeiz, so edler Quelle er entsprungen war, ist zur rücksichtslosesten Herrschsucht ausgeartet, und so ist die vom Wetteifer entfachte Flamme der Begeisterung ein Feuer geworden, das im Brande des Bürgerkriegs die Blüthe der Staaten frühzeitig vernichtet hat.

Lauterer und wohlthätiger ist der Wetteifer auf dem Gebiete geblieben, auf welchem Alle bereit sind der Hellenen volle Bedeutung anzuerkennen. Denn während ihren Staatsbildungen — so lehrreich allen Zeiten ihre Betrachtung sein wird — doch keine über den Kreis ihrer Volksgeschichte hinausreichende Gültigkeit zugeschrieben werden kann, sind sie in Kunst und Wissenschaft bis heute die Gesetzgeber geblieben, und diese weltgeschichtliche Stellung verdanken sie jenem Triebe, der ihnen keine Ruhe ließ, bis sie das Ihrige gethan hatten, um alle dem Menschen verliehenen Kräfte zu entwickeln und dieselben bis zur vollständigen Ausbildung durch den Reiz des Wetteifers in Spannung zu halten.

Die ganze Poesie der Hellenen ist im Wettkampfe groß gezogen. In den Palästen der Fürsten, an den Grabhügeln der Helden, vor den Tempeln der Götter, auf den vollen Märkten der Städte wetteiferten die Rhapsoden. In diesen Kämpfen erstarkte die epische Kunst zu jener vollen Kraft und Sicherheit, in der uns von Anfang an das griechische Epos entgegentritt. Als Wettgesang vor dem versammelten Volke blieb die Kunst auch bei vollendeter Meisterschaft durchaus national; sie konnte nicht erstarren in schulmäßigen Formen, noch in Künstelei und Willkür des Geschmacks abirren. Sie schloß sich den Neigungen und Stimmungen der verschiedenen Stämme an, und während dem Phlegma ackerbauender Aeolier das lehrhafte Epos zusagte, gaben die feuriger bewegten, thaten- und wanderlustigeren Stämme dem Heldenliede Homer's den Preis vor Hesiod.

Im Wetteifer der Stämme bildete sich die griechische Musik, ordneten und gründeten sich die nationalen Weisen lyrischer Kunst. Im Namen der Götter wurden die Hymnensänger aufgeboten, und es empfing den Ehrenpreis, wer bei dem Weih-

feste des neuen Tempels die große Diana von Ephesus am herrlichsten gefeiert hatte.

Am vollkommensten aber entfaltete sich hellenischer Wetteifer in der vollendetsten Kunstgattung — im Drama. Denn ein großartigeres Schauspiel bürgerlichen Wetteifers hat die Welt nicht gesehen, als wenn zu des Dionysos Ehren die Festchöre aufzogen, welche die reichen Bürger Athens im Namen der Stämme, denen sie angehörten, ausgestattet und eingeübt hatten. Hier traten alle Geisteskräfte, mit denen die Hellenen gesegnet waren, alle Künste, die in Athen blühten, in brüderlichem Wetteifer zusammen. Die Baukunst empfing die Bürger und Gäste in ihren Marmorhallen und schmückte die Bühne mit Hülfe der Malerei und Plastik; die Orchestik ordnete die Tänze, die Musik beseelte die Chorlieder, der Schauspieler dachte sich in die Seele der Heroen hinein, deren Thaten und Leiden er dem Volke vorführte — Alles aber diente wetteifernd der königlichen Kunst, der Poesie, die das Ganze leitend zusammenhielt. Wenn in solchem Geiste nach dem Höchsten gerungen wurde, so begreift man, daß die Athener ihrem von Land- und Seesiegen heimkehrenden Helden keine größere Ehre zu erweisen wußten, als daß sie ihm zwischen den wetteifernden Chören des Aeschylos und Sophokles das Urtheil des Preisrichters anheimgaben.

Alle Kunst der Griechen war an unmittelbare Anerkennung von Seiten des Volks gewöhnt. Der Geschichtschreiber las dem Volke seine Geschichte vor, die Meister und Schüler der bildenden Kunst wetteiferten in Darstellung der Götter und Heroen vor dem Volke. Das ganze Volk wurde überall in die Interessen der Kunst hereingezogen; es wurden Alle zum Prüfen, zum Urtheilen gewöhnt und lernten von Jugend an durch begeisterte und selbstthätige Theilnahme den Genuß erhöhen. So wurde die Kunst, so namentlich das Theater den Griechen eine Volksschule im höchsten Sinne des Worts.

So sehr es aber auch der freie Wettkampf der Kräfte war, der wie der belebende Hauch durch die gesammte Thätigkeit, durch alle Leistungen der Griechen hindurchwehte, so waren

sie doch weit entfernt, den Trieb, welchen der Wetteifer anregt, seiner natürlichen Beschaffenheit zu überlassen, in welcher er mehr zum Schlechten als zum Guten führt. Sie haben den wilden Trieb gezähmt, sie haben ihn gesittigt und veredelt, indem sie ihn der Religion dienstbar gemacht haben.

An sich scheint die Religion, in welcher Form sie sich auch darstellen mag, am wenigsten geeignet und berufen zu sein, den Trieb des Wetteifers zu erwecken. Im Gefühle des Unvermögens wurzelnd, demüthigt sie den Menschen der Gottheit gegenüber und anstatt ihn zu eigenwilligen Kraftäußerungen und neuen Erwerbungen anzuspornen, verpflichtet sie ihn am Gegebenen festzuhalten und in selbstverläugnender Treue den väterlichen Ueberlieferungen anzuhangen. Wie sehr die Hellenen diese Bedeutung der Religion zu würdigen wußten, beweist die musterhafte Treue, welche sie mitten in der ruhelosen Bewegung ihres bürgerlichen Lebens den überlieferten Ordnungen des Gottesdienstes bewahrt haben, und wenn die Propheten des alten Bundes ihre immer wankelmüthigen Landsleute auf die Heiden hinweisen: Gehet hin in die Inseln Chitim und schauet, ob es daselbst so zugehe, ob die Heiden ihre Götter ändern! — so findet dies auf alle Hellenen, namentlich auf die Athener Anwendung; es hat in religiösen Dingen kein conservativeres Volk gegeben.

Indessen tritt ja das Volk nicht bloß im Gefühle der Machtlosigkeit und Hülfsbedürftigkeit seinen nationalen Göttern gegenüber, sondern auch beim Opfer des Danks für den empfangenen Ernteseegen, und es scheint die freudige Anerkennung und Aneignung desselben vor den Göttern die natürlichste Form des Dankes zu sein. Darum finden wir bei Hellenen wie bei Barbaren die Opfer mit Opfermahlzeiten, mit frohen Festen und Lustbarkeiten verknüpft. Hier aber tritt uns gerade die Eigenthümlichkeit des hellenischen Wesens recht deutlich entgegen. Bei den andern Völkern besteht die Festfreude im Vollgenusse der irdischen Güter; die Hellenen kannten eine höhere Freude, und diese fanden sie in der durch jugendlichen Wetteifer gesteigerten und durch Theilnahme des ganzen Volks

begeisterten Uebung ihrer Seelen- und Körperkräfte. Denn um ihre Götter zu ehren, glaubten sie nicht nur die Erstlingsfrüchte der Felder, die kräftigsten Thiere ihrer Heerden, sondern vor Allem die Blüthe der Jugend in ihrer Gesundheit und Kraft den Göttern darstellen zu müssen, und zwar nicht bloß in feierlichen Aufzügen, in festlichen Tänzen, sondern auch in freudigem Wettkampfe sollten ihre Jünglinge zeigen, daß sie die reichlich empfangenen Gottesgaben zu voller Entwickelung zu fördern nicht träge gewesen seien. So sind die Wettkämpfe ein Opfer des Danks, dessen die Götter sich freuen.

Darum sind alle regelmäßigen Wettkämpfe, die wir in geschichtlicher Zeit nachweisen können, an Götterfeste geknüpft; ihre Schauplätze sind ursprünglich die Tempelhöfe, die eigentlichen Zuschauer die Götter. Ihnen wird ja Alles verdankt, was zum Wettkampfe befähigt, die Spannkraft der Muskeln, die im Laufe ausdauernde Brust, die Harmonie der Glieder, die Stimme des Gesangs wie die geistbeseelte Rede — was also immer an Ehre und Gewinn dadurch erworben wird, gebührt von Rechtswegen der Gottheit. Der Mensch hat neben ihr keinen Anspruch. Die gewonnenen Dreifüße werden also zum dauernden Schmucke um das Haus des Gottes aufgestellt, und wer den goldenen Siegespreis, den er mühevoll genug errungen hat, etwa heimtragen wollte, der würde dem Gotte das Seine nehmen, er würde der Strafe des Tempelraubes verfallen, und die Gemeinde, welche ihn schützen wollte, müßte aus der Genossenschaft des gottesdienstlichen Vereins ausgestoßen werden.

Je deutlicher sich die Hellenen in ihrem Volksbewußtsein von den Barbaren unterscheiden lernten, um so lauterer und eigenthümlicher haben sie die Idee des Wettkampfes entwickelt, und diejenigen unter ihnen, welche jenen Gegensatz am kräftigsten darzustellen berufen waren, die Dorier, haben am entschiedensten dahin gewirkt, jede Rücksicht auf Eigennutz und alle unreinen Beimischungen zu entfernen. Die Werthpreise verschwinden, damit Keiner, den schnöder Gewinn anlockt, an den heiligen Schauspielen sich betheilige. Der Kranz von

Blättern, der Laubzweig, die wollene Binde haben ja keinen andern Werth, als daß sie Symbole des Sieges sind, die von den Göttern selbst — wie die dem Timoleon von der Tempeldecke auf das Haupt fallende Binde — oder in der Gottheit Namen von den stellvertretenden Preisrichtern vor den Augen des Volks ausgetheilt werden.

Der Kranz ist vom Baume, welcher dem Gotte heilig ist. Wer mit dem Kranze angethan wird, stellt sich dadurch als ein dem Gotte Zugehöriger dar; er wird ihm zugeeignet und gleich wie das Opferthier bekränzt wird, damit es als göttliches Eigenthum gegen jede unheilige Menschenhand sicher gestellt werde, wie Häuser, Straßen, Plätze durch ihre Bekränzung den Göttern sinnbildlich zugeeignet werden, deren Laub sie tragen — so wurde auch der Sieger, wie ein den Göttern wohlgefälliges Opfer mit Binden geschmückt, mit Kränzen geweiht. Auf alten Vasenbildern sehen wir den stolzen Sieger, dem das beneidenswertheste Erdenglück zu Theil geworden ist, dargestellt, wie er sich demüthig den starken Arm umbinden läßt, um dann im Tempel vor den Augen des Gottes Palmzweig und Kranz zu empfangen. Auch die Kränze pflegte der Sieger nicht als Eigenthum mitzunehmen, sondern im Heiligthume der heimathlichen Gottheit, die seine Jugend gnädig behütet hatte, aufzuhängen.

Damit steht noch ein Anderes in nahem Zusammenhange, nämlich daß in den Schranken nicht gestattet war mit roher Kraft zuzufahren oder nach eigenen Gelüsten den Kampf zu führen. Es wurde ja Niemand zugelassen, welcher nicht nach hellenischem Brauche kunstmäßig seine Kraft ausgebildet hatte, und Keiner empfing den Siegerkranz, welcher sich nicht allen feierlich beschworenen Normen des Kampfes willig unterworfen hatte.

So haben die Hellenen durch einfache Bräuche und Satzungen den Menschen auf des Glückes Gipfel demüthig zu halten gewußt; sie haben den Sporn des Wetteifers angewendet, um sich gegen des Fleisches Trägheit zu schützen, aber sie haben den Eifer von allem Selbstischen zu klären gesucht, sie haben den wilden Trieb des Ehrgeizes geordnet und veredelt durch die Zucht des Gesetzes und der Religion.

Was sie als Ziel erstrebten, liegt deutlich vor uns: in diesem Streben offenbart sich uns der Geist der Hellenen auf der Höhe seiner sittlichen Kraft, und die Anerkennung desselben sollen wir uns nicht etwa durch den Gedanken verleiden lassen, daß jenes Streben in Wirklichkeit ein durch Leidenschaft vielfach getrübtes, durch Schwäche gehemmtes gewesen sei. Das ist freilich leicht zu erkennen und nachzuweisen. Aber wenn ein Mann, mit herrlichen Gaben geschmückt, segensreich in unserer Mitte gewirkt hat, so werden wir doch, wenn wir sein Leben und Wirken darstellen, nicht bei den Mängeln und Schwächen verweilen, welche er mit allen Wesen seiner Art theilte, sondern vorzugsweise bei dem Großen und Ausgezeichneten, bei der besonderen Kraft, die Gott in ihm uns hat offenbaren wollen. Ebenso dürfen und sollen wir auch die Völker des Alterthums betrachten. Dieser Idealismus ist das schönste Vorrecht der klassischen Philologie. Denn was ein Einzelner, was ein Volksstamm in der Blüthe seiner Kraft, im höchsten Aufschwunge seiner Natur, in seinen besten Tagen und Stunden ist, das ist er wirklich und ganz, und das sollen wir zur Erinnerung unserem Gemüthe einprägen.

So lange die Hellenen in dieser Weise um den Kranz kämpften, waren sie ein mächtiges, ein unüberwindliches Volk; so wie ihre Schwungkraft ermattete, verlor der Kranz seine Bedeutung und blieb nur als eitler Schmuck in Geltung. Die Kirchenväter eiferten gegen die Bekränzung, weil sie in ihr nur eins der auffallendsten Zeichen heidnischer Götterverehrung sahen. Uns aber soll der hellenische Kranz kein Aergerniß sein, sondern das Symbol eines auch für uns vorbildlichen Strebens.

Dieser Standpunkt ist durch die ehrwürdigste Autorität unserer Kirche vertreten. Denn derselbe Mann, der auf dem Areopag den unbekannten Gott verkündete und statt des Kranzes das Kreuz mit der Dornenkrone in Hellas aufrichtete — wie sehr liebt er es, sich selbst in seinem Ringen und Laufen einem Wettkämpfer zu vergleichen, wie eindringend ermahnt er seine Korinther, ihren isthmischen Kampfhelden nachzueifern,

wie treffend hebt er in seinen Briefen die vorbildliche Bedeutung der hellenischen Agonistik hervor! Diese findet er zunächst in der Enthaltsamkeit, der sich der Kämpfer befleißigen muß, um seinen Leib leicht und kampfrüstig, seine Glieder schwungkräftig zu erhalten; zweitens ist es der Gehorsam, der gefordert wird, die Verläugnung aller selbstsüchtigen Willkür, die Anerkennung einer festen Ordnung, in welcher dem Kleinode nachgejagt werden soll; es ist endlich — wie es die Alten in den Erzbildern ihrer Olympioniken unnachahmlich darzustellen wußten — das Sich-vorwärts-strecken des ganzen Menschen nach Einem Ziele, zu dem Alle berufen werden, zu dem Viele laufen, aber nur Wenige gelangen.

So sollen also auch wir das Große, das im Alterthume offenbar geworden ist, nicht bloß erkennen und schön finden; wir sollen nicht schwärmen in bewundernder Erinnerung an das hohe Streben der Hellenen, sondern wir sollen das, was daran ewig gültig ist, der Vergangenheit entreißen und uns mit kräftigem Entschlusse aneignen. Denn nicht für sich, sondern für alle kommenden Geschlechter haben die Hellenen den Barbaren alter und neuer Zeit gegenüber die Wahrheit an das Licht gebracht, daß nicht das Besitzen und Genießen, sondern das Ringen und Streben bis ans Ende des Menschen Beruf und seine einzige wahre Freudenquelle sei.

Man hat den Deutschen wohl die Ehre erwiesen, ihnen ein besonderes Verständniß des hellenischen Wesens zuzutrauen. Gewiß ist, daß unser Volk in seiner ganzen Entwickelung durch eine Reihe wichtiger Analogien auf die Geschichte der Hellenen hingewiesen ist. Die Geschichte beider Völker ist nicht nur aus der ihrer Stämme erwachsen, sondern hat den Charakter einer solchen länger festgehalten, als bei anderen Völkern der Fall ist. In Hellas wie in Deutschland hat sich das lebendige Sonderbewußtsein der Stämme gegen den Abschluß einer ausgleichenden Staatsordnung gesträubt und alle Versuche vereitelt, die gemeinsame Volksthümlichkeit in allgemein gültigen und dauerhaften Staatsformen auszuprägen. Hier wie dort ist die nationale Einheit ein geistiger, ein innerlicher Besitz

geblieben, eine über den einzelnen Stämmen und Staaten schwebende Idee. Um so mehr ist die geistige Verwirklichung derselben ein Gegenstand des Wetteifers geworden, indem von den begabteren Stämmen jeder nach seiner Weise in Glauben und Sitte, in Kunst und Wissenschaft das nationale Bewußtsein auszubilden gestrebt hat, und was in diesem großen Wettkampfe der Kräfte Gutes und Schönes gelungen ist, das ist bei den Deutschen wie bei den Griechen des ganzen Volkes Gesamtbesitz geworden, und wer kann verkennen, wie viel auch unsere Bildung, unsere Litteratur diesem Wettkampfe verdankt.

Zur Theilnahme an diesem Wettkampfe, der uns die frische Strömung und den Reichthum des inneren Volkslebens verbürgt, sind vor Allen die Universitäten unseres Vaterlandes berufen; ja sie sollen diesen Kampf in seiner reinsten Form, in seiner vollen Idealität darstellen. Nirgends sollte lebendiger als hier der gemeinsame Besitz vaterländischer Bildung als das theuerste Erbe, das wir von den Vätern empfangen haben, erkannt und erfaßt werden; hier soll es mit treuen Händen gepflegt und mit Hinblick auf das gemeinsame Ziel unverdrossen erweitert werden. Andererseits hat aber auch jede einzelne der deutschen Hochschulen nach ihrer örtlichen Lage, ihren Verhältnissen und ihrer eigenen Vergangenheit ihren besonderen Beruf, ihre eigenthümliche Bahn. Jeder ist die Freiheit, jeder die Pflicht gegeben nach dem höchsten Kranze zu ringen.

Aber ist nicht auch jede unserer Universitäten für sich berufen, ein Kampfplatz des Wetteifers zu sein? Werden nicht die Männer, denen das Lehramt anvertraut ist, je brüderlicher sie im Gefühle des gemeinsamen, hohen Berufs zusammenstehen; um so lebendiger mit einander wetteifern in Erweckung der Jugend, in Förderung der Wissenschaft? Ja dieser Wetteifer erstreckt sich weit über die Gränze des zeitlichen Zusammenlebens; denn die geistigen Genossenschaften gehen durch Generationen hindurch, und wenn die Hellenen ihre Heldengräber mit Kampfspielen ehrten, um zu zeigen, daß die Tu-

genden der Väter nicht mit ihnen in das Grab gesunken seien, so feiern wir das Gedächtniß der theuern Männer, die uns angehört haben, durch den Eifer ihre Tugenden fortzupflanzen, ihr Andenken lebendig zu erhalten und in ihre Arbeit rüstig einzutreten. Die Jugend aber — wie könnte sie aus so vielen Städten und Gauen des Vaterlandes hier zusammenströmen, ohne daß dadurch die in den Einzelnen schlummernden Kräfte zu gemeinsamem Streben geweckt, zum freudigen Wetteifer begeistert werden sollten!

An Eifer und Wetteifer fehlt es freilich nirgends unter den Menschen und von Jahr zu Jahr rennen sie mit steigender Ungeduld durch einander, damit Einer dem Andern den Preis abjage. Aber da handelt es sich um Gewinn und Besitz, um Ehre und Einfluß oder eitlen Sinnengenuß; unser gemeinsamer Beruf fordert einen Wetteifer, wie ihn die Hellenen geübt haben, den Wetteifer, welcher in der freien Entfaltung aller Kräfte, im selbstverläugnenden Streben nach dem höchsten Ziele seine volle Befriedigung findet.

Daß ich am heutigen Tage gerade diese Richtung meinen Gedanken gegeben habe, kann Sie nicht befremden. Denn ich darf ja im Namen einer Universität reden, deren Gründung von dem hochherzigen Gedanken ausgegangen ist, daß ein deutscher Staat durch Zuwachs an Macht und Ehre zugleich die Verpflichtung empfange, in der Förderung deutscher Wissenschaft mit allen Nachbarstaaten zu wetteifern, einer Universität, welche den Gedanken ihres königlichen Gründers unter Gottes sichtlichem Segen verwirklicht, die, seit sie in die Schranken eingetreten ist, viel unverwelkliche Ehrenkränze gewonnen hat und mit den auserwähltesten Namen deutscher Nation verwachsen ist.

Ich brauche um so weniger zu besorgen, daß ich Fernliegendes zum Gegenstande dieser Rede gewählt habe, wenn ich bedenke, wie der König, welcher dem Gründer der Georgia-Augusta auch in der Liebe zu ihr nachgefolgt ist, seinen Geburtstag uns für alle Zeiten zum Festtage gemacht hat. Denn indem er diesen Tag zur Austheilung der erworbenen Preise

wie zur Verkündigung neuer Preisaufgaben bestimmt hat, konnte er dabei doch keine andere Absicht haben, als die Idee des geistigen Wettkampfs, so zu sagen, mitten in unser Leben hineinzustellen und in jährlicher Feier immer von Neuem uns vor die Seele zu führen.

Wenn nun der Gedanke des königlichen Gründers sich also vererbt und in seinem erhabenen Hause sich bis heute so lebendig erhalten hat, wie wir es Alle mit ehrerbietigem Danke anerkennen, wenn eine erleuchtete Regierung den Ruhm der Georgia-Augusta wie das kostbare Vermächtniß zu hüten und auf alle Weise zu fördern als eine ihrer heiligsten Verpflichtungen ansieht, so liegt es also nur an uns, daß die Zukunft unserer Universität ihrer Vergangenheit entspreche und daß wir dazu Alle, jung und alt, in freudigem Wetteifer das Unsere beitragen.

IX.

Arbeit und Muße.

Arbeit und Muße bilden den Gegensatz, der das Leben beherrscht. Er ist durch kein Naturgesetz geregelt, wie Ebbe und Fluth oder wie das Ein- und Ausathmen der Brust, sondern dem Willen anheim gegeben. Darauf beruht seine Bedeutung für das sittliche Leben; deshalb beurtheilen wir die Bildung eines Menschen darnach, wie er seine Muße genießt, und die richtige Theilung zwischen Arbeit und Muße bleibt eine der höchsten Aufgaben der Lebenskunst, welche man nie zu Ende lernt. Da wir nun heute nach des Winters Arbeit in schöner Muße vereinigt sind, den Festtag zu feiern, dem wir durch eine wissenschaftliche Betrachtung die unserm Beruf entsprechende Weihe zu geben suchen, so gestatten Sie mir Ihre Aufmerksamkeit darauf zu lenken, welche Stelle die Muße im Menschenleben einnimmt und wie sich in der Auffassung derselben die Völker und Zeiten unterscheiden.

Wenn wir die Wörter: Muße, müßig und Müßiggang zusammenstellen, bemerken wir schon, wie zarter Natur der Begriff ist, um den es sich handelt. Er hat auch eine merkwürdige Geschichte. Denn dem Gymnasiasten, der an einem heißen Sommertage seinen Schuldienst antritt, will es schwer einleuchten, daß schola »Muße« bedeute.

Uns pflegt die Muße inmitten der Arbeit als eine erspruch mit dem Brahmanismus entstandene neue Anschauung

quickende Pause zu erscheinen; den Griechen erschien sie als der normale Zustand und sie hatten für den Begriff des Geschäfts nur den Ausdruck Ascholia d. h. Unmuße. Ebenso verhält es sich mit otium und negotium. Wollten wir also unsere akademischen Verhältnisse nach dem Vorbilde der klassischen Völker betrachten, so könnten wir die Semester nur als Unterbrechung der Ferien ansehen.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß Völker und Länder sich darnach unterscheiden, ob sie die Arbeit auf Kosten der Muße oder diese auf Kosten jener vortreten lassen. Blickt man auf den Winter einer nordischen Stadt zurück, so wird hier, wie Jeder mir zugestehen wird, auch die gesellige Erholung mit solchem Kraftaufwande betrieben, daß die Muße zur Arbeit wird. Kehrt ein Südländer von uns in die Heimath zurück, so pflegt er zu klagen, daß er die hier gewohnte Anspannung des Studiums nicht lange fortsetzen könne, und die Arbeit verwandelt sich nach und nach in eine von seiner Laune abhängige Ausfüllung behaglicher Mußestunden.

Freilich beruht dieser Unterschied nicht unbedingt auf dem Breitengrade und dem durchschnittlichen Barometerstande eines Landes; auch in heißen Zonen ist kräftig gedacht und geschaffen worden, so lange die Volkskraft lebendig war. Das bezeugen die Heroensagen der Inder. Da ist Arbeit und Muße voll entwickelt und zu fruchtbarster Wechselwirkung gekommen. Denn wo Poesie gedeiht, ist sie die Frucht edler Muße, und Heldenlied ist ohne Heldenthum nicht denkbar. In der geschichtlichen Zeit aber verwischt sich der Gegensatz, der jedem gesunden Volksleben unentbehrlich ist, und wir sehen, wie das Ziel des Strebens nicht mehr in die Erledigung praktischer Aufgaben gesetzt wird, sondern in eine den persönlichen Willen vernichtende und alle Thatkraft lähmende Hingabe an die Betrachtung des Uebersinnlichen, in eine immer völligere Rückkehr des Einzelwesens in die Gottheit.

Wie sehr aber diese Auffassung mit Land und Volk zusammenhängt, geht daraus hervor, daß auch die im Wider-

von Gott und Welt, wie sie der Buddhismus aufstellt, darin auf dasselbe hinauskommt, daß auch sein Ideal ein Verlöschen der Individualität ist, ein der Welt Absterben, ein Nicht-Wollen und Nicht-Handeln — und wenn auch bei kräftigeren Naturvölkern, denen dieses Ideal nicht munden wollte, ein allgemeinerer Begriff von Glück und Wonne an die Stelle trat, so hat er doch in Indien selbst den orientalischen Charakter immer behauptet, nach welchem volle Apathie die Voraussetzung eines glücklichen Lebens ist und also die Abwechselung von Arbeit und Muße vollkommen aufgehoben wird.

Ganz anders war es mit den Bergvölkern Irans, mit den Medern und Persern, so lange ihr Volksgeist kräftig war. Hier war ein mattherziges Verzagen, eine träge Indifferenz unmöglich. Hier wurde jeder Einzelne in den großen Gegensatz hereingezogen, welcher die Geisterwelt wie die Völker und Länder in zwei Heerlager schied. Die Religion verlangte Parteinahme und Kampf; sie forderte unverdrossene Arbeit in Feld, Wald und Garten; sie verpönte nur das gewinnsüchtige Geschäft und wies die beschauliche Andacht, in welche das Leben der Inder aufging, den Feiertagen und Feierstunden zu.

So war eine einfache und vernünftige Lebensordnung begründet, wie sie sich bei allen Zweigen des arischen Völkergeschlechts wiederholt; auch bei den Griechen, so lange sie als Pelasger wesentlich Landbauer waren und mit eigener Hand den Boden bestellten. In diesem Zustande ist ein großer Theil des Volks lange geblieben; diejenigen aber, mit welchen die Perser in Berührung kamen, die auf den Inseln und Küsten ansässigen Griechen waren mehr als irgend ein anderes Glied des arischen Völkergeschlechts mit den seefahrenden Semiten in Berührung gekommen, welche Handel und Industrie im Archipelagus eingeführt und mit ihrer Unruhe die Griechenwelt erfüllt haben. Der Kaufmarkt wurde nun der Mittelpunkt der Küstenstädte, und weil der Perserkönig in diesem Zustande die Griechen kennen lernte, verachtete er sie, wie Herodot sagt, als ein entartetes Volk, welches außer Stande sei, einen mannhaft gebliebenen Widerstand zu leisten.

Kyros sah nur die Schattenseite, und es ist unläugbar, daß die Erwerbslust, welche keinen regelmäßigen Wechsel von Arbeit und Muße, keine festen Ziele und Zeiten hat wie der Landbau, die sittliche Gesundheit der Griechen frühzeitig angegriffen und ihren Stammcharakter wesentlich verändert hat. Andererseits beruht aber die ganze Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit des Griechenthums darauf, daß es zwei verschiedenen Culturkreisen angehört, und wir erkennen in ihm deutlich einen doppelten Zug, den arischen Stolz, der jeden kaufmännischen und industriellen Erwerb verachtete, und die den Phöniziern abgelernte Betriebsamkeit, die in rastloser Geschäftigkeit Alles zu verwerthen suchte, was die Natur darbot oder ihr Fleiß hervorbrachte.

Dieser Gegensatz hat eine wohlthätige Gährung erzeugt; er hat Nachdenken und Anstrengung hervorgerufen, und in dem Bestreben ihn richtig zu vermitteln sind die Griechen über die Einseitigkeit der älteren Völker hinausgegangen, haben die verschiedenen Richtungen des Menschenlebens zuerst klar überblickt und eine ihnen durchaus eigenthümliche Lebensordnung aufgestellt.

Merkwürdig ist, wie sie dazu das Ausländische benutzten. Von den Phöniziern haben sie Menschenraub und Menschenhandel kennen gelernt. Dadurch wurde die Möglichkeit gegeben, einen Stand heimathloser Leute zusammen zu bringen, auf welchen die Landeskinder die Last der Tagesarbeit wälzen konnten. Nun theilt sich das Geschlecht der Menschen darnach, ob sie Muße haben oder nicht. Der Unfreie, sagt Aristoteles, hat keine Muße; für ihn giebt es nur Arbeitszeit und Arbeitspause. Auch für das unreife Alter ist sie nicht vorhanden. Erst der voll Entwickelte tritt in ihren Genuß ein, wie der erwachsene Hausssohn in den Besitz des Erbes. Sie ist das höchste aller Güter, das wahre Leben, weil sie allein freie Verfügung über Zeit und Kraft gestattet. Aber dieser Schatz will verwaltet sein und dazu bedarf es einer Vorbildung. Der Muße muß ein würdiger Inhalt gegeben werden, sonst geht der Mensch an ihrem Genuß zu Grunde. Das

also ist die neue Bedeutung, welche die Hellenen der Muße gegeben haben, daß sie nicht mehr das Gegentheil der Anstrengung ist, wie bei den Barbaren, welche nach der Arbeit nichts Anderes zu thun wissen, als sich der Völlerei und stumpfen Trägheit zu ergeben. Die Griechen erkannten, daß ohne Thätigkeit kein Lebensgenuß vorhanden sei. Die Muße soll also nur eine andere Art der Thätigkeit sein; die Thätigkeit der Muße hat aber das Eigenthümliche, daß sie durch keinerlei äußere Bedürfnisse hervorgerufen ist, sondern eine vollkommen freiwillige, selbstgewählte und freudige, deshalb aber keine launenhafte und regellose, sondern eine so geordnete Thätigkeit, daß sich alle geistigen und körperlichen Kräfte dabei harmonisch entfalten, und indem sie dafür gewisse Normen aufgestellt haben, wie sie ihrem Volkscharakter entsprachen, haben sie den Genuß der Muße zu einer nationalen Kunst ausgebildet, welche mehr als alles Andere das Wesen des hellenischen Volks zum Ausdruck bringt.

Als die zehntausend Griechenherzen beim Anblick des Meers wieder aufathmeten, was war das Erste, womit die matten Krieger ihre Rettung feierten, und der erste Genuß der Muße nach unsäglicher Noth? Sie richteten am Gestade eine Rennbahn ein, um sich in fröhlichem Wettkampfe wieder als Hellenen zu fühlen. Auf dem unvergleichlichen Bilde hellenischen Lebens, wie es die Ficoronische Ciste uns vor Augen stellt, sehen wir einen der Argonauten, der eben dem Schiffsraum entstiegen ist, an einem aufgehängten Schlauche Uebungen des Faustkampfes anstellen, nur um der Freude willen, nach langer Haft die Glieder wieder frei bewegen und alle Muskeln anspannen zu können, während der dickbäuchige Silen, welcher daneben sitzt, den Thoren auslacht, welcher sich ohne Noth anstrengt.

Der Gymnastik, welche die leiblichen Kräfte zu harmonischer Thätigkeit anspannt und dadurch eine unversiegbare Quelle froher Befriedigung wird, entspricht die geistige Thätigkeit, die freie, sich selbst regelnde, kunstgerechte, welche der Muße Inhalt und Weihe giebt. Die Musik hat, wie Aristoteles sagt,

den Beruf, die Menschen zu lehren, wie sie sich in rechter Weise freuen sollen. So erhielt das Saitenspiel seine Bedeutung für das Leben der Griechen, das, mit der Ausrüstung moderner Tonkunst verglichen, so armselige Geräth der siebensaitigen Leier — und wo hat doch ein geringes Werkzeug solche Macht entfaltet, wo ist es so sehr das Wahrzeichen und der ideale Mittelpunkt eines reich entfalteten Volkslebens geworden, wie die Leier bei den Hellenen, das Symbol hellenischer Muße! Von ihr dachten sie, daß sie Himmel und Erde beherrsche. »Denn auch des Kriegs wilder Gott,« sangen sie, »läßt starrender Speere Gewühl hinter sich und labt sein Herz an Liedeslust. Auch die Herzen der Götter durchdringt der Saiten Zaubergewalt, von der Hand des Apollon gepflegt und der Kunst holder Musen«.

Die Musenkunst stattete die Feste so herrlich aus, daß die Bürger, allen Geschäften entrückt, Tage lang in voller Spannung den Wettkämpfen ihrer Dichter zuhörten. Auch beim häuslichen Mahle kreiste die Leier, und wie man das gesellige Zusammensein durch geistigen Genuß zu adeln, durch Scherz und Ernst zu würzen wußte, zeigte Platon's Gastmahl in einem verklärten Abbild. Ja, wenn wir noch heute unablässig beschäftigt sind, den ganzen Reichthum dessen, was von den Griechen in ihrer Muße gedacht und gedichtet ist, immer vollständiger zu würdigen, so hat man in der That den Eindruck, als wenn bei ihnen das natürliche Verhältniß umgekehrt und des Volks ganze Arbeit in die Ausstattung der Muße verlegt worden sei.

Und doch war dies immer nur die andere Seite seiner Thätigkeit, die Ergänzung der praktischen Wirksamkeit, welche mit unbeschränkter Energie dem Ausbau der Verfassungen, der Leitung des Gemeinwesens, der Vertheidigung seiner Unabhängigkeit zugewendet war. In der Pflege der musischen Künste war aber die volle Freiheit des geistigen Lebens so sehr die Hauptsache, daß man die Meisterschaft in einer einzelnen Kunst auf Kosten jener Freiheit nicht erkaufen wollte; Gesang und Saitenspiel als ein besonderer Lebens-

beruf aufgefaßt, galt schon für Unfreiheit, für eine »begränzte Sklaverei«.

Die Pflege der Muße war eine öffentliche Angelegenheit. Für die Muße des Volks hat die Architektur die großartigsten Werke errichtet, die Theater, Stadien und Hippodrome, die parkartigen Gymnasien und die Marmorhallen an den Märkten, wo die Bürger zwischen Statuen und historischen Wandgemälden in traulichem Gespräche auf und nieder wandelten.

Auch die bildende Kunst konnte nichts Anmuthenderes darstellen, als den Genuß der Muße, sei es in den Gestalten der Olympier, der »leicht lebenden«, welche in seliger Ruhe neben einander lagern, oder in der Gemeinschaft der Bürger an ihren großen Jahresfesten. In Satyrgestalten stellte sie die niedrige Art der Muße dar, das gedankenlose Hinträumen im Waldesschatten oder am plätschernden Brunnen, das dolce far niente des südlichen Naturmenschen, und die höhere Muße in der angelehnten Gestalt des Apollon, dessen Ausruhen nur die geistige Sammlung ist, welcher neue Lieder entkeimen.

Ja, die Muße ist der gesegnete Mutterschoß alles dessen, wodurch die Hellenen vorbildlich geworden sind; sie ist die nothwendige Voraussetzung ihrer Geistescultur, wie der Marmor für ihre Tempel. Aber auch in Griechenland war ein großer Unterschied nach Zeiten und Orten.

Viele Stämme sind immer auf dem Standpunkte eigenhändiger Landwirthschaft geblieben, wie die binnenländischen Peloponnesier. Bei Anderen machte sich der semitische Erwerbstrieb in vorherrschender Weise geltend; so namentlich in Korinth und Aigina. Die richtige Ausgleichung ist nur in Athen ernstlich erstrebt und eine Zeitlang einzig gelungen. Das zeigt schon Solon, der Kaufmann, Dichter, Philosoph und Gesetzgeber.

Im Leben der Athener ist aber keine größere Epoche eingetreten, als die siegreiche Beendigung der Perserkriege, und zwar deshalb, weil sie, wie Aristoteles sagt, nach denselben »mehr Muße gewannen«. Von dem Maß der Muße macht also der große Geschichtskenner die eigenthümliche Entwickelung

Athens abhängig, indem die Bürger nun mit kühnem Selbstgefühl über den Nothbedarf des Lebens hinausgingen und jedem geistigen Fortschritt folgten.

Niemals aber ist das Verhältniß von Arbeit und Muße in gleichem Grade ein Gegenstand der Staatskunst geworden wie im perikleischen Athen. Hier wurde einerseits jeder Arbeit die volle Ehre gegeben und des Bürgers Kraft in Krieg und Frieden angespannt, andererseits eine Fülle des geistigen Genusses dargeboten als wohlverdienter Lohn der Tapferkeit, um der steigenden Unruhe des Lebens durch eine auf das Würdigste angewandte Muße das Gleichgewicht zu halten, um die Athener zu gewöhnen, das Schöne ohne Verweichlichung zu lieben und mit dem offnen Sinn für Wissenschaft und Kunst die pflichttreue Arbeitsamkeit des Bürgers zu verbinden.

Alt-Italien ist im Ganzen der arischen Lebensauffassung treuer geblieben als die griechische Halbinsel mit ihrer mehr zersetzten und tiefer durchwühlten Bevölkerung. Der Italiker blieb in näherm Zusammenhange mit dem Boden und richtete darnach Arbeit und Muße ein. Darum tritt auch die Freude an der Natur und an dem stillen Zusammenleben mit ihr viel kräftiger hervor. Sie wurde auch festgehalten, als mit der griechischen Bildung der Genuß griechischer Muße sich einbürgerte und als man, wie Seneca thut, Muße ohne Wissenschaft mit dem Zustand eines lebendig Begrabenen verglich. Man machte in Italien einen stärkeren Unterschied zwischen Stadt und Land, als es bei den Griechen der Fall war, denen die Stadt der Mittelpunkt aller Lebensrichtungen war. Man gewöhnte sich, Geschäft und Muße räumlich zu trennen, und glaubte, nur in ländlicher Zurückgezogenheit dichten und philosophiren zu können.

In der Weltstadt Rom wurden alle angestammten Lebensanschauungen erschüttert; man suchte nach neuen Haltpunkten und gerieth unter den Einfluß ausländischer Volkssitten und namentlich orientalischer Gebräuche, welche durch uralte Geltung und feste Ueberlieferung auf die rathlos schwankenden Gemüther Eindruck machten. Da mußten sie aber besonders

den Ernst bewundern, mit dem die eingewanderten Juden inmitten aller Unruhe und Zerstreuung an ihrem altväterlichen Sabbath festhielten und so wurde schon in den ersten Zeiten des Principats der Einfluß der siebentägigen Woche bemerkbar, die mit ihrem regelmäßigen Ruhetage in der Geschichte der Muße die wichtigste Epoche bezeichnet.

Muße und Gottesdienst hangen freilich bei allen Völkern nahe zusammen, wie Feste und Ferien. Frei von den Sorgen des Berufs, fern von Hader und Streit, gereinigt von aller Unsauberkeit des Alltagslebens und in stiller Sammlung soll man vor den Göttern erscheinen und ihnen aus dem ganzen Jahre, auf das sie Anspruch haben, in jedem Monate gewisse Zeitfristen weihen, wo sie in ihr volles Recht eintreten; feste oder bewegliche Feiertage, wo die Menschen ohne Unterschied von Rang und Stand in ihrer Allen gemeinsamen Bedürftigkeit und Verpflichtung der Gottheit nahen.

Der Wechsel von Arbeits- und Mußetagen erschien auch den Alten als etwas so Ursprüngliches, so Unentbehrliches und mit der Religion Zusammenhängendes, daß sie darin nicht eine Erfindung menschlicher Klugheit, sondern eine göttliche Ordnung erblicken; wie Platon sagt, aus Erbarmen mit dem mühseligen Leben der Sterblichen habe die Gottheit die Tage festlicher Erholung eingerichtet und ihnen dazu Apollon und die Musen nebst Dionysos beigesellt.

Mit der Häufung der Festlichkeiten und dem äußeren Glanz ist aber die ursprüngliche Bedeutung des Festwesens und seine sittliche Wirksamkeit immer mehr zurückgetreten. In üppigen Seestädten wie Tarent gab es mehr Feier- als Werktage, und die Verwilderung des Festjahrs, die Verweltlichung des öffentlichen Cultus und die Zerstörung einer vernünftigen Abwechselung von Arbeit und Muße hat wesentlich dazu beigetragen, die Gesundheit des antiken Volkslebens zu untergraben.

Darum mußte der gemeinsamen Grundanschauungen ungeachtet die mosaische Stiftung Griechen wie Römern als etwas wesentlich Neues erscheinen. An Stelle des unruhigen

Schwankens zwischen heiligen und profanen Zeiten, an Stelle einer künstlichen Theilung in ganze und halbe Feiertage, war hier ein einfacher und fester Rhythmus gegeben von Arbeit und Ruhe, eine weise Ausgleichung zwischen den Ansprüchen des Lebens und dem Anrechte Gottes an das Menschenherz, und während die Hellenen ihrem Festliede die Zaubergewalt zuschrieben, auch die Götter in den Genuß menschlicher Muße hereinzuziehen, heiligt bei dem Volk der Theokratie Gott die Muße der Menschen, indem er auch in der Sabbathruhe ihr Vorbild ist.

Auf der mosaischen Stiftung ruht die Lebensordnung, welche allen neueren Culturvölkern gemeinsam ist, befreit von dem Charakter pharisäischer Werkheiligkeit und durch die Osterweihe zu neuer Bedeutung verklärt.

Sie hat sich bewährt als eine Ordnung, welche die praktische Thätigkeit nicht beeinträchtigt, sondern die Volkskraft erhält und steigert. Sie ist unentbehrlich, wenn das religiöse Gesammtleben eines Volks zum Ausdruck kommen soll; sie ist eine stete Mahnung, daß der Mensch zweien Welten angehört, und daß er nicht ohne unersetzlichen Schaden an seiner Seele zu nehmen, in die Unruhe des Sichtbaren aufgehen kann. Wo diese Lebensordnung gehalten wird, ist sie der schönste Schmuck von Stadt und Land, denn alles Schöne und Erfreuende beruht im Leben wie in der Kunst auf der die Bewegung regelnden Ordnung und auf der rhythmischen Gliederung des Mannigfaltigen. Darin unterscheidet sich ja das Geistige vom Thierleben, das Beseelte von der mechanischen Bewegung. Darum giebt es nichts Unschöneres als ein wüstes Einerlei regelloser Vielgeschäftigkeit, wenn das Menschenleben einem Ameisenhaufen gleicht, wo Tag aus Tag ein Alles in ununterbrochener Hast an einander vorüberrennt.

Der richtige Wechsel von Arbeit und Muße, auf dem die Gesundheit und Anmuth des Lebens beruht, tritt da am sichersten ein, wo der Lebensberuf eine äußere Thätigkeit fordert. Da regelt sich der Wechsel von selbst; jede Pause wird als eine Wohlthat empfunden, weil sie dem Menschen die

Freiheit giebt, sich dem hinzugeben, was seinem Herzen lieb ist; jeder Tag hat seinen Feierabend, der wie ein milder Thau auf die Erde kommt, und wer im Süden gelebt hat, wo die Menschen naturgemäßer ihr Dasein einrichten, der weiß, welche Poesie in der Abendstunde liegt, wenn die Glocken zum Ave Maria anschlagen und eine selige Ruhe über Stadt und Land sich ausbreitet.

Viel schwieriger wird die Lebensführung, wo die Theilung zwischen Arbeit und Muße keine gegebene ist, wo das ganze Leben dem gewidmet ist, was bei der großen Mehrzahl der Menschen, die überhaupt zu einem geistigen Leben erwacht sind, den Inhalt glücklicher Mußestunden bildet. Sie sind wohl die wahrhaft Freien; sie wandeln gleichsam in einer höheren und reineren Atmosphäre, unbenommen von den Tagesfragen, die heute alle Welt aufregen und morgen verklungen sind, fern vom verwirrenden Treiben der Partei, dem Ewigen und unbedingt Gültigen unverwandt zugewendet, um mit gesammelter Kraft die menschliche Erkenntniß zu erweitern.

Aber die geistige Erwerbslust ist ziellos wie die weltliche, und je mehr sich die Forschung über den Stoff erhebt und den Gesetzen nachgeht, welche allen Erscheinungen zu Grunde liegen, um so rastloser zieht sie den Menschen mit sich fort. Darum ist der scheinbar Freiste der am meisten Gebundene und der in Muße Schwelgende entbehrt ihrer am meisten; denn seine Arbeit hat keinen natürlichen Ruhepunkt, sein Tagewerk keinen Feierabend. Wenn die müde Welt ausruht, bleiben seine Gedanken in voller Anspannung und ein ungelöstes Problem erhält ihn Tag und Nacht in Aufregung.

Das Leben des Forschers ist von den Hellenen als das des Menschen würdigste, reinste und erhabenste anerkannt worden. »Glückselig der Mann,« sagt Euripides in den Worten, welche von den Athenern auf Anaxagoras bezogen wurden, »glückselig der Mann, so der Forschung Gebiet durchwandelt und nicht an verderblichem Zwist Theil hat, der nie Unrechtes gewollt. Sein Blick schaut still in der ew'gen Natur nie alternde Ordnung; er prüft, wie sie ward und wodurch sie ent-

stand. Ja solchem Gemüth kann nimmer der Keim unlauterer Thaten entsprießen.«

Dennoch hat sich bei den Hellenen erst spät ein besonderer Stand ausgebildet, dessen Geschäft in der Muße liegt, und als er sich bildete, traten sofort mancherlei Gefahren und Uebelstände zu Tage.

Die Sophisten waren die Ersten, welche vom Wissen Profession machten und dadurch den Grundsatz der Hellenen verläugneten, welche jede einseitige Virtuosität für eine Mißbildung hielten. Sie trennten sich zugleich vom Gemeindeleben; sie suchten sich über jede örtliche Beschränktheit zu erheben, von jeder Ueberlieferung frei zu machen, Alles nach theoretischen Gesichtspunkten zurecht zu legen und zu reformiren. Wer läugnet, daß sie eine Fülle fruchtbarer Keime der Erkenntniß an das Licht gefördert haben! Aber die schöne Harmonie, die Unmittelbarkeit und frohe Sicherheit des antiken Lebens, woraus die Kunstschöpfungen der klassischen Zeit hervorgegangen sind, war dahin, und während die großen Philosophen, Sokrates, Platon, Aristoteles Alles daran setzten, mit dem Volksbewußtsein in Einklang zu bleiben, indem sie den Inhalt desselben klärten, vertieften und vielseitig verwertheten, machte die Sophistik einen Riß, welcher niemals geheilt worden ist.

Die großen Weisen von Hellas nannten ihre Wissenschaft nur »Liebe zur Weisheit,« weil sie ganz aus dem unwiderstehlichen Drange nach Erkenntniß hervorgegangen war und keinerlei äußeren Zweck hatte. Was sie gefunden, sollte kein Standesbesitz sein; sie theilten es mit, wie die Sonne ihr Licht ausströmt, die empfänglichen Geister erhellend und erwärmend. Von den Sophisten wurde die Wissenschaft, welche sich als ein Zweig am Stamme des Volkslebens bescheiden und still entwickelt hatte, zu einem Ziergewächs gemacht, welches der Eitelkeit diente, und als eine Nutzpflanze gezogen, um Ehre, Geld und Einfluß zu erlangen. Tugend und Weisheit wurde in Lehrkursen für so und so viel Minen feilgeboten.

Der gewerbmäßige Betrieb der Wissenschaft war eine Umkehr der normalen Verhältnisse und sie rächte sich an dem

Stande selbst, der die Muße zum Geschäfte und das Wissen zu einer Erwerbsquelle gemacht hatte. Die talentvollsten Sophisten haben nur vorübergehenden Glanz gewonnen und wir kennen sie nur aus dem, was die Vertreter der volksthümlichen Weisheit gegen sie gesagt haben.

Während aber die Gründer der Sophistik, die Zeitgenossen des Perikles, an der gewaltigen Bewegung der Zeit ihren vollen Antheil hatten und zum Theil eine schöpferische Geisteskraft zeigten, wurden die Nachzügler immer kümmerlicher und ärmer. Die aus der Isolirung hervorgehende Einseitigkeit wurde immer größer; die Wissenschaft ohne lebendigen Inhalt artete in einen trocknen Formalismus aus, in eine pedantische Schulweisheit, welche die Menschen lächerlich machte, die darin ihre Lebensaufgabe suchten und sie mit anspruchsvollem Dünkel vortrugen. Daher der üble Klang des Worts »Scholastikos,« d. h. des ganz der Muße Lebenden, der ältesten Benennung eines Gelehrten von Fach, mit welcher man schon im Anfang der Kaiserzeit einen verknöcherten Pedanten bezeichnete, und wir erinnern uns Alle der köstlichen Scholastikosgeschichten, welche uns auf der Schulbank die Elemente des Griechischen versüßten.

Die Lehre, welche aus diesen Betrachtungen folgt, ist eine wohl zu beherzigende, die uns nicht immer klar vor Augen steht. Sie lautet, daß die wahre Wissenschaft an keinen Gelehrtenstand gebunden ist, daß volle Gelehrtenmuße eine gefährliche Mitgift ist, und unser Lebensberuf mancherlei Entartungen ausgesetzt ist, wie das Beispiel der ersten Professoren, der Sophisten, und ihrer Nachfolger zeigt.

Wir werden in unserer Art zu denken und zu wirken immer zwischen den Sophisten und Philosophen der Hellenen unsern Standpunkt zu nehmen haben. Entweder ist das Erkennen unser alleiniges Ziel oder ein Mittel zum Zweck, indem das Streben nach Erkenntniß von allerlei Nebenrücksichten auf äußere Vortheile allmählich so überwuchert wird, daß unter diesen Schlinggewächsen der edle Baum abstirbt. Entweder lösen wir uns vom Volke, dem wir angehören, und

wollen etwas Besonderes sein, eine bevorzugte Kaste, welche auf die Ungelehrten hinabsieht und ihren eigenen Maßstab für die menschlichen Güter und Ziele hat, oder wir bleiben ein lebendiges Glied am Ganzen, dem wir nur an unserm Theil zu dienen suchen, und erkennen rückhaltlos an, daß das durch keine Wissenschaft vermittelte sittliche Leben, daß die Kräfte des Glaubens und der Liebe, auf welchen Kirche, Staat und Haus beruhen, immer die höchsten Güter des Volks bleiben, welche auch wir um keine wissenschaftliche Erwerbung preisgeben möchten.

Schwer und verantwortlich ist wohl vor allen anderen der Beruf derer, denen Arbeit und Muße frei anheimgegeben sind. Erleichtert wird uns aber die Aufgabe dadurch, daß ja die Forschung nicht unser einziges Tagewerk ist, daß wir nicht bloß immer mehr zu lernen, sondern auch zu lehren berufen sind, daß die Jugend des Vaterlandes uns anvertraut ist. Ohne stetiges Fortschreiten im Erkennen wird das Lehren zu einer handwerksartigen Thätigkeit. Vor der Einseitigkeit des Gelehrtenlebens und der nach der Schwäche des menschlichen Wesens ihr leicht anhaftenden Selbstgenügsamkeit bewahrt uns aber der Lehrberuf, den wir ohne Selbstverläugnung, ohne Liebe, ohne freudige Hingabe an die Jugend und an das Vaterland, für das sie heranwächst, nicht erfüllen können. So kommt auch in unser Leben der für ein gesundes Menschenleben unentbehrliche Gegensatz von Arbeitspflicht und freier Muße, und es gilt auch uns der köstliche Wahlspruch echter Lebensweisheit:

Tages Arbeit, Abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste!

Und bei welchem Feste tritt uns dies lebendiger in die Seele als am heutigen Tage, da sich die Pforten unserer Aula wieder für die Feier geöffnet haben, welche uns in jedem Jahre mit voller Begeisterung und tiefem Dankgefühl vereinigt!

Wann fühlen wir lebendiger als heute, daß wir nichts für uns sind, daß wir keinen abgeschlossenen Stand bilden und daß wir durch unseren besonderen Beruf dem nicht ent-

fremdet sind, was heute ein großes Volk mit Jubel und Stolz erfüllt? Haben wir aber etwas vor Anderen voraus, so ist es nur etwa dies, daß wir noch klarer erkennen, wie selten es in der Weltgeschichte ist, daß ein glorreiches Fürstenhaus so groß und mächtig innerhalb eines freien Volkes steht, daß ein Fürst, so gesegnet von Gott, in so edler Demuth seinen Siegerkranz trägt und bis in sein Greisenalter unermüdlich für das Vaterland arbeitet.

Auch Er hat keinen Feierabend, an dem Er von Seinem Tagewerk ausruht. Aber Sein Alter krönt das hohe Bewußtsein, nichts für Sich gewollt zu haben, der frohe Hinblick auf ein blühendes Haus, in dem die Tugenden der Hohenzollern fortleben, und auf ein Volk, das, von Ihm zum ersten Male geeinigt, in der gemeinsamen Liebe zu Ihm sich selbst veredelt und neu gestaltet.

Wir fürchten Gott sei Dank! keinen Neid der Götter. Wir sehen in dem, was gelungen ist, eine Bürgschaft der Zukunft. Wir danken Gott, daß er uns Kaiser Wilhelm gegeben und bis heute in Heldenkraft erhalten hat, wir bitten ihn, Sein ehrwürdiges Haupt in Gnaden zu behüten.

X.

Die Unfreiheit der alten Welt.

Wir bewundern den Erfindungsgeist des menschlichen Geschlechts, welches unablässig geschäftig ist, sein angeborenes Vermögen zu steigern, alle Beschränkungen zu beseitigen und seinen Wirkungskreis nach allen Seiten auszudehnen. Wie das Kind zum reifen Manne, so verhält sich der natürliche Mensch zu dem, der die Geheimnisse der Schöpfung ergründet und ihre Kräfte sich dienstbar gemacht hat, der in seinem Bewußtsein alles Wichtige vereinigt, was je auf Erden erdacht und erfunden worden ist, der sein Machtgebiet so erweitert, daß sein Blick und seine Gedanken durch alle Fernen der Zeit und des Raumes reichen.

Diesem Eroberungszuge des menschlichen Geistes folgen wir mit Bewunderung durch die Jahrhunderte der Geschichte; aber noch überraschender ist es, wenn wir den Erfindungsgeist des Menschen in entgegengesetzter Richtung thätig sehen, indem er, statt neue Wirkungskreise zu gewinnen, die ihm von Natur versagt sind, sich vielmehr da beschränkt, wo er zur vollen Herrschaft den natürlichen Beruf hat. Das ist das Gebiet der sittlichen Freiheit. Sie ist die Grundkraft seines Wesens, die Quelle jeder höheren Lebensfreude, das Theuerste und Eigenste, was der Mensch besitzt. Darum sollten wir denken, daß zu allen Zeiten kein Gut höher geschätzt und eifriger ge-

hütet worden sei. Die Geschichte lehrt uns das Gegentheil. Sie zeigt uns, daß die Menschen von jeher geneigt gewesen sind, auf den vollen Besitz jenes Gutes zu verzichten und daß sie in ihrem Scharfsinne unerschöpflich gewesen sind, um für die inneren Entschlüsse äußere Bestimmungen ausfindig zu machen und die Freiheit des Willens, welche keine Macht der Welt uns entreißen kann, in künstlicher Weise sich selbst zu beschränken.

Es ist natürlich, daß wir von diesen beiden widersprechenden Richtungen des menschlichen Geistes mit Vorliebe die erstere verfolgen, welche sich in seiner fortschreitenden Machterweiterung und Selbstbefreiung bezeugt; um so lehrreicher aber erscheint es für die Kenntniß des Menschen und seiner Geschichte, auch den Zug zur Unfreiheit, welcher durch die Menschen und Völker geht, nach seinen Gründen und in seinen Erscheinungsformen zu beachten.

Der Grund desselben ist ein zwiefacher. Einmal lebt in jedem Menschenherzen das tief begründete Gefühl, daß der schlimmste Feind unseres Glücks der Zweifel sei und nichts mehr unser Gemüth verstimme und unsere Kräfte lähme, als ein Zustand der Unklarheit und Unschlüssigkeit. Darum ist der Märtyrer, der für seine Ueberzeugung Verfolgung und Tod leidet, unendlich glücklicher, als der, welcher ohne Anfechtung sein Leben lang zwischen rechts und links mit matter Seele hin und her schwankt. Diesem quälenden Zustande durch freie Selbstentscheidung ein Ende zu machen, dazu bedarf es eines Aufwandes von sittlicher Kraft, welchem sich die menschliche Trägheit gern entzieht. Sie schiebt die Wahl von sich, um damit die Qual los zu werden; sie giebt einen kostbaren Besitz hin, um die daran haftenden Verpflichtungen nicht zu übernehmen, sie sucht nach äußeren Bestimmungsgründen, um sich die inneren zu ersparen.

Es giebt aber auch einen edleren Grund, welcher den Menschen zu einer freiwilligen Beschränkung seiner persönlichen Freiheit veranlaßt. Er liegt in der Erkenntniß, daß nicht bloß sein äußeres Handeln innerhalb gesetzlicher Schranken

sich bewegen müsse, wenn bürgerliche Ordnung bestehen solle, sondern daß es auch für sein sittliches Verhalten Gesetze gebe, welche nicht ungestraft verletzt werden dürfen. Er ahnt eine sittliche Lebensordnung, aber wie soll er sie kennen, wie sich hüten, unbewußt gegen sie zu verstoßen? In der Unruhe seines Herzens sucht er nach den ungeschriebenen Gesetzen, nach dem unsichtbaren Gesetzgeber und seinem Willen. Er hat das feste Vertrauen, daß die Gottheit, welche diese Unruhe in ihn gelegt, ihn in seiner Rathlosigkeit nicht verlassen könne, und je inniger ihm die Gottheit mit der sichtbaren Schöpfung verwachsen scheint, um so weniger mag er zweifeln, daß sie sich ihm am Himmel oder auf der Erde bezeuge; daher bedürfe es nur eines wachsamen Auges und eines ernstlichen Suchens, um die göttlichen Winke in den natürlichen Erscheinungen zu entdecken. Dies ist der andere, der religiöse Grund, welcher die Menschen veranlaßt von äußeren Zeichen ihre freie Selbstbestimmung abhängig zu machen.

Freilich hat derselbe nur bei den Völkern seine Berechtigung, welche, in ihrem Gottesbewußtsein sich selbst überlassen, auf unsicheren Spuren dem göttlichen Willen nachgehen. Er gilt nicht für diejenigen, welchen die sittliche Lebensordnung offenbart ist, welche den sittlichen Gesetzgeber nicht ahnen, sondern kennen und damit zugleich seinen ausgesprochenen Willen. Hier sollte von keiner Unsicherheit, von keinem Umhertasten und Umhersuchen die Rede sein, um so weniger, wenn außer der ursprünglichen Mittheilung des göttlichen Gesetzes im Laufe der Volksgeschichte noch andere Mittheilungen erfolgen, um das verdunkelte Gottesbewußtsein wieder aufzuhellen und die Irrenden auf den rechten Weg zu führen. Doch zeigt uns gerade das Volk des alten Bundes, wie die menschliche Natur sich den strengeren Forderungen immer zu entziehen sucht und, statt aus dem göttlichen Gesetze die richtigen Normen des Handelns abzuleiten, sich lieber abwendet von dem Lichte der Wahrheit und in die dunkeln Gänge des Aberglaubens schlüpft, um ohne sittliche Anstrengung auf einem gewissermaßen mechanischen Wege sich von dem in Kenntniß zu

setzen, was in einem vorliegenden Falle das Rechte sei. Der Zaun, welcher das theokratische Volk von allen anderen Völkern schied, wurde immer durchbrochen; mit dem Götzendienste des Heidenthums brach auch die Unfreiheit desselben ein, und so kommt es, daß wir gerade aus der Geschichte Israels jene Gebräuche kennen lernen, welche bei den umwohnenden Völkern ersonnen worden waren, um den göttlichen Willen und die Bestimmung der Sterblichen zu erkennen.

Ein Hauptsitz auch für diesen Zweig menschlicher Erfindung war die alte Weltstadt Babel. Hier finden wir zuerst die Anwendung des Looses, die Benutzung der Amulette, das Beschauen der Leber des Opferthiers; hier gewann die ganze Schicksalskunde durch ihre Verbindung mit der Wissenschaft der Chaldäer und namentlich mit der Astronomie zuerst einen bestimmten Charakter, welchen sie in den verschiedensten Ländern und Zeiten bewahrt hat. Wer kann läugnen, daß es eine großartige Anschauung war, welche den Menschen darauf brachte, sein Schicksal an die Gestirne zu knüpfen? Ueber den verworrenen und rastlos wechselnden Zuständen der Menschenwelt wandeln sie in ungetrübter Klarheit und heiliger Ordnung ihre Bahnen, und je gründlicher man an dem wolkenlosen Himmel Mesopotamiens diese Ordnung verstehen lernte, um so weniger ist es zu verwundern, daß man nicht nur die Zeiten des Jahrs und die denselben entsprechenden Geschäfte des Menschen zu Lande und zu Wasser nach ihnen regelte, sondern weiter ging und das ganze Menschenleben unter den Einfluß der Gestirne stellte. Wo war die Gränze ihrer Wirkungen zu finden, wo löste sich die Kette des geheimnißvollen Zusammenhangs? Die Weisheit des Morgenlandes war am wenigsten geneigt, hier Gränzen zu ziehen; sie gab sich mit Vorliebe der Anschauung eines kosmischen Ganzen hin, aus welchem kein Glied sich absonderte, und bildete darnach ihr System der Weltbetrachtung aus. Nach dem Auf- und Niedergange der Himmelskörper berechnete sie die Perioden, in welchen sich die Geschicke der Völker vollendeten; in künstliche Zahlensysteme schloß sie die geschichtlichen Entwickelungen ein

und bestimmte nach himmlischer Constellation das Erdenleben jedes einzelnen Menschen.

Die Griechen lernten diese Lehre in Aegypten kennen und hielten sie für eine Erfindung dieses Landes. Sie fanden dort jeden Monat, jeden Tag und jede Tagesstunde einer bestimmten Gottheit zugetheilt, und nach der Stunde, in welche eines Menschen Geburt fiel, glaubte man, sei sein Leben, sein Charakter, sein Ende im Voraus entschieden. Mit peinlicher Sorgfalt wurde jedes Zeichen aufgeschrieben und der Erfolg desselben vermerkt, um auf diese Weise ein immer vollständigeres Lehrsystem auszubilden.

Diese Lehren und Künste gingen von einem Volke zum andern; sie erfüllten in höheren und niederen Formen das ganze Morgenland, wo sie aller Verbote des Korau zum Trotze bis auf den heutigen Tag einheimisch geblieben sind. Sie blieben aber nicht auf das Morgenland beschränkt, sondern wurden mit den andern Künsten, Wissenschaften und Gottesdiensten zu den Völkern gebracht, welche am westlichen Meere wohnten.

Für diese Vermittelung waren nun von besonderer Wichtigkeit die Gränzgebiete zwischen beiden Hälften der alten Welt, die Küstenländer Kleinasiens, das halb dem einen, halb dem andern Continente angehört, namentlich die südlichen Küstenländer, welche den Wohnsitzen der semitischen Völker am nächsten waren und selbst semitische Bevölkerung aufnahmen, die Länder am Südabhange des Taurus, Cilicien, Pamphylien, Lycien, Karien, so wie die Inselländer Cypern und Kreta. Das sind die Gegenden, wo die beiden für alle Geschichtsentwickelung wichtigsten Völkergeschlechter zusammentrafen, wo das schwärmerische Naturgefühl und religiöse Gemüthsleben des einen mit dem klaren, nach Maß und Ordnung ringenden Geiste des andern sich durchdrang und aus diesem anregenden Verkehre zwischen semitischer und arischer Volksthümlichkeit ein reiches Culturleben sich entwickelte.

Die Griechen wußten, was sie diesen Gegenden verdankten; sie kannten sie als die Heimath wichtiger Gottesdienste, als

die Wiege der zu ihnen verpflanzten prophetischen Kunst. Der Stammvater des karischen Volks galt ihnen für den Erfinder weissagender Vogelschau; in Cilicien waren uralte Stätten der Weissagung, mit welchen man die griechischen Sehergeschlechter des Amphiaraos, Kalchas u. A. in Verbindung wußte. An der Gränze Kariens und Lyciens wohnten die Telmessier, auf deren Söhnen und Töchtern die Gabe der Weissagung ruhte; aus Lycien stammt Olen, der erste Prophet der Griechen, und von den Pamphyliern hatte man wunderbare Kunde ihrer magischen Künste. Hier ist keine scharfe Gränzlinie zu finden, welche das Gebiet orientalischer Ideenkreise abschlösse. Wie bei den Orientalen, so war auch bei den Hellenen die Gewährung der Schicksalszeichen mit der Religion verbunden; so bei dem uralten Dienste des in den Eichenwipfeln rauschenden Zeus, der das Schilfrohr heiliger Seen bewegenden Artemis, beim Dienste des Poseidon, des Hermes, des Herakles, überall waren den Menschen Mittel geboten, sich von dem Willen der unsichtbaren Herren der Welt zu unterrichten, und alle im Oriente ersonnenen und technisch ausgebildeten Mittel der Schicksalskunde, Würfel und Loos, Traumbild und Constellation, Zeichen am Himmel und an der Erde, Opferrauch und Lichterscheinungen, Stimmen und Bewegungen der Thiere, von den Fischen und Schlangen bis zu dem Adler, welcher die einsamen Berggipfel umkreist, Alles finden wir auch bei den Griechen in deutlichen Spuren wieder.

Aber das Erbe des Morgenlandes wurde nicht einfach herübergenommen, sondern umgestaltet und so zu einem nationalen Besitze gemacht, und diese Aneignung galt für eine so wichtige That, daß sie den Heroen zugeschrieben wurde, welche als Begründer der nationalen Bildung an der Schwelle hellenischer Volksgeschichte stehen, wie Sisyphos der Weise und Prometheus, das Urbild hellenischer Denkkraft.

Wo und wie diese Umbildung stattgefunden habe, das ist ein Geheimniß und wie alles Werden in der Geschichte unserm Blicke entzogen. Aber das scheint mir gewiß zu sein, daß die wesentliche Umgestaltung schon in jenem Küstenlande geschah,

wo von der kräftigen Berührung der beiden Volksgeschlechter eine gleichsam elektrische Strömung ausging, welche eine erhöhte Lebensthätigkeit hervorrief und für die Anfänge europäischer Gesittung Epoche machte. In Lycien leuchtet ein geistiges Leben auf, welches von dem orientalischen grundverschieden ist; das ist die Morgenröthe hellenischer Cultur. Bei dem lycischen Volke, welches zwischen Fels und Meer seine hohen Burgen gegründet, seine bürgerlichen Gemeinschaften weise geordnet, sein ganzes Land mit energischer Kunstthätigkeit ausgeschmückt und gegen jeden Feind mit heroischer Freiheitsliebe vertheidigt hat — da entwickelt sich aus den trüben und unreinen Elementen sinnlicher Naturdienste ein keuscher Dienst des Lichtgottes, in welchem Geist und Materie, Gott und Welt klar aus einander treten, ein sittlicher Gottesdienst, welcher lautere Hände und reines Gewissen fordert, der Dienst des Apollon, mit welchem die griechische Mantik ihre nationale Gestalt erhalten hat.

Hier ist die Verbindung zwischen Schicksalskunde und Religion, welche schon im Morgenlande vorhanden war, in der Weise veredelt, daß sie nicht mehr eine gelegentliche und gleichsam zufällige ist, sondern dem Gotte selbst vom obersten Lenker der Geschicke das Amt gegeben ist, der Offenbarungsbedürftigkeit der Menschheit entgegen zu kommen. Seinem Prophetenamte dienen nun die elementaren Kräfte wie die Opferflammen und die Zeichen am Himmel, die weissagenden Vögel wie die begeisternden Quellen in den Grotten der Musen und Sibyllen, welche wie Apollon selbst in Kleinasien zu Hause sind. Sein Dienst verbindet beide Gestade zu einer gleichartigen hellenischen Welt und der Stammvater des Volkszweigs, der diese Verbindung vorzugsweise zu Stande gebracht hat, Jon ist es, welcher in Delphi seines Vaters Heiligthum hütet und als Augur in Attica Tempel gründet.

Und was ist es nun, was dieser hellenischen Mantik ihren nationalen Charakter giebt? Vor Allem die Freiheit des Geistes, welche sich auch da behauptet, wo sich der Mensch einer höheren Leitung unterordnet, die Anerkennung des Ge-

wissens als einer von allen Himmelszeichen unabhängigen Stimme Gottes in des Menschen Brust und der im Gewissen bezeugten persönlichen Verantwortlichkeit, welcher man sich nicht feige entziehen kann, ohne zugleich seine edelsten Rechte preis zu geben. Die Erfüllung solcher Pflichten, welche dem sittlichen Menschen klar ins Herz geschrieben sind, macht darum der Hellene nicht von ängstlicher Naturbeobachtung abhängig, und als der köstlichste Wahlspruch dieses sittlichen Freiheitsmuthes schwebt uns Allen das Wort des homerischen Helden vor der Seele, welcher sich unwillig losreißt, als man ihn eines übeln Vorzeichens wegen vom Kampfe zurückhalten will:

Nein, wir folgen getrost dem Ruf, der oben vom Zeus stammt,
Welchem die sterbliche Welt und die Himmlischen alle gehorchen.
Ein Wahrzeichen nur gilt — das ist für die Heimath zu streiten.

Dieses Freiheitsgefühl offenbart sich auch in den Formen der Mantik. Die Naturerscheinungen, auch Todtenbeschwörung, Traumgesichter und Würfellose treten zurück und der menschliche Geist wird selbst der Träger und das Organ des höheren Wissens. Freilich nicht in ungebundener und eigenwilliger Freiheit. Vielmehr ist der Seher dem sich offenbarenden Gotte gegenüber leidend, niedergeworfen von seiner Macht und überwältigt; wie eine Last liegt auf ihm des Gottes Mittheilung. Aber dennoch ist er nicht bloß ein todtes Werkzeug und ein zufälliges Mittel, sondern, so lange die Mantik ihre Ehre hatte, waren die Seher Auserwählte des Volks, und es vereinigten sich in ihnen zwei sehr verschiedene Eigenschaften, die Empfänglichkeit für eine Begeisterung, welche den Menschen aus sich heraushebt, und andererseits die Klarheit, der Scharfsinn und die kunstmäßige Sicherheit in der Enträthselung und Anwendung der göttlichen Winke, schwärmerische Verzückung und nüchterner Verstand, ein Außer-sich-sein und die höchste Besonnenheit.

Und dann ist es nicht bloß ein neugieriges Forschen nach verborgenen Dingen, was die Hellenen zum Apollon führte. Heißt es doch vom Propheten Epimenides, daß er nur über geschehene Dinge weissagte. Es handelte sich also im Allgemeinen um die richtige Beurtheilung der menschlichen Angelegenheiten, wobei man sich mit der Gottheit im Einklange fühlen wollte. Nicht um die Wechselfälle des Irdischen handelte es sich, sondern um die unwandelbaren Ordnungen des göttlichen Rechtes, welche dem Menschen lebendig in die Seele treten sollten, weil man wußte, daß dann auch im Einzelnen die quälenden Zweifel sich beseitigen würden. Es war nach dem Ausdrucke der Alten »ein Rath pflegen mit den Göttern.« Am nächsten war man ihnen beim Opfer, welches die durch die Tagesgeschäfte unterbrochene Lebensgemeinschaft mit den Göttern wieder herstellte. Hier erwartete man also am ehesten eine freundliche Mittheilung. Daher die wachsame Aufmerksamkeit auf alle Opferzeichen, die Altarflamme, die Schlachtthiere, die während der Feier eintretenden Ereignisse — Alles war bei diesem Zusammenhange bedeutungsvoll. Hier ist also kein Verkehr mit dunkeln, namenlosen Schicksalsmächten, sondern ein Umgang mit persönlichen Wesen, welchen man mit kindlichem Vertrauen naht, fest überzeugt, daß sie mittheilend und leutselig sein werden. Hier ist kein dumpfes Verzichten, keine muthlose Resignation; hier werden die geistigen Kräfte nicht gelähmt und zurückgedrängt, sondern zur höchsten Regsamkeit erweckt. Darum bezeichnet auch »Mantik« dem Wortsinne nach die erregte Denkkraft, und der Gott der Mantik, der nicht in stummen Zeichen, sondern in lebendigen, menschlichen, kunstvoll gestalteten Worten sich kund giebt, ist zugleich der Musaget, der Gott der Poesie und Wissenschaft, der Ordner und Pfleger des Staatslebens. Wie an den Strahlen einer kräftigen Frühlingssonne entfaltet sich die ganze Blüthe des nationalen Lebens an den Sitzen der hellenischen Mantik.

Denn darin zeigt sich nun die besondere Ausbildung der Mantik bei den Griechen, daß sie der Willkür, welcher hier

der größte Spielraum gegeben ist, Schranken setzten, indem sie nicht dem Einflusse einzelner Personen, welche die mantische Kunst gewerbmäßig trieben, sich hingaben, sondern Anstalten gründeten an geweihten, durch Götterzeichen beglaubigten Stätten, Orakelsitze, welche die umwohnenden Stämme zum Volke vereinigten, das Völkerthümliche in Sitte, Recht und Glauben hüteten und jeden gesunden Fortschritt des leiblichen und geistigen Volkswohls förderten.

So erwuchs inmitten von Hellas ein mantisches Nationalheiligthum, das wirksamste Schutzmittel gegen die Unsitten und Mißbräuche des Aberglaubens, ein centrales Heiligthum von solcher Bedeutung, daß von dem Verhältnisse, in welchem die einzelnen Staaten zu ihm standen, auch ihre Stellung in der vaterländischen Geschichte abhängig war. Was außer Verbindung mit Delphi war, blieb in aller höheren Cultur zurück, wie Arkadien und die Landschaften am Acheloos. Auch Böotien blieb zurück mit seinen vielen einheimischen Orakeln und hier begegnen wir am meisten Spuren eines orientalischen Aberglaubens, ängstlicher Tagewählerei, Traumdeutung u. s. w., während dagegen die beiden Staaten, welche sich der delphischen Mantik am engsten anschlossen, auch den andern Staaten in kräftiger Entwickelung vorangingen.

Aber auch zwischen ihnen ist ein merkwürdiger Gegensatz. In Sparta ruhte das ganze Staatsgebäude auf mantischer Grundlage, die Staatsgrundgesetze waren delphische Orakelsprüche. Aber dies genügte nicht. Das öffentliche Leben wurde in wesentlichen Punkten von Himmelszeichen und Seherspruchen abhängig gemacht. So erfolgte die neue Bestätigung der Könige im neunten Regierungsjahre erst nach einer günstig ausfallenden Himmelsbeobachtung; auch die Ephorenwahl scheint an Auspicien geknüpft gewesen zu sein und Traumgesichter, die im Tempel der Pasiphae erblickt waren, wurden geltend gemacht, um politische Maßregeln durchzusetzen. So ist der Staat des Lykurgos nicht nur von Delphi in einer beschränkenden Abhängigkeit geblieben, sondern auch in andere Formen der Unfreiheit verfallen und hat sich zu einer vollen Selbst-

ständigkeit und Klarheit des bürgerlichen Lebens nicht zu erheben vermocht.

Anders verhielt es sich mit Athen. Athen hing mit großer Pietät an Delphi und sorgte gewissenhaft für einen ununterbrochenen Verkehr mit dem Heiligthume. Es war ja der geistige Herd des gemeinsamen Volksthums und mit der Liebe zu ihm wurden alle Tugenden gepflegt, welche den Hellenen vom Barbaren unterschieden. Athen verehrte den Sitz des Apollon als oberste Autorität in allen Fragen des heiligen Rechts; es war mit ihm durch regelmäßige Gesandtschaften verbunden, und es gab daselbst eigene von Delphi bestätigte Beamte, die mit der Auslegung der pythischen Sprüche und Satzungen betraut waren. Aber man wußte den delphischen Einfluß auf das religiöse Gebiet zu beschränken und sich im öffentlichen Leben von allen auswärtigen Einwirkungen frei zu machen, namentlich seit den Perserkriegen, da Delphi der Volkssache untreu wurde. Mit der Besiegung des Orients wurde auch auf geistigem Gebiete jeder Ueberrest von Unfreiheit beseitigt, jede priesterliche Bevormundung aufgehoben. Mit ungehemmter Thatkraft gab man sich dem klar erkannten Berufe der Stadt hin und machte Athen statt Delphi zum geistigen Mittelpunkte der Hellenen.

Aber so wie Athen von diesem Höhenpunkte seiner sittlichen Kraft herunterstieg, so wie das klare Bewußtsein des Staats sich verdunkelte, wie seine Politik unsicher, seine Unternehmungen maßlos und darum unglücklich wurden, da gewannen auch die dunkeln Mächte wieder Gewalt über die Gemüther. Schon im sicilischen Kriege offenbarten sich die unheilvollen Einflüsse geistiger Befangenheit, und der Aberglaube, welcher nur in untern Kreisen sein Wesen heimlich fortgetrieben hatte, trat ungescheut hervor. Orakelkrämer und Zeichendeuter wurden in der Stadt des Perikles mächtig, ausländische Gottesdienste drangen ein, Traumbücher gingen von Hand zu Hand, die Astrologen des Morgenlandes beherrschten die Gemüther und dem Chaldäer Berosos errichtete man Standbilder als einem Wohlthäter des Volks. Was half den Athenern die gepriesene

Weisheit ihrer Sophisten, welche den Menschen zum Herrn der Welt und sein Urtheil zum Maße aller Dinge machen wollten? Sie entrissen ihm nur die letzten Haltpunkte und drängten das Gemüth in seiner Rathlosigkeit immer tiefer in die Bande der Unfreiheit.

Das einzige Mittel war, die Keime des gesunden Volksbewußtseins, welches noch in den Athenern lebte, zu pflegen und zu läutern. Das that Sokrates. Er ehrte aufrichtig den frommen Sinn, der sich in der Befragung der Götter offenbarte; er erkannte in der Mantik eine durch nichts Anderes zu ersetzende Art der Frömmigkeit, welche er selbst übte und Anderen empfahl; es war ihm gewissermaßen eine gesteigerte Gebetsübung. Aber er suchte die volksthümliche Weise zu verinnerlichen; er wies in echt hellenischer Weise auf die entscheidende Stimme des eignen Gewissens hin, den Gott in des Menschen Brust, den untrüglichen Rathgeber, welcher den Aufrichtigen nicht im Stiche lasse. Auch Platon faßte als echter Hellene die Mantik als einen traulichen Verkehr zwischen Mensch und Gottheit auf; das schöne und zarte Verhältniß seiner Vaterstadt zu Delphi stellte er in verklärtem Bilde dar, und je ernster es die spätern Philosophen mit den sittlichen Aufgaben nahmen, um so mehr suchten sie auch der Mantik ihre Ehre zu erhalten.

Aus denselben Gegenden Kleinasiens, woher die Hellenen ihre Zeichen- und Wunderlehren empfangen haben, sind gleiche Anregungen auch weiter gegen Abend verbreitet, haben die italische Halbinsel durchdrungen und auf die Geschichte Roms einen tiefgreifenden Einfluß gewonnen.

Rom ist keine Stätte neuer Erfindungen gewesen. Die Entwickelung seiner Größe bestand darin, daß es das, was Italien an geistiger Cultur und Lebenskraft besaß, in immer weiteren Kreisen sich aneignete, und seit den ersten Anfängen ist auch griechische Sitte auf den Tiberhügeln ansässig gewesen. Was aber das Verhältniß der Menschen zu den Schicksal lenkenden Göttern betrifft, so hatten sich an den Gränzen von Latium besonders zweierlei Glaubensformen ausgebildet, welche

sich wie Tag und Nacht einander gegenüberstanden. Am Meerbusen von Neapel hatte Apollon seine Weissagestätten aufgerichtet, nördlich vom Tiberflusse herrschte die etruskische Mantik. Gewiß stammt auch diese aus Vorderasien durch Vermittelung griechischer Seevölker. Wie in den Götternamen und Sagen, in den Grab- und Tempelformen, so läßt sich auch hier eine gleichartige Grundlage nicht verkennen. Aber wie die Namen und Formen, so sind auch die Dinge selbst unter der Hand der Etrusker zu einem Widerspiele, zu einer Karikatur des Ursprünglichen geworden. Hier ist nicht der Geist der Freiheit, der uns anweht, so wie wir die Gränzen des Morgenlandes verlassen, sondern ein knechtischer Geist, welcher mit der Angst des Sklaven den Göttern naht und sich einem unerbittlichen Verhältnisse kriechend unterwirft.

Die Römer schwankten nicht, welcher Richtung sie sich anschließen sollten. Die eine blieb ihnen immer ein Fremdes, die andere nahmen sie mit ihren griechischen Formen und ihrem apollinischen Spruchorakel in ihr eigenes Gemeindeleben auf.

War doch auch im Allgemeinen das Verhalten Roms in der Wahrung der sittlichen Freiheit dem der Griechen entsprechend. Wir finden dieselbe Abneigung gegen das unklare Wesen der Traum- und Sterndeuterei, gegen den ungesichteten Wust abergläubischer Ueberlieferungen; dasselbe Bestreben aller mißbräuchlichen Willkür entgegen zu wirken und keine Priestermacht zu dulden, welche nach Standesinteresse die Geheimnisse göttlicher Wissenschaft verwaltete. Die Erforschung des Schicksals ist auch hier keine vorwitzige Neugier, kein Mittel, sich eigene Entschlüsse und Anstrengungen zu ersparen, sondern sie ist bestimmt, für das richtige Handeln leitende Normen zu finden und namentlich für das öffentliche Handeln, für das Leben des Staats in Krieg und Frieden.

Aber bei aller Verwandtschaft welche Verschiedenheit! Die römische Divination unterscheidet sich von der griechischen Mantik, indem bei ihr die praktischen Gesichtspunkte vorherrschen. Hier ist keine Ekstase, keine poetische Erregung, keine

so nahe Verbindung mit der freien Sittlichkeit des menschlichen Gemüths und den sittlichen Aufgaben, sondern sie tritt mehr und mehr in den Dienst der praktischen Politik, sie wird ein Mittel für die Zwecke des Staats. Demgemäß wird sie wie alles Staatliche fest geordnet und in gesetzliche Form gebracht, was bei den Griechen freierer Behandlung und volksthümlichem Herkommen überlassen blieb. So hatten die Griechen die Vogelschau wie die Römer; auch ihnen galten die zwischen Himmel und Erde lebenden Geschöpfe für die natürlichen Vermittler beider Welten, für die Vertrauten der Götter. Keine Thiergattung haben sie sorgfältiger und liebevoller beobachtet; nirgends ist Aristoteles besser unterrichtet. Aber die Römer brachten die Anschauung ihrer Vorgänger in ein festes System, in eine Lehrform, die einen Theil ihrer nationalen Wissenschaft bildete; die freie Inspiration, der von Natur offene Blick für die Winke der Gottheit trat zurück vor der strengen Beobachtung geschriebener Satzungen. Die göttlichen Mächte wurden zu einer regelmäßigen Theilnahme am Gemeindeleben herangezogen, sie gehörten mit zu den unentbehrlichen Elementen des Verfassungslebens durch alle Zeiten der Geschichte Roms.

Der König des Himmels war auch das unsichtbare Oberhaupt des Staats; nach seinen Willenszeichen wurde das irdische Herrscherthum eingesetzt, von ihnen war die Anerkennung und Weihe aller Könige abhängig. Doch hütete man sich wohl diesem Staatsgrundsatze unbedingte Geltung zu geben, wodurch jede freie Entwickelung des öffentlichen Lebens gehemmt worden wäre, denn eine Theokratie ohne Offenbarung des göttlichen Gesetzes muß zu einer drückenden und willkürlichen Hierarchie werden. Darum erfolgten die Himmelsbeobachtungen durch die von der Gemeinde berufenen Träger der Staatsgewalt; die Macht wurde ihnen von der Gemeinde gegeben und nur als Ergänzung der so übertragenen Amtsvollmacht die göttliche Anerkennung eingeholt. Besondere Genossenschaften sorgten für die Aufbewahrung und Vervollständigung der Wissenschaft von den göttlichen Zeichen, aber man ließ den unmittelbaren Verkehr des Staats mit seinen Göttern

nicht unterbrechen, keinen Zwiespalt eintreten zwischen geistlichen und weltlichen Gewalten, zwischen dem religiösen und dem staatsrechtlichen Gebiete. Der Gründer Roms war auch der erste Augur der Stadt.

Das Königthum wurde aufgehoben, aber die Himmelszeichen, unter denen es gegründet war, blieben, um ohne Bruch die neue Verfassung an die alte anzuknüpfen und auch die neuen, jährlich wechselnden, Gemeindevorstände bei den Göttern des Staats zu beglaubigen. Der unmittelbare und amtliche Verkehr mit ihnen war aber nur denen gestattet, welche vollberechtigte Mitglieder der alten Staatsgemeinschaft waren. Sie betrachteten sich als eine geschlossene Gemeinde den Göttern gegenüber und an keinem Standesvorrechte haben die Patricier zäher festgehalten, auch nachdem mit den Ehrenämtern des Staats der Verkehr mit den Göttern desselben den Neubürgern gestattet werden mußte.

Nun erhielten die Auspicien wieder eine neue Bedeutung im Staatsleben. Sie dienten dazu, das Rangverhältniß der Staatsämter zu bestimmen, je nachdem die Inhaber derselben in größerem oder geringerem Umfange, in mehr oder minder feierlicher Weise die Götter für die Gemeinde zu befragen berechtigt waren. Je mehr sich aber zwischen Volk und Senat der Gegensatz schärfte, um so mehr wurden die Auspicien eine Waffe des inneren Parteikampfes, eine Schutzwaffe der Regierungspartei gegen die demokratischen Bewegungen, und ihr Gebrauch in der Weise ausgebildet, daß man mit Hülfe eines Auspicienberichts jede bedenklich werdende Volksversammlung sprengen, ja schon durch Anmeldung einer Himmelsbeobachtung eine Versammlung verhindern und so die wichtigsten Rechte des Volks illusorisch machen konnte.

Eine Verfassung, in der solche Vorkehrungen unentbehrlich schienen, um den Freistaat zu erhalten, wo ein Parteimittel dieser Art von den sogenannten Wohlgesinnten in feierlichen Ausdrücken als eine der ehrwürdigsten Grundfesten des Staatsgebäudes gepriesen werden konnte, gab schon dadurch ihre eigene Hinfälligkeit deutlich zu erkennen. Aber die Auspicien über-

lebten die hinsterbende Republik und mußten nach den Bürgerkriegen dazu dienen, der aus der Revolution entstandenen neuen Ordnung der Dinge den Charakter der Legitimität zu verleihen. Octavian wollte nicht nach Kriegsrecht fortregieren; darum bedurfte er als lebenslängliches Staatsoberhaupt einer göttlichen Anerkennung, und sie erfolgte dadurch, daß Jupiter ihm bei Antritt seines ersten Consulats zwölf Geier am Himmel erscheinen ließ. Das war dasselbe Himmelszeichen, durch welches Roms erster König beglaubigt worden war. Nun war Octavian als zweiter Romulus anerkannt; nun gingen von ihm die neuen Amtsvollmachten aus und er selbst beherrschte nun, mit dem Krummstabe des Augur in der Hand, als vollberechtigtes Oberhaupt die römische Welt.

Uebrigens ging es in Rom wie in Hellas. In demselben Grade, wie die nationale Kraft des Lebens erschlaffte, ermattete auch die Kraft zur Abwehr des Fremdartigen und dem Volkssinne ursprünglich Widerstrebenden. Die Freiheit des sittlichen Handelns im öffentlichen und Privatleben ging zu Grunde. Alle chaldäischen, ägyptischen und etruskischen Weissagekünste drangen ein; das Fremdartigste und Abgeschmackteste übte den größten Reiz; man gab sich widerstandslos dem Gefühle hin, daß keine menschliche Kraft dem Verhängnisse steuern könne, das über Rom sich erfülle; die Providenz der Götter wurde zu einem blinden Schicksale und zu Tacitus' Zeit war es eine vollkommen fatalistische Weltanschauung, welche die Gemüther beherrschte.

So ging die alte Welt in Verzweiflung und stumpfer Resignation zu Grunde. Zu helfen war nur durch einen Glauben, welcher wieder Hoffnung erweckte, durch eine Religion, welche eine Zukunft hatte. Die sterbenden Christen hatten die Lebenskraft ihres Glaubens bezeugt; hier oder nirgends war ein neuer Boden zu gewinnen. Um aber darauf den Staat zu gründen, bedurfte es nach römischem Bewußtsein wiederum einer unmittelbaren göttlichen Willensbezeugung, und nachdem also die Auspicien dem Königthume, dem Geschlechtsadel der älteren, dem Amtsadel der späteren Republik, und endlich dem

Principate gedient hatten, knüpfte Constantinus an ein neues Himmelszeichen, die in den Wolken schwebende Christusfahne, den neuen Anfang, welchen er machen wollte, und schloß damit jene lange Reihe der die Geschichte Roms begleitenden Auspicien.

Wir bewundern die Consequenz, mit welcher man die in Italien vorgefundenen Religionsgebräuche in Rom verwerthete, die Klugheit, mit welcher man sie für die Zwecke des Staats in seinen verschiedenen Formen ausbildete. Aber wir sehen auch, wie im Laufe der Geschichte das Religiöse gänzlich entheiligt und verweltlicht wurde, wie das aus tiefem Bedürfnisse der Menschenseele Hervorgegangene in einem dürren und seelenlosen Schematismus erstarrte. Was wir in Sparta an einzelnen Spuren erkannten, ist in Rom zu einem vollkommenen Systeme der herrschenden Regierungspolitik ausgebildet worden, und wenn auch Einzelne noch in späten Zeiten die Auspicien als etwas Althergebrachtes und Nationales mit einer gewissen Ehrerbietung betrachteten, so war doch das ganze Auguralwesen Jahrhunderte lang ein Spott aller Verständigen, und der schnöde Mißbrauch göttlicher Dinge zu einer unwürdigen Parteitaktik, das hohle Formwesen mit seiner heuchlerischen Unwahrheit mußte jedem ernster Fühlenden widerwärtig sein und das Volk entsittlichen.

Ueberblicken wir die Völker der alten Welt, so finden wir also bei allen denselben Zug zur Beschränkung der eigenen Freiheit, dasselbe Bedürfniß, alle wichtigeren Entschlüsse von Bestimmungen abhängig zu machen, die sie außer sich suchen, dasselbe Bewußtsein der Abhängigkeit von einem höheren Willen, dessen Kenntniß für den Sterblichen von größter Bedeutung ist, damit er nicht zu seinem Schaden mit ihm in Streit gerathe. Wir finden aber zunächst einen großen Unterschied zwischen Abend- und Morgenland. Denn trotz der allmählichen Uebergänge und der vielen Verknüpfungen, welche immer mehr zu Tage treten, sind es doch zwei verschiedene Welten. In der einen herrscht eine pantheistische Anschauung, bei welcher alles Einzelne ins Ganze verschlungen wird, das Sonderleben

sich in das Allgemeine verliert und die Unterschiede verschwimmen. Dabei kann persönliche Freiheit, eigene Verantwortlichkeit, Maß und Schönheit des sittlichen Lebens, das in der Freiheit wurzelt, nicht bestehen. Die zufällige Geburtsstunde entscheidet über das ganze Menschenleben und Zahlen herrschen statt des freien Willens. Wo solche Weltanschauung gilt, ist auch im bürgerlichen Leben nur die Monotonie einer despotischen Reichsverfassung möglich. Im Abendlande dagegen finden wir, je begabter seine Völker sind, um so mehr einen kräftigen Widerwillen gegen die Schicksalszahlen der Babylonier, welche dem Menschen seine heiligsten Rechte verkümmern und ihm die Freude an der Gegenwart, die frische Thätigkeit im Leben, in Wissenschaft und Kunst zerstören. Darum haben die griechischen Dichter, Philosophen und Geschichtschreiber die Idee des blinden Fatums aus der Menschenwelt zu verdrängen gesucht und statt seiner im sittlichen Wollen die bewegenden Kräfte nachgewiesen. Im Sinne hellenischer Lebensweisheit dankt Horaz den Göttern, daß sie die Zukunft dem Menschen verhüllt haben; er soll sie nicht ängstlich berechnen, sondern künstlerisch gestalten.

Aber freilich macht Wohnort und Volksthum keinen unbedingten Gegensatz, denn wir sehen, wie die edelsten Stämme des Abendlandes sich nur in der Zeit ihrer Blüthe jene Unabhängigkeit zu bewahren vermochten. So wie ihre nationale Kraft erlahmte, büßten sie auch die Freiheit des Verstandes und des Willens ein, wie dies aller Orten die unausbleibliche Folge sittlicher Schwäche ist. Daher die Macht der Unfreiheit auf Erden, die Masse abergläubischer Vorstellungen und Mittel, welche ein Volk dem andern abgesehen, ein Geschlecht dem anderen übergeben hat, ein fluchbeladenes Erbe, an dem die Menschheit schleppt wie an einer Kette, welche sie nicht los werden kann.

Unter allen Völkern aber, welche auf selbstgewählten Wegen Gott zu suchen hatten, sind es ohne Zweifel die Hellenen, welche bei der Unterordnung des Eigenwillens unter äußere Bestimmungen sich ihre Freiheit am Besten gewahrt und der

richtigen Lösung der sittlichen Aufgabe des Menschen am nächsten gekommen sind. Ihre Mantik hat sich von dem Stofflichen am meisten abgelöst; sie haben bei dem tiefsten Bedürfnisse nach göttlicher Leitung die Selbständigkeit des menschlichen Bewußtseins festgehalten und das Zeugniß des Gewissens sich niemals trüben lassen, daß der Mensch durch eignes Wollen und Thun sein Verhältniß zur Gottheit bestimme und keiner dunkeln Nothwendigkeit Sklave sei. Darum hat die griechische Mantik nicht beklemmend und beschränkend auf den Geist des Volkes gewirkt, sondern ist mit allen edelsten Bestrebungen desselben, mit Kunst, Wissenschaft und Gesetzgebung in engster Verbindung gewesen; sie hatte nicht den Zweck, eine selbstsüchtige Neugier zu befriedigen, sondern die ewigen Sittengesetze, deren Hüter die Götter sind, den Menschen ins Gedächtniß zu rufen. Darum ist die hellenische Prophetie der des alten Bundes am verwandtesten, denn sie war eine hohe, dem ganzen geistigen Leben Richtung gebende Macht und zugleich eine solche, welche unablässig thätig war, alle Glieder des weitvertheilten Volks zusammenzuhalten, die Nation geistig zu einigen, das Fremde fern zu halten und ein ideales Volksthum zu pflegen.

Irrthum und Wahrheit ziehen sich in unauflöslicher Verkettung durch alles menschliche Streben hindurch, aber nirgends mehr als da, wo der Mensch die sinnliche und die übersinnliche Welt mit einander zu verbinden sucht. Der Irrthum liegt in dem Zwange, welchen er der Gottheit anthun will, in bestimmter Form und nach seiner Laune ihren Willen kund zu geben; die Wahrheit in der Erkenntniß, daß alles menschliche Handeln, wenn es Gedeihen haben soll, mit dem göttlichen Willen in Uebereinstimmung stehen muß. Er muß in letzter Instanz das Entscheidende sein, Gott muß im Menschen herrschen. Das ist die Theokratie, zu welcher alle Völker der Erde die Stimme des Gewissens hingeführt hat. Ist nun die Gottheit ein blindes Schicksal, so wird die Theokratie zum Despotismus, die Beschränkung der Freiheit zur Vernichtung derselben und der Mensch zum Sklaven. Ist aber die Gott-

heit ein persönlicher und denkender Geist, so kann der Mensch ihre Gedanken zu den seinigen machen, und in sofern sie den seinigen verwandt, aber unendlich reiner und höher sind, braucht er sich selbst nicht nur nicht zu verlieren, sondern er wird im Umgange mit der Gottheit kräftiger und vollkommener, klarer und selstbewußter und dem Endziele seiner menschlichen Entwickelung immer näher gerückt. So haben schon die Hellenen den scheinbaren Widerspruch zwischen Freiheit und Theokratie zu lösen gewußt und dabei die höchste Stufe ihres sittlichen Bewußtseins erreicht. Denn Gott segnet jedes aufrichtige Suchen nach ihm; er hat auch die Weisen des Morgenlandes, die nach dem Sterne des Heils ausschauenden, in ihrer Weise an die Stätte geführt, wo mit der vollen Offenbarung des göttlichen Wesens auch die volle Lösung der menschlichen Aufgabe gegeben ist. Nun ist das Bangen und Sehnen des Heidenthums erfüllt. Nun quälen den Menschen nicht mehr die Zeichen, welche am Himmel geschehen, nun braucht er nicht ängstlich auf die Stimmen der Natur zu lauschen. Nicht in Ahnungen der erleuchteten Seele bezeugt sich Gott als den leutseligen Freund der Sterblichen, sondern er giebt sich selbst, voll und ganz, er läßt uns die Rathschlüsse seiner ewigen Liebe in ihrem großen Zusammenhange erkennen, und je mehr wir ihrer im Gange der Völkergeschichte, in den Gesetzen der Natur und in den Erfahrungen des eigenen Herzens bewußt werden, um so völliger löst sich das alte Räthsel des menschlichen Daseins und immer siegreicher erheben wir uns aus allen Zweifeln zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

XI.

Die Freundschaft im Alterthume.

Es ist bekannt, wie sehr das Verhältniß des Menschen zu den irdischen Gütern sich verändert, und die Wissenschaft sucht dem wechselnden Werth derselben durch die verschiedenen Zeiten und Länder zu folgen. Aber auch die geistigen Güter sind ähnlichen Schwankungen unterworfen; auch sie verändern ihre Stellung unter einander, so daß die einzelnen derselben in ihrer Bedeutung für das gesammte Volksleben höher oder niedriger zu stehen kommen. Diese Veränderungen hängen mit der ganzen Volkssitte eng zusammen, und es ist deshalb eine anziehende Aufgabe, ihnen nachzugehen. Die allgemeine Geschichte kann die inneren Bewegungen des Volksbewußtseins nur gelegentlich berühren, und in der Geschichte der Philosophie kommen sie nur dann zu ihrem Rechte, wenn sie sich in Lehrbegriffen ausgeprägt haben. Auch widerstreben diese zartesten Seiten des geschichtlichen Lebens einer streng wissenschaftlichen Methode. Um so mehr eignen sie sich zu gelegentlicher Behandlung und namentlich an solchen Festen, wie das unsrige ist, wo die Universitätsgenossen versammelt sind, um einer Betrachtung von allgemein wissenschaftlichem Interesse ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Unser gemeinsames Interesse aber gilt den geistigen Gütern, um deren Werthstellung es sich

handelt. Ja, um noch näher an das anzuknüpfen, was uns zu einer echten Gemeinschaft verbindet, so lassen Sie mich heute von dem Gute der Freundschaft reden, und zwar von der besonderen Bedeutung, welche dieselbe im Alterthume für die sittliche Erziehung, für die wissenschaftliche Bildung und für das bürgerliche Gemeinwesen gehabt hat.

Der Werth der geistigen Güter wird nicht auf dem Markte des Lebens festgestellt, sondern in dem engeren Kreise derer, welche den Trieb nach sittlicher Vervollkommnung in sich tragen und pflegen. Diesem Triebe steht ein anderer feindlich gegenüber, das ist der Trieb der Selbstsucht. Der sittlich rohe Mensch stellt sich in den Mittelpunkt der Welt und weist, je nachdem er geartet ist, durch Gewalt oder List, Alles zurück, was seinen Eigenwillen hemmt. Diese Eigenwilligkeit muß ein Gegengewicht haben, wenn die menschliche Gesellschaft nicht ein Kampfplatz entfesselter Leidenschaften werden soll. Die Gesellschaft schützt sich gegen die Anmaßungen der Einzelnen durch die Sitte, welche der Wille der Gesammtheit feststellt; die Sitte wird im Gesetze anerkannt und seinen Satzungen müssen sich Alle unterordnen, welche an den Vortheilen der Gemeinschaft Theil nehmen wollen; die Einen aus innerer Uebereinstimmung, die Anderen aus Furcht vor der Strafe. Das Gesetz erzieht den Menschen. In der verständigen Unterordnung unter dasselbe lernt er die Tugend, welche die Griechen für die Grundtugend hielten, die Sophrosyne, die Tugend des Maßhaltens, der weisen und besonnenen Selbstbeschränkung in Wort und Handlung. Er wird ein gerechter Mensch. Aber diese Gerechtigkeit ist nur eine äußerliche; sie hemmt den Ausbruch der Selbstsucht, aber den Trieb kann sie nicht entfernen. Das eigentlich sittliche Bedürfniß bleibt also unbefriedigt.

Die Religion giebt dem Rechte eine höhere Weihe. Die Götter schützen das, was nach Kenntnißnahme ihres Willens Recht im Staate geworden ist, die Gottesfurcht unterstützt die Ehrfurcht vor den Gesetzen. Es stellt aber die Religion auch ihre eigenen Forderungen an den Menschen. Sie verlangt, daß er die Götter über sich anerkenne, sie vor den Menschen

bekenne, ihnen huldige und von jeder Lästerung und Entweihung sich fern halte; also sie nimmt auch ihrerseits den Trieb der Selbstsucht in heilsame Zucht und übt die Tugend der Sophrosyne in einer höheren Sphäre, als der einer bloß bürgerlichen Gesetzlichkeit. Die Götter verlangen eine höhere Reinheit. Apollo straft den, der sich erfrecht, mit den Wünschen unreiner Selbstsucht seinem Orakel zu nahen.

Trotzdem war die griechische Religion auch auf ihrer höchsten Stufe, der des delphischen Apollodienstes, außer Stande, den Menschen frei zu machen vom Joche der Selbstsucht. Wohl demüthigte sich der religiöse Mensch in Opfer und Gebet vor den unsichtbaren Gewalten, wohl fühlte er bei allen großen und kleinen Angelegenheiten die Unentbehrlichkeit göttlicher Hülfe; auch näherte ihn die Kunst den Göttern und zeigte ihm im Antlitze des olympischen Zeus die Fülle seiner Macht und Gnade, aber die Triebe des menschlichen Herzens wurden nicht umgewandelt; dazu erschöpfte sich das Wesen der Religion zu sehr in äußerlichem Thun. Es muß aber ein Innerliches sein, was den Menschen wahrhaft frei macht, ein neues Lebensgesetz, welches das alte verdrängt, das ihn lehrt sich selbst zu finden, indem er sich verliert, und durch volle Hingabe erst recht sein eigen zu werden. Nur durch die Liebe ist eine rechte Ueberwindung der Selbstsucht möglich, und da von einer Liebe der Gottheit zum Menschengeschlechte die alte Welt kein Bewußtsein hatte, so konnte auch ihre Frömmigkeit keine Gegenliebe sein und ihre Religion keine persönliche Hingebung veranlassen.

Um so wichtiger waren nun die menschlichen Beziehungen, die Stätten gegenseitiger Menschenliebe. Und wie hoch stand den Alten der Herd des Hauses, der heilige Mittelpunkt der Familie, wie lebten sie auch mit den abgeschiedenen Hausgenossen in treuer Gemeinschaft fort, und wie ängstlich sorgte jedes Gemeinwesen dafür, daß kein Herdfeuer erlösche! Wie für die Altäre des Landes, kämpften die Bürger für den Herd ihrer Wohnhäuser, durch welchen sie sich mit dem Vaterlande unauflöslich verbunden und der vollen Bürgerehren

theilhaftig wußten. Aber hier erkennen wir auch den eigenthümlichen Standpunkt der Alten. Die Ehe ist nur möglich auf dem Boden der staatlichen Gemeinschaft, und sie ist für die Erhaltung derselben unentbehrlich. Sie gehört also nicht in die Sphäre dessen, was der Neigung des Einzelnen anheimgegeben ist; sie ist eine Bürgerpflicht, von deren Erfüllung die bürgerliche Stellung abhängig ist. Persönliche Beglückung und sittliche Veredlung sind wenigstens nicht die Zielpunkte der Eheschließung; darum war dieselbe eine Sache der nüchternsten Erwägung, und es schien bedenklich, ja ungehörig, Herzensstimmungen darauf einwirken zu lassen. Die Frau hatte keine ebenbürtige Stellung neben dem Manne, die Familie war nur die erweiterte Persönlichkeit des Hausvaters, die Liebe desselben zu den Seinigen also nur eine feinere Art von Selbstliebe.

Die Liebe, welche den Eigenwillen überwinden soll, muß eine durchaus freie sein, unabhängig von Naturtrieben und äußeren Rücksichten, ein Bund gleich geordneter Persönlichkeiten, und darauf beruht nun die besondere Bedeutung der Freundschaft im Alterthume, daß sie für die höchsten Zwecke menschlicher Ausbildung, auf welche, wenn auch unbewußt, jede unverdorbene Menschenseele hinstrebt, das ersetzte, was uns Religion und Familienleben ist. Die Alten haben Ehebund und Freundschaftsbund niemals auf gleiche Stufe gestellt und wenn sie verglichen, so haben sie im Sinne David's geurtheilt, wenn er zu seinem Jonathan sagte: Deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen, denn Frauenliebe ist. Ja man kann sagen, daß nur hier ein freies, von allen äußeren Rücksichten unabhängiges, Verhältniß gegeben war, in dem der Mensch ganz aus sich heraustreten konnte, ein volles Verhältniß menschlicher Gegenseitigkeit, ein freies Geben und Nehmen. Also kamen die höchsten Tugenden, Wahrhaftigkeit und Treue, Liebe und Selbstverläugnung, nur hier zu voller Wirksamkeit, in ihr überhaupt das sittliche Leben zu seiner reichsten Entfaltung.

Auch die Sprache giebt uns lehrreiche Winke über die eigenthümliche Auffassung des Freundschaftsbegriffs bei den

Griechen. Philos heißt »lieb« und ist in diesem Sinne von so umfassender Bedeutung, daß es Alles, was uns ans Herz gewachsen, ja Alles, was uns zu eigen geworden ist, bezeichnet, so daß es fast nur ein gemüthlicherer Ausdruck für die besitzanzeigenden Fürwörter geworden ist. Zweitens bezeichnet es die thätige Richtung des Gemüths auf den Gegenstand des Wohlgefallens, es hat also schon an und für sich einen anmuthigen Doppelsinn, »lieb und liebend.« Auch im zweiten Gebrauche macht die Sprache einen feinen Unterschied. Als Eigenschaftswort bezeichnet philos eine Herzensstimmung, welche vorübergehend und auch einseitig kein kann, als Substantiv aber gleichsam den Stand, in welchen ein Mensch eingetreten ist, das dauernde Verhältniß der Freundschaft, welches nur als ein gegenseitiges gedacht werden kann.

Daraus folgt schon, daß Philia ein viel weiterer Begriff ist als »Freundschaft,« während andererseits Eros viel enger ist als unser »Liebe.« Philia ist die erfolgte Aneignung, die wohlbegründete Uebereinstimmung, der sichere Besitz des Geliebten, während Eros das einseitige Verlangen ist und eine begehrliche, von Sinnlichkeit getrübte Aufregung des Gemüths. Dem Eros ist die Eris verwandt; er bringt Unruhe und Verwirrung, während mit dem Begriffe Philia der des Friedens, der Klarheit und Heiterkeit verbunden ist.

Diese Philia ist die eigentliche Seele des antiken Lebens. Sie giebt demselben einen Hauch der Gemüthlichkeit, welcher sich wie ein zarter Duft über die klare Gestaltenwelt des Alterthums ausbreitet und uns mehr als alles Andere anzieht. Sie ist das unserm Wesen Verwandteste; sie vertritt das, was der neueren Welt die Romantik ist, den Zug von Schwärmerei, welche auf dem Frauendienste und dem Werben um Frauenminne beruht.

Darum hat sie auch die Dichtung der Hellenen beseelt. Homer ist nie schwungvoller und ergreifender, als wenn er die Freundschaft von Achilleus und Patroklos besingt, und mitten unter dem wüsten Getümmel selbstsüchtiger Leidenschaften, welches das Lager der Achäer erfüllt, ist diese Liebe wie eine

Oase, auf welcher unser Blick mit Freude ruht, wo sich das Menschenherz in seinen Tiefen aufschließt. Die Freundesliebe ist der mächtigste aller Triebe, er durchbricht alle anderen Rücksichten, er bricht auch den Bann des Hades.

Bei Nacht weilt der Schatten des Patroklos am Lager des Genossen und fliegt im Kampfe seinem Wagen voran. Achill gelobt auch im Reiche dumpfer Vergeßlichkeit dem Freunde Treue zu halten, und zum Zeichen ungestörter Vereinigung werden ihre Aschenreste in einem Gefäße bestattet. Dies ist kein erdichtetes Zeichen schwärmerischer Zärtlichkeit, sondern auch in der geschichtlichen Zeit sehen wir mehrfach, welchen Werth Freunde darauf legten, neben einander im Grabe zu ruhen. So kamen Pythagoreer nach Theben, um die Gebeine des Lysis heim zu holen, weil sie glaubten, er müsse, um wohl zu ruhen, unter seinen Genossen bestattet sein, und die Gräber der Freunde Philolaos und Diokles waren so angelegt, daß man von einem zum andern hinübersehen konnte.

Darum stellte Polygnotos auf seinem delphischen Gemälde die Freunde dar, wie sie zu traulichen Gruppen in der Unterwelt vereinigt waren. Denn auch die bildende Kunst hat die Freundschaft verherrlicht, nicht in frostiger Allegorie, sondern in lebenswarmen Gestalten. So finden wir auf einem anmuthigen Bilde Achilleus sorgsam bemüht, seinen verwundeten Gefährten zu verbinden; so sehen wir auf der Ficoronischen Cista, welche in leicht geritzten Umrissen ein bewundernswürdiges Bild des hellenischen Lebens vor uns aufrollt, unter den Argonauten zwei Jünglinge dargestellt, deren Einer den Arm um den Nacken des Andern legt, das lieblichste Bild zärtlicher Zuneigung. So stehen in stattlicher Marmorgruppe Orest und Pylades bei einander, zu gemeinsamer That sich rüstend, und in ganz entsprechender Gruppe hat die Kunst auch Orestes und Elektra dargestellt, die Geschwister als Freunde, wie schon Homer den Familienbanden die Freundschaftsverbindungen gleichgestellt, und auch die Gattenliebe wird auf den Denkmälern der alten Kunst wesentlich als ein Bund der Freundschaft dargestellt.

Es lag im Volkscharakter der Griechen tief begründet, daß die Freundschaft eine so hervorragende Bedeutung hatte und daher auch für andere Liebesverhältnisse den Typus hergab. Sie entsprach unter allen engeren Verbindungen am meisten dem angestammten Sinne für Gleichheit, welcher sich beeinträchtigt und selbst verletzt fühlte, wenn man das empfangene Gute nicht in vollem Maße zurückgeben konnte. Man wollte dem Freunde so wenig im Wohlthun, wie dem Feinde im Schadenthun nachstehen. Dies hängt wieder mit der Lust des Wetteifers zusammen, welche die Spannkraft des Hellenenvolks war, mit dem geselligen Triebe desselben und der Freude am Austausche der Gedanken wie an dem gemeinsamen Bestehen von Gefahren, wenn es galt, unberechtigte Zumuthungen und Angriffe zurückzuweisen. Ja, die Freiheitsliebe war die rechte Luft, in welcher die Freundschaft Gedeihen fand, und so sehen wir, wie alle die Eigenthümlichkeiten, welche den Hellenen vom Barbaren unterscheiden, dazu angethan waren, der Freundschaft eine besondere Geltung zu sichern.

Sie war ein Grundpfeiler des Volkslebens, ein heiliger Erbbesitz, welcher wie alle volksthümlichen Stiftungen seine heroischen Vorbilder und Stifter hatte. Sie war nicht bloß ein Genuß, ein lieblicher Schmuck des Lebens, eines der Glücksgüter, das man dankbar hinnimmt, wenn man einmal ein Sonntagskind ist, sondern ein unentbehrlicher Bestandtheil, das tägliche Brot des sittlichen Lebens, das wesentliche Gegenmittel gegen alle Anwandlungen von Engherzigkeit und Selbstsucht, ein Sporn der Tugend — denn nur durch sie kann man Freunde haben und nur gute Menschen können Freundschaft halten.

So ersetzte die Freundschaft das, was der Religion der Alten an ethischer Kraft abging; sie wurde selbst eine Art Religion, denn göttlicher Führung fühlte man sich hier am meisten bedürftig. Gott schafft die Freunde für einander, und er muß sie zusammenbringen. Die Freundschaft ist das Band der Edelsten im Volke, und die Hellenen liebten es so sehr,

sich Geistesverwandte als Freundespaare zu denken, daß sie auch solche Männer als Freunde auffaßten, welche durch Zeit und Raum weit von einander getrennt waren, wie Lykurg und Homer, König Numa und Pythagoras.

Die Freundschaft blieb die ganze Geschichte hindurch der Prüfstein hellenischer Tugend; wer hellenisch gesinnt sein wollte, mußte sich durch sie bewähren. Das fühlte auch der große Macedonier, als er die Mission antrat, die hellenische Tugend über die Gränzen von Hellas hinaus zu einem Gemeinbesitze der gebildeten Menschheit zu machen, und erneuerte selbst in seinem Bunde mit Hephästion das Vorbild der Freundschaftsbündnisse heroischer Zeit. »Auch dieser ist Alexander,« sagte er von ihm, als bei einer Begrüßung der Freund mit dem Könige verwechselt wurde. Er blieb ein guter König und ein edler Hellene, so lange er es verstand, Freund zu sein. Auch das griechische Volk büßte seine Ehre ein, als die Freundschaft aufhörte, eine sittliche Macht zu sein. Die Philia wurde zur Polyphilia, zur Vielfreundschaft, d. h. sie entartete in ein ehrsüchtiges Streben nach Anhang und Parteimacht.

Wenn die Freundschaft so mit dem tiefsten Grunde des sittlichen Bewußtseins verwachsen war, so mußte auch die Philosophie der Griechen, so wie sie die einseitige Naturbetrachtung aufgab und eine ethische wurde, ihr eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Die Ethik ging ja, wie die Physik, von gegebenen Thatsachen aus, von den Formen, Kräften und Gesetzen des sittlichen Lebens, wie es im Volke sich darstellte, und da mußte die Idee der Freundschaft einer der fruchtbarsten Gegenstände ethischer Untersuchungen werden. Denn wenn diese sich vorzugsweise um die Begriffe der Tugend, der Pflicht und der geistigen Güter bewegten, so trafen hier alle drei Gesichtspunkte zusammen, und hier konnte am Besten von allgemein Verstandenem und Zugegebenem zu wichtigen Folgerungen fortgeschritten werden.

So erklärt sich die Thatsache, daß von Sokrates an die Philosophie sich so eingehend mit der Freundschaft beschäftigt und sie zum besonderen Gegenstande der sorgfältigsten Unter-

suchungen gemacht hat, ja, daß auch diejenigen Philosophen, welche im Ganzen die geistigen Güter entwertheten, wie die Epikuräer, ängstlich bestrebt waren, die Vereinbarkeit ihrer Ethik mit der Freundschaft zu erweisen.

Die Freundschaftslehre ist das rechte Erkennungszeichen der hellenischen und jeder hellenisirenden Ethik, und auf keinem Gebiete ist das, was das Volksbewußtsein in Spruch und Sitte ausgeprägt hatte, so wie hier als gute Münze in den Gebrauch der Wissenschaft übergegangen. Es kam nur darauf an, das ursprüngliche Gepräge recht kenntlich zu machen, den Schmutz zu entfernen, dem nichts entgeht, was im Leben Umlauf hat, das gemeine Bewußtsein zu erheben und das Volk aus seiner eignen Sitte zu belehren. Und wie merkwürdig ergänzen sich hierin die drei großen Philosophen!

Sokrates faßt die Freundschaft von ihrer praktischen Seite auf und benutzt die Uebereinstimmung Aller über die Unentbehrlichkeit derselben im Haushalte des menschlichen Daseins, um recht handgreiflich nachzuweisen, wie auch der Nothbedarf des Lebens mit dem sittlich Guten unzertrennbar verbunden sei.

Platon geht auf die Keime zurück, aus denen in der Tiefe der Seele Liebe und Freundschaft mit Naturnothwendigkeit entstehen; er knüpft an den im Volke weit verbreiteten Erosdienst an, um die Liebe als die Grundkraft des sittlichen Lebens zu verherrlichen. Sie ist der treibende Keim des Göttlichen im Menschenherzen, die Sehnsucht, die ihm inmitten der irdischen Dinge keine Ruhe gönnt, und wenn diese Sehnsucht nicht unstät hin- und herflattert, von Trugbildern getäuscht, wenn sie nicht ausartet in eine krankhafte Sentimentalität, die nur sich selbst sucht, wenn sie durch Besonnenheit auf ihr rechtes Ziel geleitet und durch Gemeinschaft mit Gleichgestimmten im kräftigen Emporstreben gestärkt wird: dann wird sie die eigentliche Schwungkraft der Menschenseele, vermöge welcher sie sich aus der Zeitlichkeit und Leiblichkeit in die Gemeinschaft der Gottheit erhebt.

Während die platonische Lehre ganz von der Idee der Liebe durchdrungen ist und alle sittliche Vollkommenheit auf

Liebe und Freundschaft zurückgeführt wird, verfährt Aristoteles in der Weise, daß er die Freundschaft wieder von ihrer realen Seite, als ein durch die Natur gegebenes, durch die Sitte ausgebildetes Verhältniß des geselligen Lebens erörtert. Mit dem prüfenden Auge eines Naturforschers untersucht er sie in allen ihren Erscheinungsformen, er giebt gewissermaßen eine Physiologie und Pathologie der Freundschaft. Es ist der populärste Theil seiner Philosophie, und man fühlt der liebenswürdigen Wärme seiner Darstellung an, wie er hier recht auf dem Boden volksthümlicher Anschauungen steht, welche er nur zu ordnen und zu verbinden, tiefer und fruchtbarer zu machen sucht. Als echter Grieche hält er an der Gleichheit als der nothwendigen Freundschaftsbedingung fest, und darum müssen, wenn nicht eine höchst seltene Ausgleichung des bestehenden Standesunterschiedes eintritt, die irdischen Machthaber, welche sonst auf der Höhe des Lebensglücks und im Ueberflusse der Güter zu stehen scheinen, doch das Köstlichste aller menschlichen Güter entbehren, dessen sich der Aermste und Niedrigste in vollem Maße erfreuen kann.

Wenn die volksthümliche Idee der Freundschaft von der Philosophie also verwerthet worden ist, so liegt schon darin ausgesprochen, daß jene Idee über den engeren Kreis der sittlichen Lebensrichtungen hinausreichte, daß sie in das Gebiet des Wissens eingriff und mit dem Erkenntnißtriebe in Verbindung trat. Die Alten wollten ja von solcher Unterscheidung überhaupt nichts wissen. Wenigstens als zuerst mit voller Energie eine das Menschenleben erfassende Philosophie zum Durchbruche kam, da wollte man um keinen Preis das geistige Leben in zwei Hälften aus einander gehen lassen; da sollte keine Kluft zwischen Erkenntniß und Sittlichkeit, zwischen Denken und Wollen sein. Ohne Wissenschaft keine Tugend, keine Tugend ohne Wissen! Beides kann ja nur Eines zum Gegenstande haben, das Gute, und auf dies Eine hin sollen ungetheilt alle Muskeln der geistigen Kraft gespannt sein. Nur in dieser Vereinigung aller Kräfte des Bewußtseins ist die Vollendung des geistigen Lebens zu suchen. Wen fesselt

nicht diese kühne Forderung, wen ergreift nicht die unvergängliche Wahrheit, die in ihr liegt?

Freilich haben auch die Hellenen diesen Standpunkt nicht festzuhalten vermocht. Denn so wie sich das Nachdenken auf solche Gebiete erstreckte, wo die unmittelbare Beziehung auf das sittliche Verhalten wegfiel, da mußten die Sphären des Denkens und des Handelns sich trennen. Aber so weit blieb Platon dem sokratischen Standpunkte vollkommen treu, daß er das Erkennen vom Kerne der Persönlichkeit nicht ablöste; das Licht der Erkenntniß soll den ganzen Menschen erfüllen, und wenn später die Aufgaben der theoretischen und praktischen Thätigkeit auch in größrer Breite auseinander treten, so hat doch selbst Aristoteles den Boden sokratischer Lehre, den eigentlichen Mutterboden hellenischer Lebensweisheit, nicht ganz verlassen. Auch ihm vereinigen sich beide Richtungen in einer Spitze.

Unter diesen Umständen versteht man vom griechischen Standpunkte aus die Bedeutung persönlicher Zuneigung, auch wo es sich um Wissenschaft handelt. Die Wissenschaft ist keine Waare, welche an einen beliebigen Empfänger versendet werden kann, um von diesem ohne Weiteres in seinem Hauswesen verwerthet zu werden. Auch giebt der Lehrende nicht vom Katheder herab, was er gerade von dem Vorrathe seines Wissens abzuheben für gut findet, und überläßt es dem Zufalle, ob das Gegebene das gerade Passende sei und ob es richtig aufgefaßt werde. Nein, der wahre Lehrer giebt sich, seine Person, seine ganze Person, und der rechte Zuhörer wünscht, wie Sokrates dem Agathon sagt, daß die Weisheit ihm so zu eigen werde, wie aus dem volleren Becher das Wasser durch einen Wollenfaden in den leereren hinüberfließt, bis in beiden das gleiche Maß vorhanden ist. So ist alles wahre Lehren auf Geben und Nehmen, auf volle Gegenseitigkeit und Gemeinsamkeit des Besitzes, auf persönliches Zusammensein, auf Liebe und Freundschaft gegründet. Was trieb denn jenen wunderlichen Mann in Athen, auf allen Straßen und Plätzen umherzugehen, und die Leute am Mantel zu zupfen

und mit Diesem und Jenem ein Gespräch anzuknüpfen? Warum setzte er sich dem Gelächter, der Verspottung und schnöden Zurückweisung aus? Er hoffte doch unter Hundert oder Zweihundert Einen zu finden, welcher ihm seine Seele hingebe, der ihm etwas mitzutheilen oder von ihm zu empfangen habe, der einen Wissenstrieb in sich fühle, welcher richtig gepflegt als Keim eines neuen Lebens sich hervordränge, anfangs ängstigend und verwirrend, dann aber doch der Ursprung eines hohen Menschenglücks. So wurde die Wißbegierde ein Trieb zur Freundschaft und die Freundschaft wiederum der Anfang fruchtbarer, segensreicher Belehrung; ein Anfang, welcher durch keinen anderen ersetzt werden konnte.

Aber nicht nur die Erweckung bedurfte der Freundschaft, sondern auch die Pflege des angeregten Wissenstriebes. Viele der Seelen, die gewonnen waren, wandten sich wieder ab vom stillen Platze der Selbsterkenntniß, auf welchen sie Sokrates gestellt hatte, durch den Strom des Lebens wieder fortgerissen; Andere aber blieben, Wenige, aber eine treue Schaar, eine Gruppe von Freunden, wie Hausgenossen um einen Herd versammelt, dessen heilige Flamme sie nicht erlöschen lassen wollten.

Noch mehr als bei den Sokratikern, war bei den Pythagoreern die Freundschaft mit der Forschung eng verbunden; was dort freier Anschluß war, galt hier als Satzung. Daher hieß Pythagoras der Gesetzgeber der Freundschaft, und durch eine ordensmäßige Verpflichtung war hier die Gemeinschaft der geistigen Güter auch auf die leiblichen ausgedehnt. Die Sophisten standen isolirt, weil Jeder etwas für sich sein und gelten wollte, weil sie Kenntnisse und Fertigkeiten feilboten, welche äußerlich übernommen und angelernt werden konnten. Je tiefer aber eine Philosophie den ganzen Menschen ergriff, um so mehr war die Freundschaft die nothwendige Form der Mittheilung und der Bewahrung.

Die Freundschaft ging mit der griechischen Bildung zusammen in andere Länder hinüber und verband diejenigen unter einander, welche es zu ihrer Aufgabe machten, die aus-

wärtige Bildung in ihrer Heimath einzubürgern, wie die Männer des scipionischen Kreises, in welchen uns Cicero's Schrift von der Freundschaft versetzt. Griechen und Römer, Imperatoren und Philosophen waren in traulicher Genossenschaft vereinigt, eine neue Geschmacksbildung festzustellen; es mischte sich die Aristokratie der Geburt mit der des Talents. Denn auch darin ist die Freundschaft der Alten ein wesentliches Förderungsmittel der Bildung gewesen, daß sie die schroffen Gegensätze der Gesellschaft ausglich und Menschen der verschiedensten Herkunft und Lebensstellung zu gemeinsamer Thätigkeit vereinigte. So finden wir den afrikanischen Freigelassenen als Lustspieldichter wohl angesehen im Hause des Scipio Aemilianus, so treffen Athener und Thebaner harmlos bei Sokrates zusammen; als Zuhörer Platon's befreundet sich Hermias der Bithyner mit Aristoteles, und diese Freundschaft dauerte fort, als Hermias aus einem Sklaven Herrscher von Atarneus und Assos geworden war.

So geht die Freundschaft in enger und einflußreicher Verbindung neben der Wissenschaft her, und mit feinem Sinne hat der Künstler, welcher die »Apotheose Homer's« gebildet hat, unter den Gruppen, welche dem Altmeister huldigen, die allegorischen Figuren der Freundestreue und der Weisheit, Pistis und Sophia, als zwei sich umschlungen haltende Gefährtinnen dargestellt.

Endlich muß die Philia, wenn sie ein solcher Grundzug des griechischen Lebens war, der Antrieb zur Erkenntniß wie zur Tugend, auch im Staatsleben sich bezeugt haben, denn alle besten Kräfte waren ja dem öffentlichen Leben zugewendet. Darum mußte die Freundschaft auch die Grundlage der politischen Tugend sein, und je sorgfältiger der Staatsorganismus ausgebildet war, um so mehr waren die im Menschenherzen wurzelnden Kräfte, die Bande persönlicher Zuneigung zwischen Bürgern und Bürgersöhnen wie zwischen Altersgenossen, für das Interesse des Staats verwerthet. Und zwar waren es, dem hellenischen Sinne gemäß, auch hier nicht die von Natur gegebenen Verhältnisse, welche für das Gemeinwesen benutzt

und geregelt wurden, sondern freie Verbindungen, Wahlverbindungen. So wählte sich in Kreta und Sparta der gereifte Mann einen Knaben, welchen er im Geiste der Verfassung, in der Sitte des Landes und in der Waffenkunst aufzog. Er sollte ihm, wie der griechische Ausdruck sagt, den Geist des Gemeinwesens »einhauchen« und der Knabe durch persönliche Hingabe an seinen väterlichen Freund in den Staat hineinwachsen; sie war das gesetzlich verordnete Bildungsmittel der Jugend. Aber auch die Erwachsenen lebten mit einander in genossenschaftlichen Kreisen und lagerten auch im Frieden wie Zeltgenossen bei einander, um stets eingedenk zu sein, daß jeder Einzelne erst der Gemeinde und seinen Gefährten angehöre, und dann seinem Hause. In der Schlacht standen die durch Freundschaftsschwur Verbundenen bei einander und dem Eros galt das Opfer, welches den Kampf eröffnete.

So ruhte des Staates Heil auf der Freundschaft, welche in größeren und kleineren Kreisen seine Mitglieder vereinigte; sie war das Palladium des Staats, und während sonst überall ein strenges Gesetz waltete und die Bewegung des Eigenwillens eng umschränkte, so war hier in wohlverstandenem Staatsinteresse volle Freiheit gelassen, weil man die Kraft der Liebe im Staate nicht entbehren wollte, und diese ihrer Natur nach nur in der Luft der Freiheit gedeihen kann. Hier behielt das Menschliche sein Recht und schützte den Staat vor Erstarrung in seelenlosem Mechanismus.

Aehnliche Ideen, wie die in Kreta und Sparta verwirklichten, waren in den Pythagoreern lebendig, deren Weisheit ja auf denselben pythischen Gott zurückgeführt wurde, welchen auch die dorischen Staaten als ihren Gesetzgeber verehrten. War hier die Freundschaft von Anfang an der Eckstein des Staatswesens, so war es dagegen das Ziel pythagoreischer Freundschaft, eine bestehende Staatsgesellschaft sittlich zu erneuern, indem die besten Bürger sich zusammenschlossen, um in ihrer Mitte das wahre Volksthum zu pflegen, wie die Essener im Volke Israel, und von sich aus den politischen Geist zu verbreiten, der den Staat retten sollte. Aus den

Colonien wurden die Keime pythagoreischer Politik wieder nach dem Mutterlande gebracht und fanden in Theben ein neues Gedeihen. Epaminondas und Pelopidas sind die Musterbilder einer Freundschaft, welche im Stande war, einen kleinen verkommenen Staat groß und berühmt zu machen, und an die heilige Schaar der thebanischen Freunde knüpfen sich die letzten Erinnerungen griechischer Freiheitskämpfe.

Das waren einzelne Verwirklichungen des hellenischen Ideals, aber die Ueberzeugung ging durch alle Staaten und Stämme hindurch, daß der Bürger Freundschaft die erste Bedingung des Gemeinwohls sei. Aller Orten waren es die Uebungsplätze der Jugend, welche zugleich die Stätten der Freundschaft, der Verfassungstreue und Freiheitsliebe waren, und deshalb hatten die Tyrannen, wo sie immer in Griechenland auftraten, nichts Eiligeres zu thun, als die städtische Ringschulen zu schließen. Ferner dienten die öffentlichen Feste, die gemeinsamen Speisungen der Bezirksgenossen dazu, den Geist brüderlicher Genossenschaft unter den Bürgern zu stärken. Die Gesetzgeber, sagt Aristoteles, bemühen sich mehr um die Freundschaft, als um die Gerechtigkeit; denn wenn die Bürger Freunde sind, bedarf es nicht der Gerechtigkeit.

Also war die Freundschaft das oberste Staatsgesetz; sie war die höhere sittliche Ordnung, in welche die äußere Pflichttreue und Gesetzlichkeit sich verklärte, und es waltete der staatenhütende Zeus als Freundschaftsgott, als Zeus Philios, segnend über den Staaten. Ja es war den Griechen die Freundschaft ein allgemeines Weltgesetz, und sie konnten sich den Staat im Olymp so wenig wie den irdischen Staat ohne Freundschaft denken. Wo sie nicht ist, da ist Dunkel und Chaos; nur durch sie besteht im Himmel und auf Erden Maß und heitere Ordnung und Gesetz. In der Freundschaft bewährt sich die Tugend des Einzelnen, auf ihr beruht der Bestand der Gesellschaft. Darum ist auch bei Aristoteles die Philia der Abschluß der Ethik und das bindende Glied, durch welches mit der Ethik die Lehre vom Staate zusammenhängt. Es

wird schwer sein für die Wissenschaft der Politik eine bessere Anknüpfung, eine würdigere Begründung zu finden.

Eine solche Bedeutung für Sittlichkeit, Wissenschaft und öffentliches Leben hat die Freundschaft in späteren Zeiten nicht wieder gehabt. Das Verhältniß der geistigen Güter zu einander mußte ein wesentlich anderes werden, seitdem die Ehe, die Familie, die religiöse und staatliche Gemeinschaft sich in neuer Weise gestaltet haben. Die Kräfte, welche die Freundschaft nährten, sind in andere Formen des sittlichen Lebens übergegangen. Ja an sich ist die Freundschaft der Hellenen etwas so Beschaffenes, daß für sie in unserer Sitte gar kein Platz zu sein scheint. Denn zu der antiken Freundschaft gehört als nothwendiger Gegensatz die Feindschaft. Wer keinen Feind hat, sagten die Alten, der hat auch keinen Freund, und hielten den erst für einen rechten Mann, welcher seinem Freunde Freund und seinem Feinde Feind zu sein, der Gutes wie Böses zurückzugeben wisse. Wie verträgt sich das mit der allgemeinen Menschenliebe, welche die Seele christlicher Ethik ist?

Dann ist auch die Stellung der einzelnen Tugenden eine ganz andere geworden. Sie stehen nicht mehr so gesondert, so selbständig, in so plastischen Umrissen vor unserm Bewußtsein; sie verschwimmen in einander und werden mit Forderungen verbunden, welche außerhalb des eigentlichen Gebiets der Sittenlehre liegen. Während die Religion im Alterthume die Ethik freiließ, ist die neuere Ethik von der Glaubenslehre abhängig, und so werden auch die einzelnen Tugenden in ihrer Unabhängigkeit beeinträchtigt. Endlich noch ein großer Unterschied. Den Alten war die Ausbildung der irdischen Verhältnisse Alles. Sie ahnten ein Jenseits, sie glaubten an eine Vergeltung, aber sie lebten für das Diesseits und wendeten ihre volle Energie der Gestaltung des öffentlichen Lebens zu. Daher hatten die geselligen Tugenden eine ganz andere Bedeutung, Politik und Ethik eine ganz andere Verbindung. Im Christenthume lag von Anfang an eine transscendentale Richtung. Der Mensch ist ein Pilger, der sich nicht zu tief einlassen darf mit einer Welt, die ihm fremd ist und sein soll;

er lebt hier, um sich in eine unsichtbare Reichsordnung einzubürgern, und gegen die Pflichten und Rechte dieses Bürgerthums erblaßt die Bedeutung der irdischen Ordnungen, also auch der Pflichten, die man für sie hat, und der Tugenden, welche sie fordern, also auch der Freundschaft.

So wie daher in der christlichen Welt Richtungen eintreten, welche sich dem Standpunkte griechischer Humanität mit Vorliebe zuwenden, wird auch sofort die Freundschaft wieder in ihre alten Rechte eingesetzt. Man denke an den Freundschaftscultus zur Zeit Petrarka's; es war die Romantik des Humanismus, welche sich als eine geistreiche Umgangsform erhielt, aber keine ethische Bedeutung gewann. Es waren aufgewärmte Empfindungen, denen die innere Wahrheit fehlte; man studirte sich die alten Tugenden ein und liebte sich nach Cicero's Lälius.

Die antike Freundschaft hat sich nie als Treibhauspflanze ziehen lassen. Sie war zu sehr mit dem ganzen Leben der Alten verwachsen, namentlich mit dem öffentlichen Leben. Dies war die stärkende Luft, welche die Freundschaft gesund erhielt und männlich. Daher ist ihr nichts unähnlicher, als jene weichliche Gefühlsschwelgerei moderner Dichterkreise, welche gerade dem öffentlichen Leben am fernsten standen.

Viel ernster und bedeutender für die Geschichte der antiken Freundschaftsidee war die Richtung, welche im englischen Deismus ihren Ausdruck fand. Hier führte die Bewunderung des Alterthums und seiner großen Charaktere zu einer prüfenden Vergleichung der christlichen Lehre und der alten Ethik; aus dem Vergleiche wurde ein offener Angriff auf das Christenthum, und namentlich wurde demselben die Vernachlässigung der Freundschaft zum Vorwurfe gemacht. Sie werde als ein Uebriges behandelt und ein Unwesentliches; sie werde vielleicht gar für schädlich geachtet, indem sie den Einzelnen in seinem Heilseifer aufhalte und zerstreue. Wenn aber Jeder nur für sein Seelenheil ängstlich besorgt sei, so sei das nichts als ein verfeinerter Egoismus, ein lohnsüchtiges Streben. Shaftsbury vermißt die Selbständigkeit der einzelnen Tugenden, die sich

einst wie Aeste eines starken Baums in der Luft der Freiheit und Gemeinsamkeit gestaltet hätten. Er will die Tugenden wieder frei machen von der Lehre; er zürnt dem Christenthume, das uns für großmüthige Freundschaft keinen Antrieb gebe und keine Muster aufstelle.

Schroffer ist der Gegensatz zwischen der alten und neuen Welt im Gebiete des Sittlichen nicht ausgesprochen worden. Ist er aber begründet? Sollte die christliche Welt in der That verkürzt und verarmt sein, gerade an den höchsten Lebensgütern, die in dem Boden der Liebe wurzeln? Ist doch das Christenthum selbst begründet worden in einem Jüngerkreise, welcher mit seinem Haupte zusammen das verklärte Bild der Freundschaft ist und gleichsam die Erfüllung alles dessen, was jemals durch Freundesbündnisse erstrebt worden ist, um Staat und Gesellschaft zu erneuern! Und fällt denn wirklich die Freundesliebe mit dem Feindeshasse? Haben nicht schon die Alten die höhere Wahrheit erkannt und Platon es offen ausgesprochen, daß es mit der Tugend unverträglich sei, Anderen Böses zu wünschen? Die Religion der Liebe kann unmöglich die Freundschaft aufheben, sie giebt jedem menschlichen Bunde erst die rechte Weihe; sie giebt uns auch erst die rechten Waffen, um Alles zu beseitigen, was die Freundschaft trübt und verletzt.

Merkwürdig ist, daß es ein Philologe war und zwar kein Geringerer als Richard Bentley, welcher das Evangelium gegen die Angriffe der Deisten vertheidigte und selbst Geistliche darauf hinweisen mußte, daß der griechische Freundschaftsbegriff im Neuen Testamente erweitert und verklärt werde; aus der Philia werde die »Philadelphia«, die Bruderliebe, und die »Agape« — das war das neue Wort für die christliche Liebe, welche nun an Stelle der Philia die Welt erfüllen und beseelen sollte. Die Tugenden der Alten, und namentlich die Freundschaft, waren die Lichtstreifen, welche der aufgehenden Sonne vorleuchteten. Die einzelnen Strahlen verschwinden, wenn die volle Sonne hinter den Bergen hervorgetreten ist. Aber sind sie darum weniger vorhanden, weil

sie in der Lichtfülle verschwinden? Sie sind da, nach wie vor, nur kräftiger, feuriger, belebender! Denn wenn dem ganzen menschlichen Streben höhere Ziele gesetzt sind, so müssen ja in demselben Maße alle geistigen Vereinigungen inhaltreicher und bedeutungsvoller sein. Der Mensch kann und soll dem Menschen mehr sein, als es je im Alterthume der Fall war.

Darum sind auch innerhalb der großen Verbrüderung die engeren Verbindungen gewiß nicht in ihrem Rechte beeinträchtigt. Als Freundespaare zogen die Boten aus, welche das Evangelium der Liebe in die Welt trugen, und als dasselbe zum zweiten Male an das Licht trat, waren es wiederum Freunde und Freundeskreise, welche nur in ihrem Zusammensein den Muth und die Kraft fanden, eine neue Epoche des christlichen Bewußtseins zu begründen. Solche Zeiten des Uebergangs, welche Heldenmuth verlangen, bedürfen auch im besonderen Maße der Freundschaft, der heroischen Freundschaft, wie sie Schleiermacher genannt hat.

Aber keine Zeit kann sie entbehren, denn jede trägt eine Zukunft in sich, deren Gewinn nicht ohne Kampf erworben werden kann. Kein menschlicher Kreis kann ohne sie bestehen, am wenigsten der Kreis deutscher Universitätsgenossen!

Ja gewiß sind unsere Universitäten vorzugsweise berufen, die Stätten der Freundschaft in ihrer von Zeit und Volksthum unabhängigen und ewigen Gültigkeit zu sein. Hier weht die Luft der Freiheit, der Gemeinsamkeit, des Wetteifers, in welcher die hellenische Freundschaft ihr Gedeihen fand. Sollen die Alten uns beschämen in der Werthschätzung der höchsten Menschengüter? Das sei ferne! Hier entscheidet sich ja der Jünglinge ganzes Leben nach der Art, wie sie Freunde suchen und finden, und der Segen, welcher auf der Arbeit der Männer liegt, hängt davon ab, wie sie Freundschaft halten können. Denn nur durch sie sind wir das Ganze, das wir sein sollen; nur durch sie ist es möglich, daß die Forschungen der Einzelnen sich gegenseitig fördern und beleben, daß unser Geist die volle Wahrheit ergreife und die Wissenschaft aus der Fachgelehrsamkeit zur rechten Weisheit sich erhebe. Darum soll die

Freundschaft bei uns und an uns in ihrer dreifachen Wirksamkeit sich vollkräftig bezeugen, in ihrer sittlich erziehenden, ihrer die Erkenntniß fördernden und endlich in ihrer das Heil des Vaterlandes begründenden Macht.

Ja hierin ist ohne Frage ihre Bedeutung am größten und hier kann ihr Segen am wenigsten entbehrt werden. Denn Staaten wie Völker bestehen durch das Band der Freundschaft. Sie ist die Lebenskraft, welche die verschiedenartigen Elemente zum Dienste des Organismus bindet; ihr Erlöschen ist der Tod desselben.

Wo aber soll diese staat- und volkerhaltende Liebe gepflegt werden, wenn nicht vor Allem bei uns? Wenn der Parteihader unablässig geschäftig ist, aufzulösen und zu trennen, was zusammengehört, wenn jedes Mittel benutzt wird, um die Andersdenkenden zu verketzern, wenn selbst der Name Gottes gemißbraucht wird, um gleichsam zu seiner Ehre den giftigen Samen von Haß und Mißtrauen auszustreuen: so sollen wir an unserm Theile nicht müde werden, zu sammeln und zu bauen und zu stärken den Geist der Eintracht und des Vertrauens. Die großen Entscheidungen der Volksgeschichte liegen nicht in vorübergehenden Parteisiegen noch in einzelnen Ereignissen, welche die Tagesblätter füllen, sondern in dem sittlichen Verhalten des Volks, in der Stärkung seines Rechtsgefühls, in der Pflege seiner geistigen Güter, in der wachsenden Gewißheit, daß über allen Gegensätzen, die sich noch bekämpfen, wie ein fester Stern das Bewußtsein einer unverbrüchlichen Gemeinschaft steht.

XII.

Die Gastfreundschaft.

Der heutige Tag ist ein Festtag, an welchem die öffentlichen Anstalten des Vaterlandes sich alle als Glieder eines Ganzen fühlen und jede in ihrer Weise die Freude darüber ausdrückt, daß auch sie unter der Obhut eines geliebten Königs am Gedeihen des Staats ihren Antheil habe; ein Tag, an welchem jede ein Zeugniß davon ablegen möchte, daß sie ihres Berufs froh und ihrer Aufgabe sich wohl bewußt sei.

Der Beruf einer Universität ist es, das wissenschaftliche Leben in seiner Gesammtheit darzustellen, aber nicht bloß das der gegenwärtigen Generation; denn die Wissenschaft ist auch das Gedächtniß des Menschengeschlechts; sie will nicht bloß Neues und Neustes bringen, sondern auch dem früher Gedachten nachdenken, damit von dem einmal gewonnenen Schatze der Erkenntniß des Wahren und Guten kein Goldkörnchen verloren gehe, und dabei, scheint mir, hat es immer einen besonderen Reiz, dasjenige zur Anerkennung zu bringen, was sich als echtes Gold seit Anfang der Menschengeschichte bewährt hat, denn das ist das echt Menschliche, welches auch durch das Licht der göttlichen Offenbarung nur noch mehr zu Ehren gekommen ist; das sind die ewigen Wahrheiten, in deren dunklerer oder hellerer Erkenntniß die Erleuchteten aller Jahrhunderte gewandelt haben, die Blüthen des sittlichen Lebens,

welche unter günstigen Verhältnissen bei allen Völkern zur Entfaltung gekommen sind, die Erbgüter oder Erbtugenden des Menschengeschlechts, und wenn ich mich umschaue auf diesem Gebiete, so finde ich keinen Gegenstand, dessen Betrachtung uns die Macht des sittlichen Lebens in gleicher Klarheit vor Augen stellte, der zugleich mit dem Berufe einer deutschen Universität wie mit der Geschichte unseres Staats enger zusammenhinge, also auch der festlichen Veranlassung, welche uns heute vereinigt, würdiger wäre, als die Tugend der Gastfreundschaft.

Man rechnet sie wohl zu denen, welche fernen Zeiten und Ländern mehr angehören, als den unsrigen, aber das hat doch, so Gott will, keinen anderen Sinn als den, daß bei uns die Tugenden überhaupt nicht als besondere Kräfte oder Leistungen angesehen und geehrt werden, sondern mehr als Früchte eines Baums, einer gemeinsamen Wurzel des göttlichen Lebens im Menschen, entwachsen. Wenn also auch uns ein »herberget gerne« zugerufen wird, so ist das doch weniger eine einzelne Forderung, als eine Mahnung, die uns darauf aufmerksam macht, daß, wenn die Früchte des Baums fehlen, auch die Wurzel nicht gesund sein könne. Diese Gesammtanschauung einer ethischen Lebensordnung konnte den Alten nicht klar sein; bei ihnen sind die verschiedenen Tugenden freie Gestalten, jede für sich in festen Umrissen ausgeprägt.

Von diesem allgemeinen Unterschiede abgesehen zeigt sich nun gerade in Betreff der Gastfreundschaft eine merkwürdige Uebereinstimmung der heiligen Ueberlieferung bei allen höher gearteten Völkern. Wie der Gott des alten Bundes bei Abraham und Lot einkehrt, so ziehen auch die Götter der Hellenen als Fremdlinge ungekannt auf Erden umher und klopfen an die Thüren der Menschenkinder; wo sie aber Aufnahme finden und dienstfertige Aufmerksamkeit, lassen sie reichen Hausegen zurück.

So Zeus und Hermes bei Philemon und Baucis, deren Hütte sie vor den hereinbrechenden Fluthen schützen, wie die Zwerge des Grindelwalds die Häuser ihrer Gastfreunde; so

die Dioskuren bei Laphanes im arkadischen Hochlande, dessen Haus so herrlich gedeiht, daß fortan die Vorräthe nie versiegen und kein Wanderer vorübergelassen zu werden braucht. So die schmerzenreiche Demeter, welche, in ihrem Irrsal gastlich aufgenommen, die Hauskinder mit göttlicher Kraft nährt und den Segen ihrer Mysterien zurückläßt. Hier ist in den verschiedensten Formen ein Gedanke ausgeprägt, und zwar kein anderer als der, den das apostolische Wort ausspricht: Gastfrei zu sein vergesset nicht, denn durch dasselbige haben Etliche, ohne es zu wissen, Engel beherbergt.

Das ist gerade etwas Besonderes bei der Tugend der Gastfreundschaft, daß hier auch bei den Griechen Religion und Ethik in engem Zusammenhange stehen, wie er sonst nur selten zu Tage tritt. Zeus *fordert* sie und straft ihre Verabsäumung; sie wird als das sicherste Kennzeichen eines gottesfürchtigen Sinns angesehen, darum kleiden sich die Götter selbst in das menschliche Elend, um an sich zu erproben, wie man den Armen und Obdachlosen auf Erden begegne; darum wacht des Zeus Auge über sie und der Himmelskönig tritt für diejenigen ein, welche auf Erden Niemand haben, der sich ihrer annimmt. So wird aus dem verachteten Fremdling ein Gottesmann, ein Ehrwürdiger, dessen leiseste Kränkung dem Tempelfrevel gleich kommt; denn durch den Oelzweig in seiner Hand stellt er sich in die Hut des Gottesfriedens, in den Schutz des Zeus Xenios.

Als eine religiöse Verpflichtung wird die Gastfreundschaft auch von den Tempelinstituten empfohlen, theils durch fromme Legenden, welche den Segen der Götter bezeugen, theils durch die dem Gottesdienst dienende Kunst. So ließ man in der delphischen Pilgerhalle mitten unter den Gräuelscenen der Zerstörung Ilions die Familie der Antenoriden malen, welche, der Christengruppe auf *Kaulbach's* Bilde gleich, friedlich und harmlos aus der brennenden Stadt auszieht. Denn Antenor war des Menelaos Gastfreund gewesen, darum erhielt er freies Geleite, nach demselben Rechte, nach welchem

Rahab mit Hab und Gut und allen Ihrigen aus Jericho entlassen wurde, weil sie die Kundschafter Josua's beherbergt hatte.

Den homerischen Gedichten fühlen wir an, wie tief im Volksleben der Hellenen die Gastfreundschaft wurzelt, in wie festen Formen sie sich schon damals ausgestaltet hatte. Bei keiner Tugend ist das Verhältniß der Gegenseitigkeit so sinnig aufgefaßt und die Uebung derselben so zu einer ethischen Kunst ausgebildet. Denn es handelt sich nicht bloß um äußere Dienstleistungen. Der Wirth soll dem Gaste mit zarter Rücksicht begegnen und sich hüten, ihm durch Neugier lästig zu fallen oder durch zudringliche Nöthigung; denn die selbstsüchtige Gastfreundschaft einer Kirke ist das Zerrbild der wahren. Der Gast schuldet Bescheidenheit, Zurückhaltung, dankbare Anerkennung. Beiden aber soll aus flüchtiger Begegnung ein dauerndes Verhältniß entstehen. Dazu dienen die Erinnerungsgaben, die Gastgeschenke und Wahrzeichen, an denen sich Kinder und Kindeskinder als Solche erkennen, welche durch Zeus Xenios zu einer Wahlverwandtschaft verbunden sind.

Durch die Gastfreundschaft erweitert sich das Haus und tritt in mannigfaltige Beziehungen ein, welche eine heilsame Bewegung veranlassen und wichtige Verbindungen eröffnen. Als Miltiades, des Kypselos Sohn, die thrakischen Sendboten von der Straße in sein Haus rief und ihnen Herberge anbot, war die Folge, daß die Gäste ihm das erbliche Fürstenthum in ihrer Heimath antrugen und Athen am Hellespont Macht gewann.

Denn nicht nur in den patriarchalischen Zeiten homerischen Angedenkens ist Griechenland ein Sitz der Gastfreundschaft gewesen; sondern es ist dieser Tugend treu geblieben. Durch sie unterschied sich hellenischer Boden vom unwirthlichen Skythenstrande; sie hat mit gemüthlichen Beziehungen die hellenische Welt durchdrungen, sie hat das weit Getrennte verknüpft und sich in der Zeit höchster Spannung als ein starkes Band des Friedens und nationaler Verbrüderung bewährt.

Als Sybaris zerstört wurde, legten alle Bürger von Milet Trauer an und schoren sich das Haupt; die Handelsverbin-

dungen der beiden Seestädte waren in die trauliche Form des gegenseitigen Gemeindegastrechts eingekleidet. Trotz aller Eifersucht zwischen Athen und Theben wurde der thebanische Dichter doch von den Athenern zum Gastfreunde gemacht; man zeigte, daß man die Männer zu erkennen wisse, welche der Nation angehörten. Delphi nahm einen besonderen Antheil an der Pflege des Gastrechts und benutzte es, um fremde Fürsten und Völker mit den Hellenen in Verbindung zu bringen oder einzelne Hellenen durch das Gastrecht an dem gemeinsamen Herde von Hellas auszuzeichnen.

Es war die Gastfreundschaft also nicht nur ein Schmuck des einzelnen Hauses und ein Segen desselben, sondern auch eine bürgerliche Tugend, ein Grundsatz des öffentlichen Lebens, ein charakteristisches Kennzeichen der verschiedenen Staaten, je nachdem sie gastlich oder ungastlich sind.

Ungastlich sind alle Staaten, ehe sie in größeren Verkehr eintreten, wie das abgelegene Phäakeneiland, wo Odysseus gerathen wird, still und ohne Umschauen vor sich hinzugehen, weil er sonst als Fremdling kränkenden Worten ausgesetzt sein würde. Eines Abschlusses gegen außen bedürfen die Staaten, um sich in ihrer Individualität auszugestalten und ihr volles Dasein zu gewinnen; es ist die Selbstsucht eines noch unreifen und in sich unsicheren Lebens, dieselbe, welche wir bei allen Kindern wahrnehmen. So finden wir namentlich die Gemeinden des Alterthums in schroffer Isolirung, eine neben der anderen, eine jede eifersüchtig ihre Gränzen hütend und einer geschlossenen Aktiengesellschaft gleich alle Vortheile der Gemeinschaft ihrem engen Kreise vorbehaltend. Der nächste Nachbar ist ein Ausländer und hat kein Eherecht, kein Besitzrecht, keinen Anspruch auf Schutz.

Diese Absperrung darf aber nicht zu lange dauern, sonst tritt eine Erstarrung oder Verknöcherung ein, und der Lebensproceß wird zu einem todten Mechanismus, wie es in Sparta der Fall war, wo man ein überkünstliches Staatsgebäude durch angstvolle Isolirung erhalten wollte. Wird die Absperrung zu spät aufgehoben, so bleibt eine gewisse Rohheit

unvermeidlich zurück und alle Uebel, welche man hatte abwehren wollen, treten dann im Uebermaße ein, wie die verheerende Macht einer Fluth um so größer ist, je länger sich das Wasser hinter dem Deiche angestaut hat. So wurde in Sparta Geldgier und Ungleichheit des Vermögens ärger, als in irgend einem andern der griechischen Staaten, und das abgeschlossene Aegypten wurde seit Psammetichos durch fremdes Volk dergestalt überschwemmt, daß die Fortführung einer nationalen Geschichte unmöglich wurde.

Die normalen Verhältnisse lernen wir in Athen kennen, dessen Glück darin bestand, daß es in stiller Zurückgezogenheit sich ordnete und dann zu rechter Zeit seine Thore öffnete, um die Geschlechter aufzunehmen, welche durch den Sturz der homerischen Dynastien und die damit zusammenhängende Umwälzung des hellenischen Continents heimathlos geworden waren. Aus dem Reiche des gerenischen Nestor kamen Männer herüber, welche in den Künsten des Kriegs und Friedens wohl erfahren waren; reiche Bildung strömte in die attische Halbinsel ein, und es sammelte sich neben dem eingeborenen Landadel eine Gruppe jüngerer Geschlechter, welche nun vorzugsweise die Träger der Bewegung wurden und derjenigen Ideen, die den Inhalt der attischen Geschichte bilden; Kodros, Solon, Peisistratos, Perikles gehören dem zugewanderten Adel an.

Hier wurde das richtige Maß des Eignen und Fremden, das richtige Gleichgewicht zwischen dem Besondern und Gemeinsamen gefunden; die Schroffheit individueller Ausbildung milderte sich bei Zeiten, ohne daß das Charakteristische verwischt wurde. Hier ist die Gastfreundschaft das wesentlichste Erziehungsmittel des Staats gewesen, und bei keinem andern Staat ist sie in gleicher Weise das bewußte Programm seiner Politik geblieben. Das berühmteste Denkmal der Stadt war der Altar des Mitleids, auf dessen Stufen kein Fremdling vergebens den Bittzweig niedergelegt hatte; sein höchster Ruhm, daß es mit Gut und Blut für die Herakliden eingetreten war, welche sich in seinen Schutz begeben hatten. Unter den Pisistratiden trat Athen in den vollen Weltverkehr ein, und die

wohlgepflegten Heerstraßen, mit Hermen ausgestattet, die auch dem einsamen Wandrer Auskunft ertheilten und einen guten Spruch auf den Weg mitgaben, kennzeichneten das Land als einen Sitz edler Gastlichkeit. Die Seemacht Athens beruhte darauf, daß allen geschickten Werkleuten aus Hellas freier Zuzug gestattet wurde; um den Kern der eigentlichen Bürger bildete sich ein Stand von Schutzgenossen, dessen Pflege Perikles sich ganz besonders angelegen sein ließ, und Kephalos war gewiß nicht der Einzige, welchen er seiner edlen Sitte und Bildung wegen durch persönliches Zureden veranlaßte, nach Athen überzusiedeln. Der Gastfreundschaft verdankte Athen, daß es durch Polygnotos ein Sitz der ersten Malerschule wurde, durch Anaxagoras ein Sitz der Philosophie; mit Pherekydes und Herodot bürgerte sich die Geschichtschreibung ein, mit Phaeinos die Astronomie. So wie Athen an Demosthenes wieder einen Staatsmann hatte, welcher der Vergangenheit Würdiges von den Bürgern verlangte, war der Schutz hülfesuchender Fremden wieder die erste Forderung, wie die Reden für Rhodos und Megalopolis bezeugen. Als aber die selbstständige Geschichte der Stadt zu Ende war, blühte sie fort als ein Mittelpunkt der Wissenschaft, deren Jünger aus allen Weltgegenden in den Peiraeus einzogen, und erst mit dem Dekrete Justinian's, welcher das Gastrecht aufhob und die Philosophen auswies, hörte Athen auf zu leben, denn die Seele seiner Geschichte war die Gastfreiheit.

In Italien zeigt sie sich noch deutlicher als eine geschichtliche Macht; denn die älteste Urkunde mittelitalischer Geschichte ist das Verzeichniß der Gemeinden, welche durch Gastrecht verbunden am Quell der Ferentina das Bundesopfer und Festmahl hielten. Kraft des Gastrechts ist aus diesen Gemeinden ein Volk erwachsen; mit dem Anschlusse an diese Gemeinschaft ist Rom in die Geschichte eingetreten; hier hat es politische Ideen aufgenommen und seine erste Schule durchgemacht; an Alba Longa's Stelle wurde ihm das Ehrenrecht, die Schwesterstädte zu bewirthen; mehr und mehr in den Mittelpunkt geschoben, hat es hier vorausschauen, leiten, herrschen gelernt.

Die Latiner gingen schließlich in die Römer auf und der Bundestag an der Ferentina wurde wieder, was er ursprünglich gewesen war, ein harmloser Festtag und Festschmaus benachbarter Gaugenossen.

Mit der steigenden Machtstellung Roms, welche auf dem Verhältnisse zum latinischen Opfervereine beruht, war auch die Ausbildung seiner Rechtsanschauungen unzertrennlich verbunden. Denn nachdem das bürgerliche Recht festgestellt war, mußte man immer mehr auf solche Fälle Rücksicht nehmen, wo Fremde und Bürger einander gegenüber standen; man konnte nicht umhin, die Rechte und Gewohnheiten der Ausländer kennen zu lernen und zu vergleichen; man übte den Blick, man schärfte das Urtheil, man fand neben den Abweichungen auch gewisse gemeinsame Rechtsnormen, und so entwickelte sich ein Völkerrecht, welches mit dem freieren Geiste der Humanität auf das bürgerliche Recht zurückwirkte. So erwuchs ein fruchtbarer Völkerverkehr, und wenn man die Terrasse, von welcher die Vertreter gastbefreundeter Nationen den Festspielen als Ehrengäste beiwohnten, den Griechenstand nannte, so entnehmen wir schon daraus, daß nach Verschmelzung mit den Latinern der nächste Fortschritt darin bestand, daß Rom mit den Griechen, namentlich den in Gallien ansässigen, in gastfreundliche Beziehungen trat, und so ist die Stadt von Stufe zu Stufe im internationalen Verkehr weiter geführt und durch die Gastfreundschaft für seinen Weltberuf allmählich ausgebildet worden.

Auch in der Religion herrschte ursprünglich ein Geist spröder Ausschließlichkeit und Ungastlichkeit. Jede Gemeinde hatte ihren Gott, dessen Bild oder Wahrzeichen das Unterpfand ihres Heils war; jede Gemeinde hatte den ihrigen für sich, so daß Keiner von fremdem Stamme zu ihm eingehen durfte, um Opfer oder Weihegaben darzubringen. Einführung neuer Götter war also Hochverrath, weil sie die Prärogative der Staatsgottheit schmälerte, und man hielt in einigen Gegenden feierliche Umzüge mit Waffenspielen, in welchen das Austreiben der Eindringlinge über die Gränzen des Landes

symbolisch ausgedrückt wurde. Wenn sich also verschiedene Gaue oder Stämme mit einander verschmelzen wollten, so mußten sie sich zuerst zu gegenseitiger Anerkennung ihrer Gottheiten verständigen, wie Latiner und Sabiner in Rom sich einigten, wie nach schweren Kämpfen Pallas und Poseidon friedlich neben einander auf der Burg von Athen unter einem Dache angesiedelt wurden. So ist auch hier durch Gastfreundschaft eine heilsame Erweiterung des Gesichtskreises eingetreten; auch die Götter machen Freundschaft und jede Aussöhnung von Götterzwist, jede Aufnahme jüngerer Gottheiten bezeichnet eine neue Entwickelungsstufe der Stadtgeschichte, einen Fortschritt im Zusammenwachsen der Stämme zum Volke.

Vorzugsweise ist es Apollon, der jüngste der Olympier, welcher die Stämme sammelt, indem er ihre Götter einigt. Er macht den Wirth bei den Theoxenien, dem Feste der Götterfreundschaft in Delphi, wo die Götter zu Gaste geladen bei gemeinsamem Male zusammenkamen, die Besten des Volks um sich versammelnd. Der Kreis der Olympier ist nur die Spiegelung der durch gegenseitiges Gastrecht mit einander verschmolzenen Stämme und mit der Zwölfzahl wurde im Himmel wie auf Erden der Kreis der Berechtigten abgeschlossen.

Der Götterkanon war eine politische Schöpfung, ein Denkmal des Siegs des nationalen Geistes über den cantonalen Particularismus. Er erhielt sich in Ehren, so lange der nationale Geist stark genug war, ihn zu tragen. Mit dem Einbrechen des Kosmopolitismus war auch dieser Abschluß nicht mehr zu halten. Die Nationen verloren das Vertrauen wie zu sich, so auch zu ihren Göttern, und im Gefühle des Bankerotts machte man Anleihen beim Auslande; des Morgenlandes Götter verdrängten die einheimischen; Isis, Serapis und Mithras regierten anstatt der Olympier, und zuletzt fanden unter anderen heiligen Gestalten, mit denen man es einmal versuchen wollte, Abraham und Christus gastliche Aufnahme in der Hauskapelle der Cäsaren.

So ist das Gastrecht mit den wichtigsten Entwickelungen der antiken Menschheit verbunden; seine Geschichte ist eine

Geschichte der alten Cultur; die Ausbildung desselben in der Sitte des Hauses, im Staats- und Religionswesen ist eine der anziehendsten Seiten der griechisch-römischen Welt, die edelste Blüthe des klassischen Alterthums.

Im Gastrechte ist aber die Ethik der alten Welt über sich selbst hinausgegangen. Sie ist hier inniger als auf andern Gebieten mit der Religion verbunden, sie hat erfolgreicher als sonst die Selbstsucht bekämpft, die Selbstsucht der Einzelnen wie der Gemeinden, und Homer verwundert sich über seine eigenen Helden, daß sie um der Gastfreundschaft willen mitten im Schlachtgetümmel einen Waffentausch vollziehen, bei welchem ganz gegen griechische Gewohnheit der Verlust des Einen wie der Gewinn des Andern garnicht in Frage kommt. Durch das Gastrecht ist ein Geist der Gewissensfreiheit und milden Duldung, ein Geist der Brüderlichkeit in die alte Welt ausgegangen; wir sehen eine Menschenliebe thätig, welche im Fremdling die Gottheit ehrt, vor welcher kein Ansehen der Person gilt, eine Liebe, welche alle Schranken übersteigt, die menschlicher Dünkel aufgerichtet hat, um höhere und niedrigere Gattungen von Menschenkindern festzustellen. Sie hat mit göttlicher Wärme das Eis geschmolzen, mit welchem einseitiges Vorurtheil die Herzen der Alten umpanzert hielt. Durch sie sind auch, als die Zeit erfüllt war, die sprödesten Völker des Alterthums zusammengekommen, denn die Gastfreundschaft, welche der Apostel Petrus von dem Hauptmann Cornelius annahm, war der Anfang einer Verschmelzung der klassischen und der jüdischen Welt, der Uebergang in eine neue Epoche der Menschengeschichte, wo die Idee, welche im antiken Gastrecht wie eine Ahnung auftaucht, daß vor Gott, also auch für uns alle Menschen gleich berechtigt sind, als Grundwahrheit anerkannt und in vollem Maße verwirklicht werden sollte.

Auf Grund des Christenthums als einer Weltreligion ist denn auch das dem Gastrechte entsprungene Völkerrecht in der Weise zur Geltung gekommen, daß mehr und mehr die Nationen alle zu einer Gemeinschaft verbunden worden sind, und wenn in der christlichen Welt der Geist der Milde und Gast-

lichkeit auf grobe Weise verletzt worden ist, so hat dies vorzugsweise darin seinen Grund gehabt, daß Grundsätze des Alterthums in mißbräuchlicher Weise auf die gesellschaftlichen Zustände der neuen Welt angewendet worden sind. Dazu gehört namentlich die Idee einer Staatsreligion.

Sie ist, wie wir sahen, aus dem Wesen des antiken Staats mit Nothwendigkeit hervorgegangen, sie ist zum Zusammenhalten und zur Kräftigung der kleinen Gemeinden von größter Wichtigkeit gewesen und hat sich, so weit wir die Geschichte überblicken, ungefährlich erwiesen. Denn nur in sehr seltenen Fällen hat sie durch Verbindung mit anderen Parteiinteressen eine verderbliche Macht gewonnen und solche Opfer verlangt, wie Sokrates. Sie wurde erst gefährlich, als im Gegensatze zu den antiken Staatsreligionen eine Religion auftrat, welche mit dem Staate nichts zu schaffen haben wollte, sondern nur den einzelnen Menschen aufsuchte, um ihn und sein Haus selig zu machen. Eine solche Religion entzog dem Staatswesen ein wesentliches Element, sie drohte den Menschen demselben zu entfremden. Darum raffte das absterbende Heidenthum seine letzten Kräfte und Alles, was noch in Rom an Haß gegen das Ausland und von Abscheu gegen die Juden vorhanden war, zusammen, um mit einem Fanatismus, welcher ihm sonst fremd war, die das Leben der Staatsgesellschaft bedrohenden Elemente gewaltsam auszustoßen.

Die Verfolgung, welche es zu erdulden hatte, hat das Christenthum nur verherrlicht und gestärkt; aber viel verhängnißvoller wurde ihm sein Sieg. Denn nun wurde ihm seiner innersten Natur zuwider der Charakter eines Staatsbekenntnisses aufgeprägt; der Cäsarenstaat wollte durch die neue Religion neue Siegeskraft gewinnen und es erwuchs eine Verbindung zwischen Religion und Staatsgewalt, welche das bedenklichste Erbtheil ist, das die neue Welt von der alten überkommen hat, indem der Christenstaat daraus sein Recht und seine Verpflichtung herleitete, die von seinem Bekenntnisse Abweichenden als schlechte Bürger, ja als Staatsverbrecher

zu behandeln, ebenso wie das heidnische Rom es mit den Christen gemacht hatte.

Dieses Aeußerste von unmilder und ungastlicher Regierungsweise beruhte, wenn sie auch von Fürsten ausging, welche sich die allerchristlichsten nannten, auf einer verkehrten Anwendung antiker Staatsmaximen, und über keine Verkehrtheit hat die Geschichte ihr Urtheil klarer ausgesprochen. Davon zeugen die Erinnerungen, welche dem Namen eines Philipp IV., eines Ferdinand II., eines Ludwig XIV. folgen; davon zeugt der jetzige Zustand der Länder, wo in Folge blutiger Gegenreformationen der Staat seine eigenen Kinder ausgestoßen oder hingeopfert hat.

Die einem festlichen Tage geweihte Betrachtung kehrt sich von diesen Schattenseiten ab und wendet sich lieber dahin, wo man, wie im alten Athen, die Gastfreiheit zum Grundsatze der Politik gemacht hat, und das führt uns zu dem Staate, in dem und mit dem wir heute feiern.

»Was thut Gott dem Hause Brandenburg für Gnade,« sagte Friedrich Wilhelm I., als die Salzburger ihre schöne Heimath verließen, um zu Tausenden und aber Tausenden in des Königs Lande überzusiedeln, schon in der Ferne eingeladen und nun mit Freuden empfangen, unter festlichem Glockengeläute von Ort zu Ort geleitet. Er folgte darin dem Beispiele seiner Vorfahren, vor Allem dem des Großen Kurfürsten, welcher die Aufhebung des Edicts von Nantes unverzüglich und auf die Gefahr hin, mit dem mächtigen Frankreich in Conflikt zu kommen, in echt evangelischem Sinne beantwortete, indem er den Betroffenen die Hand reichte, den Flüchtigen forthalf, den Geretteten Heimath und Obdach gab. Und das that er nicht aus politischer Berechnung, nein, sein Herz trieb ihn, er konnte nicht anders; er schrieb selbst die Wege und Nachtstationen auf und kümmerte sich um Alles; er behandelte die Schwergeprüften nicht bloß mit weichherzigem Mitleide, sondern mit der Ehrerbietung, wie sie schon die Alten dem Heimathlosen zuwendeten; er ehrte ihre Tradition, ihre Sprache und pflegte mit väterlicher Milde ihre Eigenthümlichkeit, und

je weniger dabei das Eigene gesucht war, um so reichlicher strömte der Segen zu, der Engelsegen, welcher dem gastfreien Manne in das Haus kommt. Denn die, welche um ihres Gewissens willen Hab und Gut und Heimath aufgaben, waren gewiß nicht die Schlechtsten ihres Volks; es waren Träger idealer Interessen, Männer der Freiheit, Männer des Muths und selbstbewußter Kraft. Bei ihrer Aufnahme empfing das Vaterland ungleich mehr als es gab. Talent und Geschicklichkeit aller Art, Gelehrsamkeit, Bildung, feine Sitte — wer kann in kurzem Worte zusammenfassen, was Preußen und Berlin den Colonien verdanken! Die königliche Tugend wurde eine Tugend von Stadt und Land; sie erfüllte das Volk mit frohem Stolze und gab dem Kurfürstenthum das Gefühl eines werdenden Großstaats. Dogmatische Zänkereien wurden bei tief religiöser Erregung glücklich vergessen und engherzige Vorurtheile beseitigt, denn der schönste Segen der Tugend, welche wir mit dem Namen der Gastfreiheit ehren, ist die geistige Freiheit, das weite Herz, der unbeschränkte Blick, die freudige Anerkennung jedes geistigen Fortschritts ohne Ansehen der Person.

So ist Preußen in Stand gesetzt worden, sich die Kräfte der begabtesten Nationen, die geistige Regsamkeit der Franzosen, sowie die reichen Gaben der jüdischen Bevölkerung anzueignen, ohne Gefahr zu laufen, seinen geschichtlichen Charakter einzubüßen oder sein deutsches Gepräge zu verwischen. Der Staat der Hohenzollern hat einem spröden Partikularismus niemals huldigen können und die Reihe der Marmorbüsten, welche, um acht vermehrt, heute unsere Aula schmücken, legt Zeugniß davon ab, wie man aus allen Gebieten des Vaterlandes die Lehrer herbeigerufen hat; kaum der vierte Theil besteht aus geborenen Preußen. Man hatte aber dabei in der That keinen anderen Gesichtspunkt als den, welchen Perikles für Athen im Auge hatte, daß nämlich alle Interessen des nationalen Geistes solche Pflege des Staats genießen sollten, daß jeder Volksgenosse in ihm sich heimisch fühle, ohne sein Angestammtes aufzugeben. Daher haben ja

auch die Preußen in allen Zeiten der Spannung und des gereizten Gegensatzes zwischen Nord und Süd die ihnen gespendeten Zeichen von Abneigung, Haß und Erbitterung niemals erwidert, und zwar war das durchaus keine tugendhafte Selbstbeherrschung besonderer Art, sondern eine sittliche Unmöglichkeit, welche sich aus der Erziehungsgeschichte unseres Staats erklärt. Im vollen Bewußtsein eines ununterbrochenen und unentbehrlichen, gastlichen Austausches hat es sich niemals in einem Gegensatze zum Süden zu fühlen vermocht.

So bezeugt sich die Gastfreundschaft in neuen wie in alten Zeiten als eine Quelle von Macht und Gedeihen, als einen Grundpfeiler geistiger Größe, als einen wesentlichen Factor der Staatengeschichte.

Aber, ich denke, sie geht uns noch näher, noch unmittelbarer an. Denn diese Hallen, in denen wir heute unsers Königs Geburtstag feiern, sind sie nicht auch ein Tempel der Gastfreiheit, sind wir nicht die Wirthe, welche die Jugend, die uns ihr freies Vertrauen schenkt, mit dem ausrüsten, wodurch sie in Stand gesetzt wird, selbständig dem Vaterlande zu dienen? Und zwar geben wir nicht, wie andere Wirthe, nur etwas auf unsere Veranstaltung Bereitetes, sondern wir geben uns selbst, unsere eigene Person, das Beste, was wir haben, unsere geistige Erfahrung und Erkenntniß, unsere Ueberzeugung von göttlichen und menschlichen Dingen, im Geben selbst wieder empfangend, am Eifer der Jugend uns erfrischend, an der überzeugenden Kraft die Richtigkeit unserer Mittheilung erprobend. Das also ist die edelste Form gastlicher Gegenseitigkeit, ein Geben und Nehmen, wobei Keiner ärmer wird und Jeder gewinnt. Dieser Geisterverkehr ist es, der unserm Berufe seine Bedeutung giebt, und wie geweiht erscheint uns dieses Haus, wenn wir uns vergegenwärtigen, wieviel geistige Bande hier geknüpft, wieviel elektrische Ströme geistiger Anregung von hier in alle Welt ausgegangen sind!

Aber nicht auf dieses Haus bleibe unser Beruf beschränkt; auch im Leben sollen wir die Kunst edler Gastfrei-

heit, die von den Besten aller Nationen wetteifernd gepflegte, allen Mißformen gegenüber zu vertreten wissen und, wie es den Männern der Wissenschaft geziemt, überall dafür einstehen, daß wahre Geselligkeit auf geistigem Austausche beruhe, der das Gemüth erwärmt und den Gesichtskreis erweitert. Wo Sinnengenuß sich vordrängt oder eitle Prunksucht, da fühlt sich wie bei jedem Uebermaße der feinere Sinn verletzt; der Geist wird gedämpft, und man erkennt, daß die zarte Linie überschritten ist, welche die Ueppigkeit trennt von jener Gastfreiheit, welcher die Verheißung des Segens gegeben ist.

Die Betrachtung der Gastfreundschaft ist so reich an erfreulichen Gesichtspunkten, daß sie mir des Tags nicht unwerth schien, an welchem unsere Universität die Freude hat, die Leiter, Gönner und Freunde ihrer wissenschaftlichen Arbeiten als Gäste in ihrem Hause zu sehen, nicht unwürdig des Festtags selbst, an dem jeder öffentlichen Anstalt geziemt, von ihrer Berufsfreudigkeit ein Zeugniß abzulegen. Wenn aber die Gastfreiheit in der That einer der Grundzüge preußischer Geschichte ist, so führt sie uns ja auch unmittelbar auf die erhabene Person unseres Fürsten, der darin nicht nur dem Beispiele seiner großen Ahnen gefolgt ist, sondern in hervorragendem Grade gezeigt hat, daß eine selbstsüchtige Staatspolitik Seinem Herzen von Anfang an fremd war, und kein wahrheitsliebender Mann wird im Stande sein, eine andere Triebfeder Seiner vaterländischen Politik nachzuweisen, als die, daß er an dem, was Preußen Gutes hat, alle Deutsche Theil nehmen lassen und wiederum das preußische Wesen durch der Nachbarn Art und Sitte in heilsamer Weise ergänzen möchte.

Und Sein Werk — dessen freuen wir uns heute mit Dank gegen Gott — geht sicher vorwärts, weil es nicht auf Menschenlaune beruht, sondern auf geschichtlicher Nothwendigkeit, d. h. auf göttlichem Willen. Schon ist der Deutsche in fremden Zonen nicht mehr auf mitleidige Gastfreundschaft angewiesen, sondern fühlt sich unter deutscher Flagge sicher und

durch geachtete Vertreter des Vaterlandes geschützt. Wir aber können im Sinne unseres Königs für Ihn und für uns Alle heute nichts heißer erflehen, als daß Sein Lebenswerk Ihm friedlich und völlig gelinge, die größte Aufgabe königlicher Gastfreiheit: einem großen obdachlosen Volke ein Haus zu bauen und ihm ein Vaterland wiederzugeben.

XIII.

Die Idee der Unsterblichkeit bei den Alten.

Wenn wir in den Schriften der Alten lesen, so sind es nicht nur durch Würde des Gedankens, durch Tiefe des Gefühls und lebendige Kraft der Sprache ausgezeichnete Stellen, welche unsere Aufmerksamkeit fesseln, sondern nicht selten sind es ganz schlichte und einfache Worte, welche ohne besondere Betonung, ohne Beabsichtigung eines tieferen Eindrucks niedergeschrieben sind, die uns aber dennoch in eigenthümlicher Weise ergreifen, weil sie uns in die Gedankenwelt des Alterthums einen Einblick eröffnen. Zu solchen Stellen gehört nach meinem Gefühle auch diejenige, wo Herodot im vierten seiner Bücher die thrakischen Stämme nennt, welche dem Perserkönige huldigen mußten, und unter ihnen die Geten, »welche an die Unsterblichkeit der Seele glauben.« Durch diese einfache Aussage wird der Volksstamm unserer Aufmerksamkeit empfohlen; der Geschichtschreiber weiß nichts Bezeichnenderes und Bedeutenderes von ihm zu melden, er betrachtet diesen Glauben offenbar als seinen eigentlichen Charakterzug.

Gestatten Sie mir, an diese unscheinbaren Worte anzuknüpfen und auf Anlaß derselben eine Seite des Alterthums zu berühren, für welche wir gewiß Alle ein nahes Interesse fühlen. Die nationale Wichtigkeit, welche Herodot dem Unsterblichkeitsglauben beimißt, führt uns zu der Frage, welche Bedeutung derselbe im Sinne der Griechen und welchen Einfluß er auf die Entwickelung derselben gehabt hat.

Diese Betrachtung erlaubt uns nicht, ausschließlich bei den Griechen stehen zu bleiben; sie gehören einem weiteren Völkerkreise an, von welchem wir sie nicht ablösen können, wenn wir ihr religiöses Leben in das Auge fassen. Denn wie der einzelne Mensch sich unter günstigen Verhältnissen in zwiefacher Weise entwickelt, indem er einmal eine Fülle neuer Anschauungen, Begriffe und Erfahrungen selbständig erwirbt, andererseits aber auch gewisse Vorstellungen und Ueberzeugungen, welche schon bei beginnendem Selbstbewußtsein in ihm waren, allmählich entwickelt, abklärt und durch Zweifel und Anfechtungen hindurch immer fester sich aneignet: so finden wir auch bei den Völkern eine gleiche Entwickelung, und so wenig wir die des einzelnen Menschen begreifen können, wenn wir nicht die geistige Atmosphäre kennen, in welcher er geboren und aufgewachsen ist, die Ueberlieferung seiner Heimath, seines Standes und seines Vaterhauses, so wenig können wir das geistige Leben eines Volks vollständig begreifen, wenn wir nicht die Vorstellungen kennen, welche es als ein gemeinsames Besitzthum mit anderen Völkern getheilt hat, die späterhin ihre eigenen Wege gegangen sind. Deshalb ist es ja für die Geschichte des menschlichen Geistes von so unschätzbarer Wichtigkeit, daß der gemeinsame, geistige Besitz jenes Zweigs der Menschheit, welchem die Inder, die Griechen und die Deutschen angehören, von Jahr zu Jahr immer klarer hervortritt und, Dank sei es den unermüdlichen Erforschern morgenländischer Weisheit! immer leichter auch von denen benutzt werden kann, welche nicht unmittelbar aus den Quellen zu schöpfen vermögen.

Die Inder sind das älteste der Brudervölker. Sie haben, wie wir sagen dürfen, das gemeinsame Vaterhaus am spätesten verlassen und die Tradition desselben am treuesten bewahrt. Darauf beruht die über indische Alterthumskunde weit hinausgehende Bedeutung ihrer Religionsschriften; darum haben auch für alle verwandten Stämme die Veden einen urkundlichen Werth; denn sie enthalten eine in sich zusammenhängende Fülle religiöser Vorstellungen, welche die Inder unzweifelhaft nicht

erst nach ihrer Trennung von den Brudervölkern gewonnen und ausgebildet haben. Da finden wir das menschliche Herz im kindlichen Gespräch mit Gott, welchen es kennt als den, welcher im Lichte wohnt und die Sünde haßt; da leuchtet das Bild des Einen Gottes durch den Dunstkreis mythologischer Vorstellungen, welche dasselbe umziehen und das einheitliche Sonnenlicht in bunten Farbenbrechungen wiederstrahlen, kräftig hindurch; da ist die Ewigkeit der Gottheit und alles dessen, was aus ihr stammt, der feste Inhalt eines kindlichen Glaubens.

Aber kommen wir hier nicht schon auf den Gegensatz der Inder und Hellenen, wie ihn vor kurzem ein deutscher Gelehrter, einer der geistvollsten Forscher auf dem Gebiete der Veden, in seinem englischen Werke über die alte Sanskritlitteratur ausgedrückt hat? Der Inder hat sein Auge nur für die jenseitige Welt offen; die sichtbare ist ihm eine nichtige, die unsichtbare die allein gewisse. Alles Einzelleben hat für ihn nur Werth, so weit es an dem göttlichen Sein Antheil hat. Darum ist er gleichgültig gegen Freude und Leid des irdischen Lebens, durch welches er wie ein Fremder der Ewigkeit zuwandert; in sich zurückgezogen und ängstlich beflissen, jede verunreinigende Gemeinschaft mit der sinnlichen Welt zu vermeiden. Dem Griechen dagegen ist die irdische Wirklichkeit Alles; da ist ein energisches Heimathsgefühl, ein unermüdlicher Trieb, sich in Gemeinde und Staat einzurichten und das Leben hienieden in möglichster Vollkommenheit darzustellen. Das ganze innere Leben will sich in der Sichtbarkeit ausdrücken, alle Stoffe werden herangezogen, um der künstlerischen Werkthätigkeit dienstbar gemacht zu werden, und die gesammte Volksgeschichte bildet mit ihrem bunten Wechsel und raschen Verlaufe einen vollständigen Gegensatz zu den gleichförmigen Zuständen, in welchen die Inder Jahrhunderte träumend verlebt haben.

Dieser Gegensatz tritt uns am grellsten entgegen, wenn wir die Griechen Homer's in das Auge fassen. Da sehen wir tapfere, lebensfrohe Stämme, welche aus ihrer alten Heimath verdrängt, eine neue sich gewinnen, ein herrliches Land, wo

sie unter einer milderen Sonne ein neues, hoffnungsreiches Leben beginnen. Da ist die Gegenwart Alles, und bei dem Glanze des äußeren Lebens tritt das stillere Leben des Geistes zurück, wie es wohl bei Jünglingen der Fall ist, welche sich zum ersten Male einer ruhmvollen Thätigkeit mit voller Seele hingeben und von den glücklichen Erfolgen derselben ganz in Anspruch genommen sind. Da ist die Lust am Leben auf das Höchste gesteigert und jede Mahnung an das Ende desselben wird scheu vermieden. Das Jenseits ist den homerischen Griechen eine Welt des Grauens, Hades der Verhaßteste der Götter, und jammernd gehen die Seelen hinunter. Da heißt es: Lieber Tagelöhner sein im Lichte der Sonne, als König bei den Schatten, die ohne Saft und Kraft ein farbloses Dasein fristen, ein ödes Einerlei!

Die homerischen Gedichte sind die Spiegelbilder der Griechen in einer bestimmten Zeit und unter bestimmten örtlichen Verhältnissen. Wer wollte es wagen, die Vorstellungen einer ernsteren und religiöseren Lebensauffassung darum jünger zu nennen, weil sie sich in dem ritterlichen Epos nicht finden, in das sie gar nicht hineinpassen? Bei Homer selbst finden wir schon Widersprüche, welche deutlich genug verrathen, daß im Bewußtsein des Volks auch andere Vorstellungen vorhanden waren, die sich zurückdrängen, aber nicht beseitigen ließen. Diese ernstere Form griechischer Lebensanschauung tritt uns zuerst bei den Dichtern entgegen, welche in unzweifelhaftem Zusammenhange mit dem Heiligthume zu Delphi stehen, bei Hesiod in den ihm verwandten Sängern. Da ist nicht mehr die fröhliche Unmittelbarkeit der homerischen Welt; da tritt in scharfen Zügen der Schmerz über verlorenes Glück hervor, das Gefühl des Lebensdrucks, das Bedürfniß nach Versöhnung mit der Gottheit, um die ursprüngliche Lebensgemeinschaft mit ihr wiederherzustellen. Die Geisterwelt tritt in den Vordergrund, das jenseitige Leben wird in ein bestimmtes Verhältniß zum diesseitigen gesetzt; das eine entspricht dem andern. Hades ist der Strafort für die, welche sich gegen die göttlichen Ordnungen aufgelehnt haben, während der Gerechten ein ewiges

Glück wartet. Und diese Ansicht ist nicht etwa eine Priesterlehre oder eine absonderliche Theorie, sondern ein Stück Volksbewußtsein, ein allgemeiner Glaube, von dem Aristoteles im Eudemos bezeugt, daß er ohne Unterbrechung aus so hohem Alterthume sich behauptet habe, daß es schlechterdings unmöglich sei, die Zeit seiner Entstehung und den Urheber desselben zu bezeichnen. Damit stimmt überein der greise Kephalos, welcher in jenem lieblichen Gespräch bei Platon das Alter preist, das den Menschen von der Herrschaft der Sinnlichkeit frei mache, und namentlich das Alter dessen, welcher der Gottheit und seinen Nächsten gegeben habe, was ihnen zukomme, und deshalb mit reinem Gewissen dem Jenseits entgegen gehen könne, wo einem Jeden nach seinen Thaten vergolten werde. Denn das seien die alten Ueberlieferungen, die freilich von Vielen verlacht würden, deren Wahrheit aber — dem Einen zum Schrecken, dem Andern zum Troste — immer unwidersprechlicher einleuchte, je näher das Ende heranrücke. Darum wird dies ja auch als die echt hellenische Weisheit den Barbaren gegenüber geltend gemacht, daß über Glück und Unglück eines Menschenlebens sich erst am Ende desselben urtheilen lasse. Das ganze Leben ist nur eine Vorbereitung, und am glücklichsten ist derjenige, welcher mit einer That der Selbstaufopferung aus dem Leben scheidet. So schwer also auch der Bann des Todes auf der alten Welt liegt, so finden sich dennoch Beispiele genug davon, daß die Alten, auch wenn sie nicht im Feuer der Schlacht, sondern einsam und mit klarem Bewußtsein den dunkeln Weg betreten sollen, nicht etwa nur mit stumpfer Ergebung in das Unvermeidliche, sondern mit hohem Muthe und freudigem Sinne in den Tod gehen, weil sie das Leben nicht für das höchste Gut achten, die Schande aber für ein größeres Uebel als das Sterben. So finden wir, um der Euthanasie eines Sokrates nicht zu gedenken, auch Männer von viel geringerem sittlichen Werthe, welche durch einen freudigen Tod ihr ganzes Leben verklärt haben. So trank Theramenes den Giftbecher mit großartiger Fassung; so ging Philokles, der attische Feldherr, der von dem tücki-

schen Lysandros verurtheilt war, nachdem er gebadet und Feierkleider angelegt hatte, den Seinen freudig in den Tod voran, und was ist rührender als das Ende der Athener, die ihrer Stadt den Arginusensieg erfochten hatten! Sie werden das Opfer eines schnöden Rechtsbruchs, und doch ist ihr letztes Gebet, daß diese That der Stadt keinen Unsegen bringe, ihre letzte Bitte, daß die Opfer des Danks, welche sie für den Sieg gelobt hätten, von ihren Mitbürgern ausgerichtet werden möchten. So besiegeln sie im Tode die Ueberzeugung, daß Unrecht leiden besser sei, als Unrecht thun, und ist ein solcher Heldenmuth denkbar, wenn er nicht auf Hoffnungen beruht, welche über die sichtbare Welt hinausgehen?

Aber wir brauchen nicht an einzelne Momente zu erinnern, um die Bedeutung des Unsterblichkeitsglaubens für die Griechen klar zu machen; wir wissen ja Alle, daß keinerlei Ueberlieferungen und Gesetze bei ihnen so heilig waren, wie diejenigen, welche die Ehre der Todten betrafen; daß keine Sünde schwerer war, als die an einem Verstorbenen begangene, sei es aus Fahrlässigkeit oder böser Absicht, durch That oder lästerndes Wort. Nach dem blutigsten Kampfe sehen wir die feindlichen Parteien zusammentreten, um sich in stillschweigender Uebereinkunft zur Bestattung der Gebliebenen zu vereinigen. Liegt diesem Eifer für die Ehre der Todten nicht die Ueberzeugung zu Grunde, daß die Geehrten nicht nur leben und zwar in einem erhöhten, reineren und deshalb besonderer Ehrerbietung würdigen Zustande, sondern daß sie auch persönlich dabei betheiligt sind, ob und wie die Liebeswerke für sie ausgeführt werden, und daß ihre Gesinnung auch für die Ueberlebenden nichts Gleichgültiges sei? Die Todten sind keineswegs Abgeschiedene, im fernen Hades allen irdischen Beziehungen Entrückte; sie sind vielmehr mit dem Volke im Ganzen so wie mit den einzelnen Häusern im allernächsten und ununterbrochenen Zusammenhange. Die Götter des Volks sind die Götter seiner Väter. Mit den Tempeldiensten ist die Verehrung derer verbunden, welche die Tempel gestiftet haben; ihre Gräber sind im Heiligthume, hier walten sie als segnende Landeshüter,

also sind auch sie, die Ahnen des Stammes, als Lebendige gedacht; denn kein Gott ist ein Gott der Todten, sondern der Lebenden. In diesen seinen Ahnen fühlt das Volk durch alle Generationen hindurch sich eins; ihre Gräber sind die Unterpfänder eines rechtmäßigen und geheiligten Landbesitzes; sie sind die theuersten Gegenstände unter allen, welche zu dem gemeinsamen Inventar der Landschaft gehören; sie ketten Volk und Land an einander und die Pflicht ihrer Vertheidigung ist das stärkste Band, welches die Glieder eines Volks zusammenhält. Auch die Scheidung der Grabstätten und Wohnräume ist keine ursprüngliche, sie ist mehr aus polizeilichen als aus religiösen Gesichtspunkten hervorgegangen und war am wenigsten dazu bestimmt, die Todten aus der Gemeinschaft der Lebenden zu entfernen. Denn wie die Urväter des Staats und die Wohlthäter desselben als segenskräftige Heroen mit ihm fortleben, so lebt auch die Familie mit ihren hingeschiedenen Mitgliedern fort; die Ahnen wissen um Alles, was im Hause vorgeht; die ihnen dargebrachten Opfer dienen dazu, die Gemeinschaft immer zu erneuern und die gegenwärtigen Geschlechter mit der Vorzeit in Zusammenhang zu erhalten. Die gewissenhafte Besorgung dieses frommen Dienstes ist das Kennzeichen eines wackern Bürgers; sie ist die Bedingung des öffentlichen Vertrauens; sie wird auch von Seiten des Staats als eine wesentliche Voraussetzung der öffentlichen Wohlfahrt angesehen; denn diese wird gefährdet, wenn einer der Verstorbenen zürnt. Darum gab es öffentliche Ahnentage, an denen alle Familien der Stadt das Andenken ihrer Verstorbenen feierten, und wenn dieses Todtenfest auch den Namen des Geburtsfestes trug, so scheint es, als liege hier die Ansicht zu Grunde, welche die Griechen bei den Indern wiederfanden, daß nämlich der Tod nichts Anderes sei als die Geburt zu einem neuen, und zu dem wahren Leben.

Daß dieser Gedanke auch den Griechen nicht fremd gewesen sei, bezeugt ihre bildende Kunst, indem sie die hinraffenden Todesgöttinnen als Nymphen darstellt, welche die wie Kinder gestalteten Seelen mild umfangen und dieselben

an ihrer mütterlichen Brust mit der Nahrung eines neuen Lebens tränken. So zeigt sie uns jener Grabthurm, welcher sich unter den Trümmern von Xanthos so wunderbar erhalten hat, eines der ehrwürdigsten Denkmäler des Alterthums, ein unschätzbares Zeugniß des tiefen Sinnes, mit welchem die Kunst das Sterben darzustellen wußte, die heitere Kunst der Hellenen, wie sie gewöhnlich genannt und dabei so aufgefaßt wird, als wenn sie Alles fern hielte, was die Tiefen des Menschenherzens aufregte, und nur im vollen Sonnenlichte des Lebens ihr fröhliches Spiel triebe! Und doch ist nach keiner Richtung hin die bildende Kunst der Alten erfindsamer und thätiger gewesen, als in Beziehung auf die Todten. Ihre Wohnstätten waren dauerhafter und kunstvoller, als die der Lebenden. Für keinerlei Privatbauten finden wir einen gleichen Eifer, so daß hier die Gesetzgebungen einschreiten mußten, um einem übermäßigen Aufwande zu steuern. Ein Schmuck des Landes, zogen sich die Gräber an den besuchtesten Heerstraßen entlang, zum deutlichen Zeichen, daß man sie dem Auge möglichst nahe haben wollte; sie waren von Gartenbeeten und Sitzplätzen umgeben, von hohen Bäumen beschattet und mit Inschriften ausgestattet, welche den ununterbrochenen Verkehr zwischen Lebenden und Todten auf das Deutlichste aussprechen. Denn nicht nur der Abschiedsgruß tönt gleichsam sichtbar dem Verstorbenen nach, sondern auch dieser spricht den Wanderer an. Gruß und Gegengruß wird gewechselt. Je tapferer und gebildeter eine bürgerliche Gemeinde war, um so eifriger bethätigte sie sich in der Aufmerksamkeit für ihre abgeschiedenen Genossen, um einerseits ihre Ruhestätte so sicher wie möglich zu machen und andererseits die Gemeinschaft mit ihnen bildlich zu bezeugen. So sehen wir auf den attischen Denksteinen Gatte und Gattin Hand in Hand ihren Bund erneuen, wir finden die Glieder der Familie in voller Zahl vereinigt; der Verstorbene, als der durch den Tod Verklärte, bildet nach wie vor den Mittelpunkt des gemeinsamen Mahles; Frau und Kinder sind zugegen, sowie die Diener und die Hausschlange, das heilige Symbol des Ortsgenius, welcher jede Cultusstätte

hütet. Auch die Heroensage wird benutzt, um dem Volksglauben gemäß die Hoffnungen der Menschenseele auszudrücken. Namentlich dient Herakles, das Vorbild menschlicher Kraft und Tugend, als ein Bürge der Unsterblichkeit, und wie er, der treue Dulder, endlich zu den Göttern erhöht ist, so hoffen auch die Menschen nach ihren Kämpfen und Arbeiten auf süße Ruhe und Kampfeslohn. Das bedeutet der ruhende Heros auf den Grabsteinen der Griechen. Aber auch als Held erscheint er, der die Pforten des Todes bewältigt, der den Kerberos bindet und mit gewaltigem Arme die Alkestis aus der Tiefe des Hades emporhebt, um sie dem Gatten zurückzugeben. Doch wie könnte ich auch nur in flüchtiger Andeutung die Fülle sinnreicher Erfindung erschöpfen wollen, mit welcher die Kunst der Hellenen im Tode das Leben zu bilden gewußt hat!

Ist es aber nur die bildende Kunst, welche sich diesem, ihr scheinbar so fremdem Gebiete mit solchem Eifer zugewendet hat? Haben die Dichter etwa in näherem Anschlusse an Homer diese Gedanken sich ferne gehalten?

So könnte es scheinen, und es ist nicht zu läugnen, daß die Gedanken an jenseitiges Leben zu denjenigen gehören, welche die Hellenen in einer sehr natürlichen Scheu und Blödigkeit mehr durch die stumme Poesie des Symbols, als durch ausführliche Rede auszudrücken liebten. Indessen bedarf es doch nur der Erinnerung an einige der bekanntesten Werke der attischen Bühne, um zu erkennen, wie die Verstorbenen den Mittelpunkt dramatischer Entwickelungen bilden. So ist es ja mit Agamemnon, der in den Choephoren des Aeschylos als ein selbstbewußtes und persönliches Wesen herbeigerufen wird; durch Lieder und Opferspenden beschworen, nähert er sich der Oberwelt, ein mächtiger Bundesgenosse seiner Angehörigen. So ist auch Oedipus, der Verstorbene, ein segenspendender, das Land schützender Heros, und Sophokles stellt uns sein Ende nicht nur als eine Erlösung vom Jammer der Erde dar, sondern auch als eine Entsühnung des fluchbeladenen Erdensohns, als eine Begnadigung und Verklärung seiner

Person. Endlich bewegt sich ja auch der ganze Gedankengang der Antigone um nichts Anderes als um die Forderungen eines Todten. Antigone bricht das Gebot des Tyrannen; sie vollführt den »frommen Frevel,« weil sie der höchsten Liebespflichten eingedenk ist, welche kein Menschenwort beseitigen kann, weil sie weiß, daß sie »längere Zeit den Unteren gefallen muß, als den Oberen.«

Aber so kräftig auch in den Werken der Kunst wie in der Volkssitte der Griechen die Beziehung der diesseitigen Welt auf die jenseitige und der Glaube an die persönliche Fortdauer der Menschenseele uns entgegentritt, so einflußreich derselbe war, um die Stadt- und Staatsgemeinschaft so wie die Familie in ihren wechselnden Generationen zusammenzuhalten, so war dem Bedürfnisse der Hellenen doch noch nicht Genüge geschehen. Die Geisterwelt trat dennoch im Geräusche des täglichen Lebens so wie in dem öffentlichen Gottesdienste zu sehr zurück; die überlieferten Sagen, denen der wackere Kephalos traute, waren zu unbestimmt und unverbürgt; sie wurden auch immer mehr verachtet, je mehr die Sophistik mit ihrer dünkelhaften Scheinbildung den Glauben der Väter erschütterte und zu einem trostlosen Materialismus führte. Denn wenn man wie Kritias im Blute die Menschenseele suchte, so konnte freilich von keinem Fortleben des Verstorbenen die Rede sein. Darum führte die quälende Ungewißheit über das Schicksal der Seele und die unstillbare Sehnsucht nach unvergänglichem Wesen dahin, daß neben der Volksreligion besondere Anstalten sich bildeten, um dem Bedürfnisse vollerer Befriedigung zu genügen. Es waren Heilsanstalten, welche die Lücken der öffentlichen Religion ergänzten. Darum war aber das, was sie darboten, nicht etwas willkürlich Erfundenes, von Philosophen Erdachtes und außerhalb jedes Zusammenhanges mit der Götterwelt Stehendes, sondern es knüpfte sich an die vom ganzen Volke verehrten Gottheiten an, an die ältesten und ehrwürdigsten Göttinnen, welche vorzugsweise von den ackerbauenden Stämmen angerufen wurden und deshalb im ritterlichen Epos Homer's zurücktreten. In ihrem

Dienste, welcher den gleichförmigen Kreislauf der Jahresgeschäfte begleitete, entwickelte sich die Vorstellung, daß das in den Schoß der Erde versenkte Samenkorn in seinem Aufkeimen ein Bild der aus dem Grabesdunkel zum Leben erwachenden Seele sei. Dieser einfache Gedanke wurde in einem engeren priesterlichen Kreise gepflegt, er wurde vertieft und erweitert und so denen, welche Verlangen darnach trugen, als eine der großen Menge verhüllte Wahrheit feierlich mitgetheilt, nachdem sie sich durch Gelöbnisse und Reinigungen dazu vorbereitet hatten; geheimnißvolle Handlungen, welche die Gemüther mächtig zu ergreifen geeignet waren, dienten dazu, den Inhalt jener Mittheilungen zu etwas Selbstgeschautem und Selbsterlebtem zu machen. Obgleich nun diese Geheimdienste oder Mysterien in einem gewissen Gegensatze zur öffentlichen Religion sich ausgebildet hatten, so machten sie sich doch als eine so wesentliche Ergänzung derselben geltend, daß auch der Staat, namentlich der attische Staat, in dessen Bereiche diese Mysterienlehren ihre reichste Entwickelung erhalten hatten, sie als einen unentbehrlichen Theil des Cultus anerkannte, dessen Schutz und Pflege seine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ja, die Mysterien wurden der allerheiligste Theil der gesammten Staatsreligion, und während man in Betreff der übrigen Götter- und Heroenwelt dem Scherze und Spotte einen Spielraum gestattete, so umgab die Mysteriengottheiten, welche das Volk mit besonderer Ehrfurcht seine »beiden Göttinnen« nannte, eine unantastbare Feierlichkeit. Die Versündigung gegen sie war es, welche Alkibiades stürzte, und die Herstellung der eleusinischen Feier sein glänzendstes Verdienst, nachdem er sich mit seinen Mitbürgern ausgesöhnt hatte.

Es waren aber diese Mysterien nicht etwa bloß für die abergläubische und ungebildete Volksmenge von solcher Bedeutung, sondern die hervorragendsten Geister des Volks preisen den Segen der Mysterien und danken ihnen das Beste, was sie haben. Selig ist, singt Pindar, wer nicht unter die Erde geht, ohne die eleusinischen Weihen gesehen zu haben; er allein kennt des Lebens Ende und den von Gott verliehenen

neuen Anfang desselben. Aeschylos wird uns vorgeführt, wie er zur Demeter betet, die seinen Geist aufgezogen habe, und wie er nichts Höheres erstrebt, als daß seine Kunst ihrer Weihen sich würdig erweise. Sophokles endlich hat in seiner ersten und seiner letzten Tragödie die Göttinnen von Eleusis verherrlicht, als die Spenderinnen geistiger Kraft und süßer Tröstung. Wie sehr aber auch die bildende Kunst von diesen Ideen befruchtet worden sei, bezeugt am deutlichsten das Gemälde Polygnot's in Delphi, welches die Unterwelt darstellte. Da müssen Alle büßen, welche die Segnungen der Mysterien verschmäht haben; sie schöpfen ohne Ende Wasser in durchlöcherte Gefäße, zum Zeichen, daß ihr ganzes Thun und Treiben auf Erden ein zweck- und zielloses gewesen sei; die Eingeweihten aber, welche die Mysteriengeräthe im Schoße tragen, haben darin das Unterpfand einer seligen Fortdauer; und während die homerischen Helden, denen die Gegenwart Alles war, trauernd im Schattenreiche da sitzen, sind Jene mit voller Persönlichkeit und voller Empfänglichkeit für die ihnen verbürgten Freuden in die Unterwelt eingetreten. Jetzt sind die lieblichsten Wiesengründe dort, wo Homer nur düstere und unfruchtbare Bäume kannte; jetzt ist auch für das Reich des Dunkels die Sonne aufgegangen, in deren Lichte sich die Eingeweihten eines ungetrübten Glücks freuen. Nun ist das Diesseits eine Schattenwelt, das Jenseits ein ewiger Lichttag. Nun ist der auf unvordenklicher Ueberlieferung ruhende Sprachgebrauch, die Todten die Seligen zu nennen, ein bewußter Glaube geworden. Nun tritt auch die Kunst, welche nur zurückhaltend und mit zaghafter Symbolik die Geheimnisse des Jenseits berührt hatte, entschlossener vor. Sie wagt es, die Geschichte der Menschenseele durch die Prometheussage, die selige Verklärung derselben durch Darstellungen aus dem Leben des Dionysos und der Aphrodite, das Wiedersehen der durch den Tod Getrennten durch Protesilaos und Orpheus auszusprechen.

Solche umfassende Bedeutung haben diese aus dem Unsterblichkeitsverlangen hervorgegangenen Heilsanstalten gewon-

nen. Die ihnen Angehörenden bilden ein Volk im Volke; sie stehen der sich selbst überlassenen Welt als die von der Eitelkeit derselben Erlösten, von der Todesfurcht Befreiten, als die Begnadigten gegenüber; hier ist also eine religiöse Gemeinde, für deren Vereine Gemeindehäuser eingerichtet werden, wie sie sonst der hellenische Cultus nicht kannte; hier ist unstreitig etwas, was sich dem Begriffe einer Kirche annähert, welche die Menschen aus der Welt zu sich ruft mit den Verheißungen einer nur bei ihr zu findenden Befriedigung und diese Verheißungen ihnen durch heilige Handlungen verbürgt. Diese Aehnlichkeit zeigt sich endlich auch darin, daß die Mysterien zwar das nationale Leben stärkten, indem sie die Verehrung der vaterländischen Götter ihren Genossen einschärften, andererseits aber auch über die nationalen Gränzen und Schranken hinausgingen. Denn da es ein allgemein menschliches Interesse war, welches jene Anstalten vertraten, so wurde frühzeitig auch Nichtgriechen die Aufnahme gestattet, während die Tempel der Landesgottheiten den Angehörigen fremder Stämme unzugänglich blieben.

Wenn also hier im Gegensatze zu dem ausschließenden Charakter der alten Religionen eine gewisse Verbrüderung der Stämme vorbereitet wurde, so erklärt sich auch, wie gerade bei dem, was die Mysterien lehrten, ein lebhafter Austausch einheimischer und fremder Ueberlieferungen stattgefunden hat, und der Eifer, mit welchem die Griechen den Lehren anderer Völker nachgingen, aus denen sie ihre eignen Unsterblichkeitshoffnungen ergänzen und stärken konnten, zeigt wiederum, wie tief das Bedürfniß derselben in ihrem Herzen wurzelte. Aegypten war hier von besonderer Bedeutung. Denn der Glaube an die göttliche Herkunft, die unzerstörbare Natur und die persönliche Verantwortlichkeit der Menschenseele war ein fester Besitz des ägyptischen Volksbewußtseins, und der tiefe Ernst, mit welchem die Aegypter an diesem Glauben festhielten, so wie die bewunderungswürdige Energie, mit welcher sie die Sorge für die Todten zu einer ihrer wichtigsten Lebensaufgaben machten, konnten ihren Eindruck auf die Griechen nicht verfehlen. Sie

haben sich selbst als Schüler der Aegypter auf diesem Gebiete bekannt. Später forschten sie sorgfältig nach, bei welchen Völkern doch wohl zuerst die Unsterblichkeit gelehrt worden sei; man wollte die Urquelle des gemeinsamen Glaubens auffinden, man ging auf die Chaldäer und auf die Inder zurück; man wandte sich endlich auch zu den Völkern des Nordens, welche man sonst als Barbaren verachtete. Denn je mehr sich die Hellenen von ihrer eigenen Bildung übersättigt fühlten, um so mehr fingen sie an die freien Naturvölker in ihren gesunden Lebensverhältnissen und ihrer einfachen Frömmigkeit zu bewundern. Und da konnte ihnen nichts merkwürdiger sein, als daß sie den Unsterblichkeitsglauben, welchen sie als einen besonderen Schatz der weisesten Schriftvölker angesehen hatten, in der Ueberlieferung einfacher Naturvölker wiederfanden. Ein solches Volk waren die Geten in Thracien, von denen unsere Betrachtung ausging, ein Volk, welches auch den Römern von ihren Dichtern als ein Vorbild hingestellt wurde. Sie lebten und starben für den Glauben, daß die Seelen der Tapferen zu dem Gotte ihrer Väter versammelt würden, wie die der nordischen Völker zu Odinn heimfahren. Dieselbe Vorstellung findet sich auch in den Veden, und wenn sich auch sonst von den Geten nachweisen läßt, daß sie mit den Indern ganz bestimmte Gebräuche theilen, wie z. B. das Opfern der Frau auf dem Grabe des Gatten, so dürfen wir wohl nicht zweifeln, daß auch ihr Unsterblichkeitsglaube zu jenem Erbtheile gehört, welches sie aus dem gemeinsamen Vaterhause mitgebracht und vor allen anderen mit besonderer Treue gehütet haben.

Zu einem solchen Aufbewahren des Ueberlieferten war ein Volk wie das der Hellenen nicht gemacht; sie haben bei ihrem vielbewegten Geistesleben und der Unruhe ihrer geschichtlichen Entwickelung den gemeinsamen Glauben mehr als die verwandten Völker sich entschwinden lassen, aber sie haben doch nicht ohne ihn leben können; sie haben ihn aus eigenen und fremden Ueberlieferungen immer wieder hervorgesucht, sie haben ihn, wie wir gesehen haben, für ihr gesamtes Volksleben verwerthet, für die Befestigung von Staat und Familie, für

die Erweiterung und Vertiefung ihres religiösen Bewußtseins und für die Befruchtung ihrer Kunst, der bildenden Kunst so wohl wie der Poesie; sie haben endlich mit der ihnen eigenen Denkkraft den Inhalt dieses Glaubens auch wissenschaftlich zu ergreifen und als den Bestandtheil einer in sich zusammenhängenden Weisheitslehre sich zu einem festen geistigen Besitzthume zu machen gesucht.

In Jonien, wo die homerischen Vorstellungen zu Hause waren, lernte man Leib und Seele unterscheiden, aber nur zaghaft löste man das Geistige vom Stofflichen, weil die im Sinnlichen befangenen Jonier sich schwer entwöhnen konnten, im Sichtbaren die Wirklichkeit zu erkennen. Anaxagoras fand den Geist, aber nicht als einen persönlichen, und darum konnte er dem Unsterblichkeitsbedürfnisse keine Bürgschaften geben. An der entgegengesetzten Seite der griechischen Welt, im griechischen Italien, entwickelte sich zuerst eine Philosophie, welche den Gegensatz homerischer Lebensanschauung zu voller Geltung brachte. Denn während bei Homer das wahre Ich des Menschen der Leib und der leibhafte Mensch allein die volle Persönlichkeit ist, so faßten die Pythagoreer im Anschlusse an die Mysterien die Seele als das Wesentliche im Menschen auf, als die sich selbst bewegende und frei bestimmende Einheit; der Körper ist ihr nicht nur ein Fremdes, sondern auch eine Fessel, eine Kerkerhöhle, ein Grab; das diesseitige Leben ist ein Leben im Grabe, das jenseitige das wahre Sein in Licht und Freiheit.

Von den Anregungen der ionischen und italischen Philosophie befruchtet, wurde Athen der Boden, auf welchem auch dieser Zweig der Erkenntniß zu seiner Blüthe gelangte und Früchte trug, an denen auch unser Glaube sich stärken und nähren kann. Sokrates schöpfte nicht, wie etwa die Pythagoreer, aus den Lehren auswärtiger Weisheit; er hielt an den Thatsachen seines sittlichen Bewußtseins fest, in denen er sich mit der Volksreligion im Einklange fühlte. Ueberzeugt von der Fortdauer der Menschenseele in einem durch ihr irdisches Verhalten bedingten Zustande, ging er aus freiem Entschlusse und mit

heiterem Gemüthe dem Tode entgegen, ein Held des Glaubens und der sittlichen Zuversicht zu dem, was er, nach Wahrheit suchend, als Wahrheit gefunden hatte; auch darin ein echter Grieche, daß er bei aller Sicherheit seiner Hoffnung doch nur sehr behutsam und mit größter Zurückhaltung über die Zukunft der Seele sich äußerte. Seinem Schüler war es vorbehalten, den Glauben, in welchem Sokrates gestorben war, philosophisch zu begründen. Es kann der sittlich Handelnde so wenig wie der philosophisch Denkende ohne eine Ewigkeit auskommen; es muß also zur Beruhigung des Menschen — denn in Jedem wohnt, wie Platon sagt, ein furchtsames Kind, welchem bange ist um die dunkle Zukunft, als könne in ihr Seele und Bewußtsein verloren gehen —, es muß nicht nur geahnt, gehofft und geglaubt, sondern auch erkannt, gewußt und gegen alle Einwendungen festgestellt werden, daß der Mensch sein Ziel über dieser Welt habe. Platon's Phädon ist gleichsam der Schlußakkord, in welchem das durch vielerlei Widersprüche hindurch gehende Ringen des hellenischen Geistes nach Unsterblichkeit harmonisch ausklingt; hier findet man das volksthümliche Bewußtsein, Religion und Mysterienlehre so wie das Ergebniß wissenschaftlicher Forschung vereinigt; das Bedürfniß des Herzens wird als eine Forderung des denkenden Geistes nachgewiesen; es ist ein Hymnus auf die Unsterblichkeit der Seele und zugleich ein Meisterwerk dialektischer Kunst, welche zu dem zurückführt, was in kindlicher Einfalt die Ahnen der indogermanischen Völker geglaubt und bekannt haben.

Wir gingen vom Unterschiede zwischen Indern und Hellenen aus. Wir überzeugten uns, wie mächtig auch bei den Hellenen auf den verschiedensten Stufen ihrer Entwickelung und in den verschiedensten Kreisen ihres Volkslebens der Unsterblichkeitsglaube gewesen ist, wie Gott auch ihnen die Ewigkeit ins Herz gelegt hat und wie sich auch in der Auffassung und Gestaltung dieser Idee ihr hochbegabter Sinn bewährt hat. Mancherlei ist uns entgegengetreten, was an die Ueberlieferungen unserer eigenen Religion erinnern mußte, und gewiß ist Niemand unter uns, welchem ausgesprochene oder ange-

deutete Vergleiche dieser Art als eine Profanation erscheinen könnten. Denn das ist ja ein herrliches Zeugniß für die Offenbarung, daß alles wahrhaft Menschliche in ihr seine Erfüllung findet, und das ist doch eine der würdigsten Aufgaben der Wissenschaft, diesen großen Zusammenhang des echt Menschlichen und darum ewig Gültigen in den Völkern aller Zeiten nachzuweisen; das ist die Aufgabe der wahren Philologie, welche Niebuhr eine Vermittlerin der Ewigkeit nannte.

Der hohe Glaube, welcher Plato begeisterte, trägt und hebt ja auch uns, und zwar nicht nur in einzelnen, feierlichen Momenten, sondern unausgesetzt und mitten in unsern täglichen Arbeiten; ohne ihn wären wir nichts als armselige Tagelöhner, durch ihn erhält Alles, was wir beginnen, Bedeutung und Zusammenhang. Denn daß die Anschauung eines jenseitigen Lebens nicht zur Geringschätzung des irdischen Daseins und zu einer Verabsäumung seiner Aufgaben führe, erkennen wir an demselben Volke, das wir heute in seinem Verhältnisse zur Unsterblichkeitslehre betrachtet haben. Freilich galt bei den Griechen der uralte Wahrspruch, daß nicht geboren zu sein das allerbeste Loos wäre; freilich kamen auch bei ihnen Leute vor, welche, wie der Sophist Antiphon sagt, das gegenwärtige Leben nicht leben, sondern mit allem Eifer auf ein zukünftiges sich vorbereiten, so daß ihnen die Zeit unterdeß ungenutzt verstreiche. Aber aus diesen Lebensanschauungen tritt uns nur wieder aufs Neue entgegen, wie deutlich die Hellenen sich dessen bewußt waren, daß die Menschenseele zu einem höheren, freieren und ihrem Wesen entsprechenderen Dasein berufen sei. Sonst haben sie von allen Völkern der Erde am wenigsten in trüber Melancholie das irdische Dasein verabsäumt, und daß ihr Unsterblichkeitsglaube die Energie des Handelns nicht lähmte, beweist Niemand besser, als Sokrates. Denn wer war bis zum letzten Athemzuge treuer als er den Gesetzen des Staats und eifriger für seine Freunde? Auch die Pythagoreer führte ihre Seelenlehre keineswegs zu einer melancholischen Auffassung des Menschenlebens; sie wurden nicht zu Träumern und Schwärmern, welche etwa

nach Weise der Inder nur darnach trachteten, sich mit ihrem Bewußtsein ganz in die göttliche Weltseele zu versenken, sondern gerade bei ihnen finden wir die ernsteste Sittenlehre und das kräftigste Streben nach Verwirklichung eines vollkommenen Staats. Jene Thraker endlich, »welche an die Unsterblichkeit der Seele glaubten«, waren die Tapfersten von allen Stammgenossen, als es galt, ihre Freiheit zu vertheidigen.

Es soll ja auch das diesseitige Leben zu dem jenseitigen nicht im Gegensatze stehen, sondern schon diesseits ein wahrhaft geistiges, d. h. ewiges sein. Sokrates freute sich auf den Tod, weil er ihn erlösen würde von dem, was ihn in seinen Betrachtungen störte; sein eigenstes Leben wollte er also nur fortsetzen unter günstigeren Verhältnissen und in höherem Luftkreise die Flügel der Seele, die hier gebundenen, entfalten. So soll bei uns Allen die Luft der Ewigkeit in die Enge des täglichen Geschäftslebens eindringen, und bei welchem Lebensberufe soll dies mehr der Fall sein, als bei dem, welcher, wie der sokratische, der Erforschung der Wahrheit zugewendet ist? Die Beziehung auf das Ewige ist es, welche uns Kraft der Ausdauer und Selbstverläugnung giebt; sie lehrt uns in der Wissenschaft das Wesentliche vom Unwesentlichen unterscheiden und bewahrt uns dadurch vor der Krankheit einer dünkelhaften und geschmacklosen Vielwisserei; sie macht die Erkenntniß zur Tugend und die Forschung zu einem Gottesdienste. Die wahre Wissenschaft ist nur in der Sphäre des Unendlichen zu begreifen. Sie stellt uns in die Gemeinschaft mit den vergangenen Generationen, deren Gedanken uns immer klarer entgegenleuchten, sie verlangt, daß wir den kommenden Geschlechtern vorarbeiten. Also auch so stehen wir auf jedem Punkte inmitten eines ewigen Lebens. Die Menschengeschlechter eilen vorüber; eines reicht dem anderen die Fackel der Erkenntniß. Thun wir das Unsrige, daß sie hell leuchtend in die Hände unserer Nachkommen gelange!

XIV.

Der Gruß.

Auch dem begabten Redner würde bange sein, wenn er beim Betreten dieses Platzes sich sagen müßte, daß er durch seine Worte der heutigen Feier Bedeutung und Inhalt zu geben berufen sei. Aber nicht das Reden und Redenhören ist die Hauptsache, sondern unser Zusammensein, und die Weihe des Festes liegt darin, daß wir uns in voller Zahl hier bei einander sehen, daß wir den Staub des Alltagslebens von den Füßen geschüttelt haben, daß wir, der Sorgen und Mühen ledig, mit freiem Geiste in gehobener Stimmung, von denselben Gefühlen dankbarer Freude tief und lebendig durchdrungen, in diesen ehrwürdigen Räumen zusammen sind, um die Wiederkehr des vaterländischen Festtags zu begrüßen, und ich erkenne meine schöne Aufgabe darin, daß ich nicht Neues zu ersinnen und Fernliegendes heranzuziehen habe, sondern Ihre Empfindungen auszusprechen und der Träger des Grußes zu sein, welchen wir dem geliebten Könige zu Seinem Geburtstage darbringen.

Wohl ist scheinbar nichts geringfügiger, nichts äußerlicher und flüchtiger als ein Gruß. Nichts wird im täglichen Leben weniger geachtet, gedankenloser hingesprochen, gleichgültiger überhört — und doch, davon sind wir heute Alle überzeugt,

doch ist der menschliche Gruß keine leere Form; er ist nicht bloß eine Sache des Anstandes oder der guten Gewohnheit.

Jeder von uns ist sich bewußt, wie er oft schon aus dem ersten Gruße einen sehr bestimmten Eindruck von dem Charakter eines Mannes erhalten hat; im Gruße geben die Menschen am unverhohlensten zu erkennen, was sie von sich und Anderen denken. Ja, es ist der Gruß etwas mit dem geistigen Leben so Verwachsenes, daß man nach der Art des Grußes die verschiedenen Zeitalter und Völker der Geschichte unterscheiden kann.

Ich denke, es liegt uns am Tage des Festgrußes nicht fern, diesem Gedanken nachzugehen.

Als Herodot durch die Städte Aegyptens ging, fiel ihm Eins besonders auf, worin sich die dortige Bevölkerung von allen Hellenen unterschied. Er vernahm keinen freundlichen Gruß auf der Straße, sondern stumm und ernst gingen die Menschen an einander vorüber, indem Einer vor dem Andern den Arm zum Knie hinunterfenkte. Es war ein Zeichen der Unterwürfigkeit, durch welches der Niedrigere dem Vornehmeren seine Huldigung darbrachte.

Herodot's Wahrnehmung führt uns auf einen der wesentlichsten Gegensätze der Menschengeschichte.

Bei den Völkern des Orients trat das Menschliche vor dem Amtlichen, das Innere und Wesentliche vor dem Zufälligen und Aeußerlichen zurück. Der Abstand in Rang und Besitz, der Unterschied zwischen Vornehmen und Geringen und namentlich zwischen Fürst und Unterthan war ein so durchgreifender, daß der Werth der Persönlichkeit ganz aufgehoben wurde. Mit der Stirn am Boden mußte man den Großherrn verehren, wie ein Wesen höherer Art, wie eine Gottheit, zu welcher man nicht würdig sei die Augen aufzuschlagen.

Als Konon am Perserhofe verhandelte, zog er es deshalb vor, auf die angebotene Audienz zu verzichten; denn wenn er selbst, der längere Zeit unter den Orientalen gelebt hatte, auch persönlich bereit war, die landesübliche Huldigung darzubringen, glaubte er es doch als Athener vor seiner Vater-

stadt nicht verantworten zu können, wenn er den knechtischen Gruß leistete.

Die Griechen haben sich auch in diesem Punkte nicht auf einmal vom Orient und seinen Sitten frei gemacht. Dachte man sich doch das alte homerische Königthum noch mit üppiger Pracht umkleidet und ließ Agamemnon auf Purpurteppichen in seinen Palast schreiten. Erst allmählich sonderten sich die beiden Welten und im Gegensatze zu dem überschwänglichen Wesen des Orients trat auf allen Gebieten des öffentlichen und häuslichen Lebens das Einfache, Maßvolle und Vernünftige ein, wodurch sich das Hellenische vom Barbarischen unterscheidet. So auch im Gruß, und bei keinem Volke hat ein schlichter Gruß als nationales Symbol und charakteristisches Kennzeichen des Volks sich so glücklich ausgebildet und festgestellt, wie bei den Hellenen.

Grüße dieser Art sind unübersetzbar. Das fühlen wir gleich, wenn am Eingange von Briefen ein »Freude zuvor« die Stelle des »Chaire« vertritt, dessen leichte Anmuth, der Charis verwandt, in fremder Zunge unerreichbar ist.

Und was ist der Sinn des Spruchs? Nicht Sinnenlust und üppiger Genuß, sondern harmlose Freude an allem Guten und Schönen, womit die Götter die Menschen gesegnet haben, dankbares Wohlbehagen an der Welt, in welcher das Volk sich glücklich fühlte.

Darum ist das »Freue dich« der Wahlspruch, mit dem es ganz verwachsen ist, die von allen besonderen Anlässen unabhängige, allgemeine Ansprache, der fröhliche Wechselgruß auf Straßen und Plätzen, der lebendige Ausdruck einer heiteren Lebensgemeinschaft, wie ihn Herodot in den Städten des Orients vermißte. Denn wo Despotie und kastenmäßige Scheidung der Stände herrscht, muß trüber Ernst, Mißtrauen und Furcht wie eine schwere Wolke auf dem Leben lasten.

Die Griechen sind die Ersten gewesen, welche Freundschaft und brüderlichen Sinn als die Grundbedingung jedes Gemeinwesens erkannt haben. Daraus ergiebt sich die Theilnahme an des Nächsten Wohlergehen, das Bewußtsein einer familien-

haften Zusammengehörigkeit, die gemeinsame Freude an dem unter göttlichem Schutz gedeihenden Staate.

Darum galt dieselbe Ansprache für Götter und Menschen, für Hohe und Niedrige, für Nahe und Ferne, für Lebende und Todte, in Krieg und Frieden, beim Kommen und Gehen.

Es war der freudige Zuruf, mit dem man beim Mahle nach der Sättigung mit Speise sich zum Wechselgespräche wendete. Es war der schriftliche Gruß im Briefe, mit dem man seit dem glorreichen Tage von Sphakteria auch die Staatsdepeschen eröffnete. Mit dem Freudengruß auf der Lippe sank der Bote nieder, welcher die Kunde des marathonischen Siegs nach Athen brachte.

Auch das Lebloſe beseelte und belebte man durch Sinnsprüche und Grüße; Becher und Geräthe, Pforten der Häuser und Städte, Hermen, Brunnen, Quellorte, Ruheplätze, Wegweiser. Denn auch der Wanderer sollte sich auf einsamem Wege nicht verlassen fühlen, sondern eine freundliche Ansprache finden, ein Willkommen, eine wohlthuende Kundgebung leutseliger und gastfreundlicher Gesinnung.

Vor Allem aber stattete man die Gräber mit Grüßen aus, weil man die Abgeschiedenen nicht in dem gewohnten Kreise bürgerlicher Gemeinschaft missen wollte, und ihnen galt derselbe Gruß, welcher die Lebenden unter einander verband. Er wird auf Stein geschrieben wie ein Nachruf, welcher dem Vorübergehenden in den Mund gelegt wird, und so werden die Gräberstraßen zu Wohnplätzen der Verstorbenen, welche mit den überlebenden Geschlechtern in stetigem Verkehr bleiben.

Wir sehen, welche Bedeutung das feinsinnige Volk der Hellenen dem Gruße gegeben hat, wie kennzeichnend derselbe für ihr sittliches und bürgerliches Verhalten gewesen ist.

Lange Zeit haben sie ihren Wahlspruch festgehalten und mit ihm die schöne Harmonie des Lebens, deren Ausdruck er war. Mit bewundernswürdiger Energie haben sie das Ungünstige fern zu halten, die Mißklänge zu überwinden und im Schönen zu leben verstanden. Als aber die Harmonie zerriß, verlor auch der Gruß der Freude seine nationale Bedeutung.

Um die Zeit, da die Sophistik aufkam und die Unmittelbarkeit des Lebens zerstörte, fing das Chaire an altmodisch zu werden und die Modernen sagten: »Aspazomai«, ich grüße dich.

Die Philosophen, welche sich vom Volke trennten und Sondergemeinden bildeten, brachten eigene Grußformeln auf. Man suchte inhaltreichere Ansprachen, die zugleich als Wahrzeichen dienen konnten, und wollte nicht mehr für Götter und für Menschen denselben Gruß. Platon wählte als ein besseres Symbol für das Wohlverhalten an Leib und Seele das »eu prattein«, und so verschiedenartige Schulen, wie die der Pythagoreer und der Epikureer, begegneten sich darin, die Gesundheit (die innere wie die äußere meinten sie damit) als höchstes Gut und Inhalt ihrer Glückwünsche festzustellen.

Zur alten Sicherheit des nationalen Grußes ist man nie wieder zurückgekommen; ja, das Grundprincip desselben, wodurch sich die Hellenen von den Barbaren losgemacht hatten, wurde verläugnet. Zuerst durch einen Mann aus Herakliden-stamme, einen Feldherrn Sparta's, welcher ein Eiferer für altspartanische Zucht gewesen war, durch Lysander, der auf dem schlüpfrigen Boden Asiens zu Fall kam, den ersten unter allen Hellenen, welcher sich Altäre anzünden und in Hymnen begrüßen ließ.

Das zweite Opfer war Alexander. Er hörte auf Hellene zu sein, als sein freier Geist von der Luft des Orients umdüftert wurde, als er den knechtischen Gruß, die fußfällige Huldigung erst gestattete und dann forderte. Hellenischer Freimuth machte die letzten Anstrengungen, den nationalen Gruß ihm gegenüber zu retten und sein gotteslästerliches Ansinnen zurückzuweisen. Umsonst. Der Zögling des Aristoteles wollte sich zu einem Götzen erniedrigen und die Gesandtschaften, welche ihn im Namen von Hellas begrüßten, zogen nun bekränzt hinüber, wie Processionen.

Als die bürgerlichen und sittlichen Ordnungen von Hellas aus den Fugen gingen und damit auch der althellenische Volksgruß aufhörte eine Wahrheit zu sein, wurde er eine Sache

wechselnder Modelaune und ein Gegenstand sophistischer Spielerei. Lucian hat eine eigene Schrift verfaßt, um sich darüber zu rechtfertigen, daß er einmal am Morgen anstatt des üblichen Chaire »gute Gesundheit« gewünscht hatte.

Der Römergruß war von Anfang an ernster und praktischer. Er ging nicht, wie der griechische, auf die Blüthe des Daseins, der Freude Glanz, sondern auf die Grundbedingung alles Lebens und Wirkens, auf männliche Kraft und Gesundheit.

Wie bei den Griechen, so waren auch die Römergrüße, das Salve und Vale, ursprünglich nicht an bestimmte Anlässe gebunden; auch sie wurden sowohl an Götter gerichtet als an Abgeschiedene; auch sie verbanden, so lange die alte Sitte bestand, alle Stände des Volks gleichmäßig unter einander.

Die Römer waren förmlicher als die Griechen, umständlicher und mehr Freunde des Amtlichen und Feierlichen.

Die Unterschiede wurden schärfer hervorgehoben. Ihr Ave ist schon ein Gruß, in welchem ein Gunstsuchen enthalten ist, und der deshalb dem Verhältniß des Clienten zum Patrone besonders entsprechend gefunden wurde.

Schon die republikanischen Staatsmänner legten hohen Werth darauf, feierlich gegrüßt zu werden; sie erkannten darin einen Maßstab ihrer Popularität und betrachteten das Wechseln der Grüße auf Straßen und Plätzen als eine Sache von öffentlicher Wichtigkeit.

Es war aber eine häßliche Nachäffung bürgerlicher Gleichheit und Leutseligkeit, wenn die vornehmen Herren, von ihrem Nomenclator begleitet, die Begegnenden mit ihren Namen begrüßten, ihnen bieder die Hand schüttelten und zarte Verbindlichkeiten zuriefen, während ihnen die Leute im Grunde vollkommen gleichgültig oder verächtlich waren.

Wenn hier schon in republikanischer Zeit viel Gemachtes und Unwahres vorkam, so nahm dies in rascher Steigerung zu, als alle üblichen Begrüßungen auszeichnender Art, Zuruf von Ehrennamen, Empfang mit Tücherschwenken und Glückwünsche, in solenner Wiederholung taktmäßig eingeübt, auf

eine Familie übertragen wurden, welche sich, wie das makedonische Haus unter der griechisch redenden Menschheit, über dem Römervolk in einsamer Größe erhob.

Eine Zeitlang offenbarte sich der schwankende, unklare Zustand des öffentlichen Rechts im Gruße. Rangklassen bildeten sich, je nachdem man in der ersten oder in der zweiten Gruppe von Vertrauten zur Begrüßung des Staatsoberhaupts zugelassen wurde. Die Begrüßung selbst verlor ihre Einfachheit und Würde. Clienten sah man vor ihren Herren, Bürger vor dem Fürsten auf den Knieen. Bilder lebender Menschen wurden angebetet. Alles Maßlose des orientalischen Unwesens brach herein, da die gesunde Kraft ausging, welche nöthig ist Maß zu halten und vergiftende Ansteckung abzuwehren.

In ausländischen Purpur wurden die neuen Götter gekleidet; immer geschmacklosere und pomphaftere Grußformeln wurden ersonnen, um sich selbst zu erniedrigen und den Machthaber zu erhöhen. Gedankenlose Acclamationen wurden in langen Reihen wiederholt und die Zahl der Wiederholungen in amtlichen Protocollen römischer Senatsverhandlungen sorgfältig verzeichnet.

So sind die beiden Brudervölker, die Völker des Gesetzes und der Freiheit, nach Erschöpfung ihrer sittlichen Kraft der Unfreiheit des Orients wieder anheim gefallen und die Geschichte zeigt uns, wie ich denke, deutlich genug, wie diese innere Umwandlung bei Griechen und Römern in der Sitte des Grußes sich zu erkennen giebt.

Innerhalb des Orients hatte sich aber ein Volk von dem Verderben frei gehalten, welches darin seine Wurzel hatte, daß man sterbliche Menschen wie Götter grüßte, das Volk, welches den lebendigen Gott als seinen Gott verehrte, und dies ihm eigenthümliche Verhältniß mußte auch auf die Art, wie es seine Grüße und Glückwünsche ausdrückte, bestimmend einwirken. Bei dem Volke der Theokratie mußte alles Heil von oben kommen. Hier können wir auch die Form des Zuspruchs, in welchem die klassischen Völker ihr keckes Selbstgefühl aussprachen, die imperativische Form: »Sei froh, sei gesund!«

nicht erwarten; hier ist Gott der Gruß, Jehova der Segenspender.

Aber auch der Inhalt des Grußes ist ein anderer, und es tritt uns hier zuerst der Spruch entgegen, der seitdem nicht wieder verklungen ist: »Friede sei mit Dir und Deinem Hause!«

Der Friedensbegriff hängt mit dem Gottesbegriffe eng zusammen. Das Volk Gottes wohnt auf heiligem Boden und genießt den Tempelfrieden; Keiner darf ihm schaden. Insofern ist der Friede nichts Anderes als volle Sicherheit und Geborgenheit, ungestörtes und wohlverbürgtes Wohlergehen.

Es taucht aber schon ein anderer Begriff auf, der verborgene Keim eines geistigen Sinnes, welcher über den äußeren Glücksstand hinausgeht, der Begriff eines inneren Glücks, welches mit dem sittlichen Wohlverhalten verwachsen ist. »Großen Frieden,« heißt es, »haben, die das Gesetz Gottes lieb haben.«

Damit ist das semitische Volk kraft der ihm eigenthümlichen Tiefe des Gefühls und Empfänglichkeit für religiöse Ideen über Römer und Griechen hinausgegangen. Es hat das Glück, welches allen menschlichen Grüßen und Wünschen zu Grunde liegt, auf seine Quelle zurückgeführt, die Freude des Lebens, die Kraft des Wirkens auf das normale Verhältniß der Seele zur Gottheit und die daraus entspringende, von allen Aeußerlichkeiten unabhängige, innere Zufriedenheit. Diesen Inhalt hat das Neue Testament aufgenommen, entfaltet und verklärt; und so ist der Gruß geworden, welcher seitdem durch die Christenheit tönt, der uns Allen theure Friedegruß, in welchem das tiefste Bedürfniß und das höchste Gut der Menschenseele erst offenbar geworden ist. So können wir auch hieran erkennen, wie die wichtigsten Entwickelungsstufen der Menschengeschichte im Grüßen sich ausgeprägt haben.

Sollen wir aber den menschlichen Gruß nur vom geschichtlichen Standpunkte betrachten und nicht auch erwägen, was er für unser Leben ist?

Was unser Leben reich und bedeutend macht, was ihm

Reiz und Anmuth verleiht, sind die Beziehungen zu anderen Menschen, die anregenden und belebenden Wechselwirkungen, in denen wir stehen. Jede wohlthuende Anregung unseres Gemüths empfinden wir wohl wie einen Gruß und nennen sie so, auch wenn kein Grüßender da ist.

So erscheint es uns wie ein Gruß aus dem Vaterlande, wenn auf weiter Meeresöde die heimische Flagge am Horizonte auftaucht oder in fremder Seestadt plötzlich ein Lied der Heimath unser Ohr berührt. Das sind Symbole einer geistigen Gemeinschaft, es sind geistige Berührungen, welche auf einmal ganze Reihen von Empfindungen wach rufen.

Alle wahren Grüße sind Gedanken der Liebe. Für das materielle Leben werthlos, keimen sie absichtslos aus der Tiefe des erregten Gemüths und geben Zeugniß von dem Schatze treuer Zuneigung, welchen wir als unsern eigensten und edelsten Besitz ansehen dürfen; sie vergegenwärtigen uns den unsichtbaren Kreis derer, mit denen wir einmal in eine wahre Lebensgemeinschaft eingetreten sind.

Mit jedem Gruße wird die Schranke der Selbstsucht, welche sich immer so leicht wieder um das Menschenherz schließt, durchbrochen; jeder wahre Gruß wird wie jedes gute Wort unmittelbar aus einer freien Bewegung des Innern geboren.

Die Bewegung ist aber nicht an das Wort gebunden. Grüße ohne Worte sind oft die wirksamsten und innerlichsten. Das Auge des Menschen ist ehrlicher als die Lippe und ein offener Blick, ein Druck der Hand täuscht uns seltener als freundliche Rede.

Mitten im Gedränge des Lebens kann die Freundeshand, welche wir in der unsrigen fühlen, uns von der Nähe eines zuverlässigen Beistandes lebendig überzeugen und uns mit neuem Muthe beseelen. Es giebt Momente, wo man das ausführende Wort scheu vermeidet, aus Furcht das Zartgefühl zu verletzen, wenn man gerne eine warme Zustimmung bezeugen möchte. Da ist eine symbolische Handlung, ein stummes Zeichen willkommen, wie der Kranz, von dem Goethe die edle Fürstin sagen läßt:

So gönne mir die seltne Freude, Tasso,
Dir ohne Wort zu sagen, wie ich denke!

Es giebt endlich Momente der Begrüßung, die von so ergreifender Bedeutung sind, daß jedes Wort auf der Lippe erstirbt, weil es zu armselig erscheint. So bei jedem unverhofften, langentbehrten Wiedersehen, bei jedem Abschiede, der uns das Herz bricht. Oder denken Sie Sich eine jener Scenen, welche uns neuerdings durch Bilder mehrfach vergegenwärtigt sind, denken Sie Sich unsern König, wie Er das Lazareth durchwandernd, zu einem Schwerverwundeten an das Lager tritt und ihm die Hand reicht, um ihm im Namen des Vaterlandes den letzten Dank darzubringen. Ist in dem feuchten Blick, in dem Druck der Hand nicht Alles gesagt, was in einen solchen Gruß gelegt werden kann? Ist das tief schmerzliche Verstummen nicht beredter als jede Ansprache?

Alles Tiefste, was eine Menschenseele fassen kann, ist seiner Natur nach unaussprechlich. Jedes Gebet ist ein Gruß, der nicht in Worte aufgeht; alle Religion wurzelt in der Ueberzeugung, daß zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren, wo keine Worte mehr gewechselt werden, wirksame Lebensbeziehungen stattfinden, auf dem Glauben, daß, wie der Volksmund es ausspricht, auch Gott die Menschen grüßt.

Gewiß sind auch die deutschen Grüße in vollem Maße charakteristisch. Es spiegelt sich in ihnen die reiche Mannigfaltigkeit des nationalen Lebens nach Stämmen und Gauen, nach Religion und Sitte, so daß es unmöglich ist, in Kürze davon zu reden. Es bezeugt sich in ihnen das tiefe Gemüthsleben unseres Volks, aber auch seine Neigung zur Zersplitterung und, unsere alte Schwäche, die Unselbständigkeit dem Auslande gegenüber. Denn nur daraus erklärt es sich, daß in der täglichen Begrüßung, welche doch vor Allem ein nationales Gepräge zu haben pflegt, ausländische Formeln sich so fest haben setzen können, daß sie im Volksmunde wieder umgemodelt worden sind, damit sie auf diese Weise einen wärmeren Ton und volksthümlicheren Klang erhalten sollten.

Es ist die freundliche Begrüßung eine Blüthe des menschlichen Lebens, welche nirgends fehlt, wo es sich gesund und frei entfaltet. Es ist ein Zeugniß der geistigen Mächte, welche im Menschenleben wirksam sind, daß wir mit einem einfachen Gruße, der aus dem Herzen kommt, so viel geben und so viel empfangen können. Dieses Geben und Empfangen ist ein Bedürfniß jedes nicht in Selbstsucht erstarrten Menschen; es ist das geistige Athmen, ohne welches wir uns keine Menschenbrust und keine menschliche Gemeinschaft in gesundem Zustande denken können. Wir müßten es als die beklagenswertheste Verarmung ansehen, wenn Einer von dieser Wechselwirkung ausgeschlossen wäre, wie wir ein Haus beklagen müßten, in dem die Grüße ausgestorben wären. Ein finsterer Geist müßte daselbst Wohnung gemacht haben, ein von den Sorgen um das eigene, enge Wesen ganz belasteter Sinn.

Je freier und froher das Herz ist, um so mehr strebt es hinaus, mit Andern in Beziehung, in lebendige Fühlung zu treten.

Wer am frischen Morgen durch das Gefilde geht, kann nicht stumm an dem vorübergehen, der desselben Weges kommt. Man fühlt sich auch dem Unbekannten nahe und geleitet ihn an sein Tagewerk mit freundlichem Zuspruch.

Die Nähe der Stadt spürt man an den verstummenden Grüßen. Die Menschen werden einander gleichgültig, die Massen rennen wie die Ameisenzüge in stummer Geschäftigkeit an einander vorüber, und nur die engsten Beziehungen werden im Gruße ausgesprochen, entweder die vorübergehenden, die den Tagesgeschäften angehören, oder die dauernden, welche in einem gemeinsamen Berufe wurzeln und innerhalb des wogenden Menschentreibens engere Kreise bilden.

Hier erhält der Gruß eine besondere Bedeutung.

Wir haben schon an den Gemeinden der alten Philosophen gesehen, wie sie zum Ausdrucke ihrer engeren Gemeinschaft eigene Grüße eingeführt haben, welche als Erkennungszeichen dienen sollten. Auch bei Genossen praktischer Berufsthätigkeit giebt es solche Grüße, welche die Begegnenden einander zurufen,

um sich bei ihrer mühevollen, gefährlichen und vereinsamenden Arbeit durch das Gefühl treuer Genossenschaft zu stärken.

Ein solches Symbol haben wir nicht, die wir in diesen Räumen zusammen wirken, schon deshalb nicht, weil wir uns um keinen Preis nach Art eines Ordens von der großen Lebensgemeinschaft unseres Volks absondern möchten.

Das Bedürfniß fester Gemeinschaft kann aber nirgends lebendiger sein als bei uns, sowohl was die Forschung betrifft als auch die Lehre, und bei einem Berufe, der auf lauter persönlichen Beziehungen beruht und auf einem stetigen Geben und Empfangen, da ist der Geist der Offenheit, der Herzlichkeit und des gegenseitigen Vertrauens, wie er in Gruß und Gegengruß sich offenbart, ein besonders unentbehrlicher; es ist der gute Hausgeist, welcher in diesen Räumen waltet.

Wir haben das Glück, mitten in der vollen Bewegung der Gegenwart und doch abseiten vom lauten Markte der Welt unserem Berufe leben zu können, und was die anderen Menschen, wenn sie bei ihrem Jagen nach Besitz und Ehre sich einander im Wege stehen, zu entzweien geeignet ist, hat für unsere Gemeinschaft keine Gefahr.

Die Erkenntniß ist ein Gut, das nicht bestimmt ist, Sonderbesitz zu sein, ein gemeinsames Gut wie das Licht, an dem die Menschen sich freuen, ohne daß Einer dem Andern im Wege steht — und doch ist das Feld der Wissenschaft ein Feld des Streits, und zwar nicht nur jenes edlen Streits, in welchem die Kräfte wachsen und die Wahrheit zu Tage gefördert wird, sondern auch des unedlen Streits, in welchem der Geist verläugnet wird, welchen wir als den einer friedlichen Genossenschaft pflegen sollen.

Das zeigt sich besonders auf dem Gebiete, wo nicht nach mathematischer Methode von einer Stufe der Erkenntniß zur anderen fortgeschritten werden kann, sondern wo es sich um philosophische oder historische Erkenntniß handelt, um Gegenstände, welche mit den Tagesfragen in Verbindung stehen, um Ueberzeugungen, welche jedem Denkenden wichtig sind, um Forschungen, wo die Wahrheit nicht mit der Richtigkeit der

Methode zusammen fällt, wo nicht bloß der rechnende Verstand, die messende und wägende Prüfung, die scharfe Beobachtung in Anspruch genommen werden, sondern alle Kräfte des Geistes und Gemüths, wo wir das Ergebniß der Forschung, wenn es zum Ausdruck kommen soll, uns persönlich aneignen und mit unserm Urtheilen und Empfinden durchdringen müssen. Hier ist ein unbedingt Gültiges nicht in gleichem Grade zu erreichen und die Wahrheit erscheint uns nur in dem bunten Prisma menschlicher Individualität.

Je lebhafter nun der Eifer der Forschung ist, um so entschiedener sehen wir den Einen gegen den Andern in die Schranken treten, und anstatt sich zu freuen an der Mannigfaltigkeit der Gaben und an der Verschiedenheit der Standpunkte, von denen die Gegenstände angesehen werden, sind so Viele bereit, mit herbem Widerspruche alles von ihrer Auffassung Abweichende zu verneinen und rücksichtslos den Stab zu brechen über das, was ihrer Richtung widerspricht.

Solches Verfahren zerreißt die Gemeinsamkeit, die wir als unser bestes Gut ansehen sollten. Denn das Gedeihen der Wissenschaft und die Ehre des Gelehrtenstandes beruht darauf, daß Alle, welche ernsthaft die Wahrheit suchen, nach gegenseitiger Verständigung streben, und daß wir uns unausgesetzt einander neidlos fördern, ergänzen und berathen. Das ist der Gruß und Gegengruß auf dem Gebiete der Wissenschaft, die brüderliche Genossenschaft, die wechselseitige Handreichung bei dem gemeinsamen Tagewerke.

Das Gefühl der Gemeinsamkeit neu zu beleben, ist die rechte Bedeutung eines Tages wie des heutigen; dies Gefühl ist das Feierkleid, in welchem wir vor unserem Könige erscheinen und Ihm den gemeinsamen Festgruß darbringen.

Mit Stolz und Freude empfinden wir heute, wie verschieden Sein Thron ist von jenen Fürstensitzen des Morgenlandes, welchen ein freier Athener sich nicht glaubte nähern zu dürfen. Der preußische Thron ist um so fester gegründet, je ferner ihm jeder falsche Cultus, jede entehrende Selbsterniedrigung geblieben ist, je mehr die für Griechen und Römer un-

versöhnlichen Gegensätze, Königthum und Gesetz, Souveränität und Bürgerfreiheit, Gehorsam und Liebe sich zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen haben.

Heute empfinden wir in vollem Maße, welche Weihe auf dem Gruße liegt, der aus dem Herzen kommt; denn wir wissen, daß in diesem Festsaale sowie in den tausend und abertausend Plätzen, wo innerhalb des Vaterlandes oder in fernen Ländern oder auf deutschen Seeschiffen dieser Tag gefeiert wird, ein Gefühl, ein Gedanke, ein voller Segensgruß die Herzen durchströmt. Alles ist, einer unsichtbaren Gemeinde gleich, um ein theures Haupt versammelt, und dies einstimmige Grüßen — ist es nicht ein Zeugniß von der Gesundheit des Staats, eine Bürgschaft seiner Größe, ein Siegel seiner Macht?

In diesen, dem Gedächtniß der Zeiten geweihten Räumen sind wir berufen, uns alles Schöne und Gute, mit dem die Alten uns vorangegangen sind, also auch die Grüße, worin sie das zusammen gefaßt haben, was einem Menschenleben Werth und Bedeutung verleiht, zu eigen zu machen.

So dürfen wir auch unserm Könige den vollen Gruß der Freude darbringen, wie ihn die Hellenen einander zuriefen, denn die theuer erworbene Siegesfreude umschwebt Sein Haupt, und der freudige Dank für das im Kampf Erstrittene; mit dem alten Römergruße erflehen wir für Ihn die feste Dauer der Kraft und Stärke, welche Ihm durch Gottes Gnade bis in das höhere Alter so herrlich erhalten ist. Ihm weihen wir endlich den Gruß des Friedens, im Sinne der äußeren Sicherheit und Größe, welche Er dem deutschen Vaterlande gegeben hat, sowie in dem höheren Sinne des inneren Friedens, welcher aus der Gerechtigkeit stammt und aus dem hohen Bewußtsein, selbstlos das Gute gewollt und nur für das Vaterland gelebt zu haben.

XV.

Wort und Schrift.

Das heutige Fest richtet unsern Blick auf die Ziele der Wissenschaft, deren gemeinsamer Dienst das Band ist, welches uns zu einer geistigen Genossenschaft vereinigt. Denn indem die Preise vertheilt und die neuen Aufgaben verkündigt werden, an denen die Jugend ihre Kräfte üben soll, werden auch die Lehrer unwillkürlich an die Aufgaben erinnert, welche sich ein Jeder in seinem Fache für seine Forschung ausgewählt hat. Diese Aufgaben sind aber nur scheinbar der Wahl des Einzelnen anheimgegeben. Denn wie nach dem Sprichworte ein Tag den andern lehrt, so stellt auch ein Tag dem anderen neue Fragen und die Universitäten sind vorzugsweise berufen, dieselben zum klaren Bewußtsein zu bringen. Für die geschichtliche Forschung giebt es jetzt aber kaum eine Frage von allgemeinerem Interesse, als die nach dem geistigen Zusammenhange unter den Völkern der alten Welt. Denn mit den großen Entdeckungen auf dem Gebiete ältester Menschengeschichte, welche unserer Zeit vorbehalten waren, ist der Begriff des Alterthums selbst ein wesentlich anderer für uns geworden; wo man sonst von vorn anfangen zu können glaubte, sieht man sich jetzt in der Mitte vielseitiger Beziehungen, welche in frühere Zeiten und ältere Staaten zurückweisen, und der menschliche Geist kann nicht anders, als mit steigender Wißbegierde diesen neu eröffneten Bahnen nachgehen.

Wo sich aber ein ungeahnter Zusammenhang aufschließt, da ist der erste Eindruck überall kein anderer, als der, daß das Einzelne und Besondere vor dem Gemeinsamen und Uebereinstimmenden zurücktritt. So ist es in der Sprachwissenschaft gegangen, nachdem man den großen Zusammenhang der Völkerzungen entdeckt hatte; der Charakter der einzelnen Sprachen schien gänzlich zu verschwinden, bis sich wieder eine neue Richtung geltend machte, welche die Besonderheit der verschiedenen Sprachgruppen und das unterscheidende Gepräge der Einzelsprachen zu ihrem Rechte kommen ließ. So wird auch in einem der jüngsten Zweige der Wissenschaft, der vergleichenden Mythologie, nur durch Verbindung beider Richtungen die Wahrheit gefunden werden. Die wichtigsten Fragen, welche hierher gehören, betreffen das griechische Volk, insofern seine Stellung zum früheren Alterthume eine Lebensfrage der allgemeinen Bildungsgeschichte ist, und um ihrer genügenden Beantwortung näher zu kommen, müssen wir vornehmlich einen Grundsatz festhalten, welcher nur zu häufig außer Acht gelassen wird, den Grundsatz nämlich, daß wir uns die Ausbreitung geistiger Bildung nicht wie einen Strom vorzustellen haben, der mit physischer Nothwendigkeit unaufhaltsam vordringt, sondern unsere Aufgabe vorzüglich darin erkennen, daß wir die besonderen Bedingungen aufspüren, unter denen ein Volk von dem anderen früher oder später, rasch und auf einmal oder mit zögernder Zurückhaltung, die Erfindungen, Künste und Wissenschaften annimmt. Ein deutliches Beispiel giebt die wichtigste aller menschlichen Erfindungen, die Schrift.

Ueber keinen Gegenstand alter Culturgeschichte ist in unserer Zeit soviel neuer Stoff zugetragen worden, und alle früheren Ansichten darüber erweisen sich immer ungenügender, je weiter sich der Ueberblick über das Schriftwesen des Alterthums eröffnet. Bei den Aegyptern finden wir auf Denkmälern, welche dem vierten Jahrtausend vorchristlicher Zeit angehören, Papyrusrolle und Dintenfaß unter den gewöhnlichen Geräthen des täglichen Lebens, und nachdem die mit Schrift überschütteten Paläste der alten Königsstädte Asiens zu Tage getreten sind,

kommen ganze Schriftsammlungen und Bibliotheken assyrischer Fürsten zu Tage.

Die Griechen selbst schrieben die Erfindung und Verbreitung der Schrift vorzugsweise den Phöniziern zu, welche als gewinnsüchtige Handelsleute in ihr Land gekommen sind, aber unendlich mehr gegeben als genommen haben, indem sie dazu dienen mußten, die Frucht der morgenländischen Bildung als neue Aussaat auf den jungfräulichen Boden Europa's auszustreuen. Wenn nun die Griechen mit dem schriftkundigen Morgenlande in so früher und folgenreicher Verbindung gestanden haben, daß sie von dort Maß und Gewicht, Seefahrt, Sternkunde, Zeitrechnung, Gottesdienste, Künste und Kunstfertigkeiten aller Art sich aneigneten, sollten sie, das lernbegierigste Volk der Welt, die wichtigste aller Erfindungen des Morgenlandes nicht sofort in ihrer ganzen Bedeutung erkannt und mit besonderem Eifer sich zu eigen gemacht haben? Das scheint unglaublich, und deshalb wird von Vielen ein ausgedehnter Schriftgebrauch schon in die ersten Anfänge der griechischen Cultur gesetzt. Da nun von der richtigen Beurtheilung dieser Streitfrage unsere ganze Vorstellung von der Bildungsgeschichte der Hellenen abhängig ist, so wird es mir vergönnt sein, einige Gesichtspunkte geltend zu machen, welche auf diese wichtige Frage bezüglich sind.

Was bei den orientalischen Völkern zuerst eine umfangreichere Anwendung der Schrift veranlaßt hat, wird schwer zu bestimmen sein; eine ihrer frühesten und wichtigsten Anwendungen war aber ohne Zweifel die Aufzeichnung von Gesetzen, welche die unwandelbare Richtschnur des Glaubens und der Volkssitte sein sollten. Hier ist die Aufzeichnung etwas so Wesentliches, daß die Tafeln des Sinai geschrieben aus Gottes Hand an Mose gelangen; der oberste Gesetzgeber ist auch Urheber der Schrift, die eingegrabene Schrift ist Gottes Schrift. Aehnliches finden wir bei allen Völkern, deren Religion auf einem Gesetze beruht. Die Aegypter hatten heilige Bücher, die der Gott Thoth geschrieben haben sollte; den Indern galt Brahma als Schreiber der Gesetze, die des Mann

Namen trugen; die Babylonier hatten ihre heiligen Urkunden, die von Xisuthrus aufgezeichneten, in Sippara, der Schriftstadt, vergraben. Auch die Völker Irans hatten in den geschriebenen Lehren Zarathustra's einen festen Kanon ihres religiösen Lebens. Hierin besteht ja aber der wichtigste Unterschied zwischen den Orientalen und den Hellenen, daß diese kein von den Vätern überliefertes Gesetz hatten. Ihr Beruf war es, frei und ledig von jedem Gesetzeszwange, in Geist und Natur den Schöpfer zu suchen und die im Menschen ruhende Gottesidee in Philosophie und Kunst freithätig zu entwickeln. Darum war ihnen die Schrift von Anfang an von geringerer Bedeutung und hatte nicht die religiöse Weihe, wie bei den genannten Völkern. Denn was bei ihnen an geschriebenen Tafeln in den Heiligthümern vorhanden war, diente nur als Mittel, um gewisse Cultusregeln und äußerliche Ordnungen des Gottesdienstes festzustellen, aber nirgends finden wir eine Spur von religiösen Grundgesetzen und Glaubenslehren, welche aus Gottes Hand hervorgegangen sein sollten, und keinen ihrer nationalen Götter verehrten sie als Erfinder der Schrift.

Während die Griechen im religiösen Glauben dem Gewissen der Einzelnen eine unbegränzte Freiheit einräumten, haben sie auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts die Nothwendigkeit gesetzlicher Gebundenheit in vollem Maße empfunden. Hier legten sie den größten Werth auf eine feste Ueberlieferung; hier also, sollte man denken, wäre die Schrift ihnen besonders willkommen gewesen, um den Rechtsboden zu sichern. Und dennoch hat kein griechischer Staat mit einer Verfassungsurkunde begonnen. Die berühmtesten Verfassungen haben Jahrhunderte lang ohne Schriftgesetz bestanden; denn sie beruhten auf der durch Götterspruch geheiligten Sitte, welche sich in den Bürgern lebendig darstellen und gleichsam immer neu erzeugen sollte. Darum sollte dies Gesetz nicht als ein äußerliches ihnen gegenüber stehen, sondern in ihnen leben, wie die Stimme ihres eigenen Gewissens. Erst als die freie Sittlichkeit des bürgerlichen Lebens erschüttert und die Harmonie

der Staatsgemeinschaft getrübt war, als Parteien sich bildeten und damit Mißtrauen und Eifersucht zwischen den verschiedenen Bürgerklassen erwachte, stellte sich das Bedürfniß geschriebener Gesetze ein. Aber auch dann wollte man zunächst keine Grundgesetze der Verfassung, sondern Aufzeichnung von Strafrechten, um der richterlichen Willkür zu steuern. Erst in solchen Staaten, welche sich aus Bürgern verschiedener Herkunft neu bildeten und also kein Erbtheil gemeinsamer Sitte hatten, vornehmlich also in Pflanzstädten, wurde es nöthig ein öffentliches Recht zu gründen, ein Recht, das aus Vergleichung der an verschiedenen Orten geltenden Rechte entstand, also ein Werk künstlicher Zusammensetzung, welches ein innerliches Eigenthum der Bürger nicht sein konnte und ihnen deshalb äußerlich, in geschriebenen Satzungen vor Augen gestellt werden mußte. Je verwickelter nun auch im Mutterlande die Lebensverhältnisse wurden, und je mehr sich die alten Bürgergemeinden durch fremden Zuzug zersetzten, um so mehr dehnte sich der Gebrauch geschriebener Gesetzgebungen aus; aber immer blieb im griechischen Volksgeiste eine Stimmung zurück, welche sich gegen die Herrschaft des Buchstabens sträubte, im Gerichtswesen sowohl wie im Verfassungsleben. Was das Erstere betrifft, so trugen schon die Geschworenengerichte, wie sie sich in Athen ausgebildet hatten, dazu bei, daß im Ganzen mehr nach dem Geiste der Gesetze als nach dem Buchstaben entschieden wurde. Die Richter waren nicht dazu da, einen bestimmten Gesetzparagraphen auf den vorliegenden Fall anzuwenden, sondern vielmehr aus ihrem in der Zucht des Gesetzes gebildeten Rechtsgefühle zu entscheiden; eine freie und selbständige Thätigkeit ward in Anspruch genommen, und die Kunst wortklauberischer Anwälte hat auf dem attischen Forum niemals einen Boden gefunden. Darin liegt neben dem edlen Streben nach geistiger Auffassung des Rechts auch eine unverkennbare Einseitigkeit und Schwäche. Darum ging den Griechen, so große Verdienste sie um die Rechtsbildung sich auch erworben haben, doch die Schärfe juristischer Bildung ab, und niemals haben sie einen Juristenstand gehabt, welcher

dem römischen an sittlicher Haltung zu vergleichen und wie dieser im Stande gewesen wäre, in den Zeiten des Verfalls eine Stütze nationaler Gesinnung zu werden.

Auch im öffentlichen Rechte blieb die Abneigung gegen die Autorität schriftlicher Satzung. Die ungeschriebenen Gesetze galten immer als die heiligsten des Staats, und nur durch die Umstände gezwungen, gingen die Gesetzgeber daran, die ungeschriebene Sitte in die schlechtere Münze des geschriebenen Buchstabens umzusetzen, welcher das Herkommen scheinbar befestige, aber zugleich veräußerliche und dadurch unsicherer mache; darum thaten sie Alles, um der Vermehrung der Gesetze vorzubeugen, weil die Bürgschaft, welche sie gewährten, durch jede Neuerung erschüttert würde. Zaleukos selbst, der erste Urheber schriftlicher Gesetze, verglich dieselben mit Spinngeweben, welche Mücken und Fliegen einfangen könnten, von jedem größeren Thiere aber zerrissen würden. Auch nachdem in den Perserkriegen die griechischen Gesetzesstaaten sich so herrlich bewährt hatten, gab die Philosophie von den verschiedensten Standpunkten aus jener Abneigung, welche die Anhänger alter Volkssitte gegen die geschriebenen Verfassungen hatten, Ausdruck und Begründung. Man fand es widersinnig, die ewig wechselnden Verhältnisse des Lebens unter die Herrschaft des unlebendigen und verallgemeinernden Buchstabens zu stellen; man verglich das Gesetz einem starren, eigensinnigen, der gegebenen Verhältnisse unkundigen Menschen, und verlangte statt seiner Herrschaft die eines vernünftigen Menschen, der mit freiem Willen die Gemeinde lenke und in seiner Person das Gesetz darstelle.

Aristoteles tritt diesen Feinden der Schriftgesetze und ihrem unklaren Eifer mit der einfachen Bemerkung entgegen, daß feste Normen einmal unentbehrlich seien im Staate und daß es doch zweckmäßiger sei, wenn diese nicht in dem Gemüthe eines von Leidenschaften bewegten Menschen, sondern in Gesetzen enthalten wären, welche von allen persönlichen Stimmungen unabhängig sind.

Auch die geschriebenen Gesetze sollen den Bürgern möglichst

nahe gebracht und gleichsam zu Gemüthe geführt werden; darum werden sie von der Jugend gelernt; es werden Männer bestellt, welche sie der Gemeinde in musikalischer Weise vortragen, als die persönlichen Vertreter des Gesetzes. Denn auf persönlichem Verkehre beruhte das Gemeinwesen der Griechen. Daher hatten sie eine so entschiedene Abneigung gegen jede Vergrößerung des Gemeinwesens, welche ein persönliches Zusammenwirken aller Bürger unmöglich machte und andere Mittel der Verständigung als das des lebendigen Worts erheischte. Die bürgerliche Gemeinde hat, wie jedes organische Wesen, ihr Maß, das sie nicht überschreiten darf, wenn sie ihrer Bestimmung entsprechen soll. Wie eine zu kleine Gemeinde der Selbständigkeit entbehrt, die sie haben muß, wenn sie ein eigener Staat sein will, so die zu große Stadtgemeinde der Uebersichtlichkeit. Es müssen alle Staatsgenossen einander kennen können, damit die Wahl der Vorstände nicht vom Zufalle abhänge; es muß der Feldherr seine Truppen, der Volksredner die Gemeinde kennen, um erfolgreich wirken zu können. Auch darf ja, sagt Aristoteles, indem er sich den Vorstellungen altgriechischer Stadtpolitik auf das Genauste anschließt, die Bürgerversammlung schon deshalb nicht allzugroß sein, weil sonst kein Herold ausfindig gemacht werden könnte, dessen Stimme im Stande wäre, sie zu beherrschen. So wird die Möglichkeit eines mündlichen Verkehrs und einer persönlichen Bekanntschaft zum Maßstabe für die Größe des Staats genommen.

Unter den Wissenschaften hat keine das Bedürfniß schriftlicher Aufzeichnung früher empfunden, als die Arzneiwissenschaft. Hier fühlte man die Nothwendigkeit, eine Menge von Thatsachen zu sammeln, und zugleich die Unmöglichkeit, dieselben ohne äußere Hülfe im Gedächtnisse zu behalten. Gerade hier tritt uns aber der Gegensatz zwischen den Griechen und den Schriftvölkern des Morgenlandes recht deutlich entgegen. Bei den Aegyptern gab es medicinische Systeme von gesetzlicher Autorität, in denen für jede Krankheit eine bestimmte Behandlungsweise vorgezeichnet war, und der Arzt war gebunden, sich

darnach zu richten; also auch er war wesentlich ein Schriftgelehrter und Gesetzkundiger. Erst wenn er eine bestimmte Zahl von Tagen die vorgezeichnete Kur ohne Erfolg angewendet hatte, durfte er nach eigenem Ermessen verfahren; that er es früher, so geschah es auf seine Gefahr. Die Griechen machten sich auch hier nicht zum Sklaven des Buchstabens, sondern behandelten die Medicin als eine freie Wissenschaft, als eine persönliche Kunst, und die Gegner des Verfassungsstaats konnten sich darauf berufen, daß ein Regieren nach Gesetzesparagraphen eben so unthunlich sei und eben so wenig Vertrauen erwecke, wie ein Heilverfahren nach schriftlichen Regeln; eine Analogie, welche Aristoteles mit vollem Rechte zurückweist, weil bei dem Arzte nicht leicht vorausgesetzt werde, daß sein Verfahren unter dem Einflusse persönlicher Absichten und Stimmungen stehe; bei einem Herrscher sei es aber anders.

Wenn wir so auf dem Gebiete der Religion, des Staatslebens und der Erfahrungswissenschaften bei den Griechen eine unverkennbare Abneigung gegen eine ausgedehntere Anwendung der Schrift und jede Autorität derselben finden, so kann es noch weniger überraschen, wenn wir dasselbe auf dem Gebiete der freisten, geistigen Thätigkeit, des künstlerischen Schaffens wahrnehmen. Diese Thatsache ist, weil sie den Schlüssel zum Verständniß der griechischen Litteratur giebt, am gründlichsten besprochen; sie ist für Alle, die sehen wollen, auf das Klarste erwiesen. Was aber gegen die Annahme, daß große Heldengesänge ohne Schrift entstehen und ohne Schrift Jahrhunderte lang im Munde des Volkes sich erhalten können, an Bedenklichkeiten laut geworden ist, das wird durch die zahlreichen und unzweifelhaften Analogieen anderer Litteraturen, welche nach und nach bekannt geworden sind, immer vollständiger beseitigt. Es handelt sich hier aber nicht allein um das homerische Epos, sondern alle Dichtung der Hellenen hat, wie sie aus der Liebe zu Gespräch und Gesang hervorgegangen ist, diesen Charakter persönlicher Mittheilung immer behalten. Alle Lieder, alle Dramen waren gemacht, um unter persönlicher Betheiligung des Dichters dem hörenden Volke vorgetragen

zu werden; Pindar schickt, wenn er nicht selbst die jugendlichen Chöre einüben kann, seinen Preisgesang nicht als todte Schrift über das Meer, sondern sein Sangmeister überbringt ihn, als ein lebendiger »Briefstab der Musen«. Selbst der älteren Geschichtschreibung wird ja der Vorwurf gemacht, daß man ihr das Streben, ein hörendes Publikum zu fesseln, zu sehr anmerke. Herodot's Erzählungen wurden von Schauspielern vorgetragen, und selbst die gedankenschweren Gedichte der Philosophen, wie Empedokles und Xenophanes, lebten im Munde von Rhapsoden.

Wir, die wir von Kindheit auf an das Lesen gewöhnt sind, übersetzen mit unbewußter Fertigkeit den tonlosen Buchstaben in die Laute der Sprache und erwecken das todte Wort zu neuem Leben, wie der Musikkenner beim Lesen einer Partitur die Harmonieen hört und der Naturforscher in der getrockneten Pflanze die auf dem Felde blühende vor Augen hat. Aber drängt es nicht auch uns, solche Dichterworte, die uns besonders ergreifen, selbst wenn wir allein sind, laut zu sprechen, und erkennen wir nicht dadurch an, daß das stumme Lesen nur ein Nothbehelf ist? Fühlen nicht auch wir die volle Wirkung eines Dichterwerks erst dann, wenn es uns als ein Ganzes vorgetragen wird, wenn wir nicht, wie beim Lesen geschieht, am Einzelnen prüfend verweilen oder verwandten Gedankenverbindungen nachgehen, sondern, von der lebendigen Kraft des Wortes fortgezogen, uns dem Eindrucke des Ganzen völlig hingeben? Je lebhafter ein Mensch für Poesie empfindet, um so höher steht ihm ohne Zweifel das lebendige Wort, um so leichter wird er sich den Standpunkt der Griechen zu eigen machen, bei denen die Kunst nicht ein äußerlicher Schmuck, sondern ein so wesentliches Element des Lebens war, daß sie ihr ein Maß von Ernst, Kraft und Zeit zuwendeten, wovon wir uns kaum einen Begriff machen können. Bei uns ist es ja ein Vorzug höherer Bildung und Wohlhabenheit, an den Genüssen, welche die Kunst darbietet, Theil nehmen zu können; bei den Griechen war sie es, welche das religiöse Bewußtsein des Volks trug und leitete, welche den Festen bürgerlicher

Gemeinschaft Weihe und Bedeutung gab und die Menschen durch alle Lebensverhältnisse begleitete. Wie viel weniger konnten sich die Griechen an dem Nothbehelfe der Schrift genügen lassen!

Und dann, wie viel mehr ging den Hellenen verloren, wenn ihnen ein Dichterwerk geschrieben vorlag, als uns, da sich die moderne Poesie von den verschwisterten Künsten immer mehr abgelöst hat! Die Meisterwerke unserer Dichter sind keiner wirkungsvolleren Reproduktion fähig, als daß sie, mit vollem Verständnisse gesprochen, an unser Ohr gelangen, und wie selten haben die darstellenden Künstler ein solches Maß von Anlage und Bildung, um unsern Ansprüchen zu genügen! Die neuere Kunst ist geistiger; ihr Genuß ist von allen äußeren Mitteln unabhängiger, aber freilich auch beschränkter und unvollständiger. Die griechische Poesie konnte als geschriebenes Wort gar nicht gewürdigt werden. Lied und Gesang waren Eins; der Rhythmus, der mit dem Inhalte zusammenhing wie Leib und Seele, konnte in seiner reichen Mannigfaltigkeit, dem Ausdrucke wogender Empfindung, ohne künstlerischen Vortrag nicht verstanden werden; der Tanz trat dazu, um die innere Bewegung plastisch darzustellen; die edelsten Kunstwerke kamen in festlicher Gemeinschaft zur Aufführung, wodurch die begeisternde Wirkung vollendet wurde.

Etwas Anderes ist es freilich mit den Werken, welche nicht auf künstlerischen Vortrag berechnet und nicht an die versammelte Bürgergemeinde gerichtet sind, sondern an den Einzelnen, welchen sie belehren wollen; sie setzen einen ausgedehnten Schriftgebrauch und ein lesendes Publikum voraus. Aber wie spät hat sich auch die prosaische Litteratur bei den Griechen entwickelt, wie langsam entfernte sie sich von dem Charakter der poetischen Darstellung! Selbst die Philosophie, welche doch mehr als alle anderen Wissenschaften in das Bewußtsein des Einzelnen einzudringen sucht und sich ihrer Natur nach von der Oeffentlichkeit zurückzieht, wie lange sträubte sie sich dagegen, Schriftweisheit zu werden! Das fühlen wir vor Allen Platon an, in welchem der hellenische Sinn für den Genuß

und den Segen des geistigen Austausches seinen höchsten Ausdruck erhalten hat. Sorgfältig prüft er die Wirkung des geschriebenen und des mündlichen Worts und findet doch nur in diesem die wahre Kraft zur Erweckung und Leitung wahrheitssuchender Gemüther. Die Schrift gilt ihm nur als Erinnerungszeichen, nicht als die eigentliche Trägerin der Weisheit, wie es die Rede ist, welche unmittelbar in das Gemüth des Empfänglichen niedergeschrieben wird und keinem Mißverständnisse ausgesetzt ist; das Wort verliert seine elektrische Kraft, sowie der Zusammenhang zerrissen wird zwischen ihm und der Menschenseele, in welcher es mit dem Gedanken zugleich geboren ist. Darum sind auch die letzten Wahrheiten von Platon's Lehre nur in mündlicher Ueberlieferung fortgepflanzt worden, wie in den Gesetzgebungen die höchsten Satzungen, die ungeschriebenen waren. In dem aber, was Platon geschrieben hat, sucht er den Charakter schriftlicher Mittheilung so viel wie möglich zurücktreten zu lassen, den Lehrvortrag in Gespräch und das todte Wort in das lebendige umzuwandeln. So sehr endlich auch Platon die schriftlichen Vermächtnisse älterer Philosophen zu schätzen wußte und so mancherlei er selbst aus Bücherrollen gelernt hat, so hält er doch an dem Grundsatze der Hellenen fest, daß der weise sei, der von Natur viel wisse, und begründet ihn durch seine Lehre, daß alles Wissen eine Erinnerung sei, ein Sich-Besinnen auf die ewigen Wahrheiten, welche unbewußt in der Brust des Menschen ruhen.

Gewiß haben auch die Hellenen die Bedeutung der Schrift erkannt und die Macht zu würdigen gewußt, welche dem menschlichen Geiste aus ihr erwächst. Sie haben dieselbe zur Erhaltung ihrer geistigen Schätze auf das Erfolgreichste benutzt; dem bibliothekarischen Eifer der Pisistratiden verdanken wir ja unsern Homer und Hesiod. Mit ihrem künstlerischen Sinne haben die Athener auch das Schriftwesen aufgefaßt und fortgebildet, und die herrliche Größe ihres Staates bezeugen neben dem Parthenon die zahllosen Marmorsteine, welche die Schätze der Stadtgöttin, den Schoß der Bundesgenossen, den Bestand der Land- und Seemacht aufrechnen, und frühzeitig hat man

begonnen, einzelne Thatsachen, die dem Gedächtnisse leicht entschwinden, wie die Namen der Könige, der Priester, der Sieger in den Festspielen aufzuzeichnen. Aber gerade in diesem Punkte, wo die Schrift das Gedächtniß der Geschichte stützt, ist doch ihre Bedeutung von den Griechen auffallend vernachlässigt worden, wenn wir vergleichen, was in dieser Beziehung namentlich die Aegypter geleistet haben. Es fehlte den Griechen der nüchterne Sinn, welchen das Interesse für chronologische Geschichte voraussetzt. Sie faßten die Menschengeschichte zu sehr von sittlichen Gesichtspunkten auf; sie suchten in ihr zu sehr Belehrung und Erhebung des Gemüths, um die einfache Treue historischer Berichterstattung würdigen zu können. Darum waren sie in der Aufbewahrung und Benutzung geschichtlicher Urkunden nachlässig, und ihre Geschichtschreiber haben nur in der Zeitgeschichte Großes geleistet. Je mehr die nationale Sitte in Verfall gerieth, um so mehr nahm die Bedeutung des Schriftwesens zu; je mehr Gesetze in Stein geschrieben wurden, um so weniger lebten sie im Geiste der Bürger, um so verworrener wurde ihr Rechtsbewußtsein. Als Bürgerkrieg und Parteiwesen die Harmonie zerstörten, deren die Kunst zu ihrem Gedeihen bedarf, und die Sophistik den Glauben der Väter erschütterte, da begann in Athen die Lese- und Bücherwuth, welche Aristophanes bespöttelt; da begann eine Litteratur für gebildete Leser und damit ging die nationale Dichtung zu Grunde. Wie lange sich aber aus alter Sitte eine Geringschätzung des Schriftwesens erhielt, geht schon daraus hervor, daß man den Beruf dessen, der sich vorzugsweise mit Schreiben zu befassen hatte, als einen sehr niedrigen ansah; selbst die Aufsicht über das Staatsarchiv übertrug man einem öffentlichen Sklaven, und während sonst die von außen eingebürgerten Erfindungen ihren ausländischen Charakter ganz verloren, behielten die Buchstaben lange Zeit den Namen der phönikischen Zeichen.

Wenn man jetzt mehr als je den einzelnen Völkern der Geschichte in Sprache und Sitte ihre Eigenthümlichkeit abzulauschen sucht, so wird man nicht umhin können, in dem Wider-

streben gegen das Schriftwesen einen charakteristischen Zug des griechischen Volks zu erkennen. So wird es erklärlich, wie schon in den homerischen Gedichten die Kenntniß einer Zeichenschrift erwähnt wird und doch Jahrhunderte vergehen, bis der Zeitpunkt eintritt, wo der Schriftgebrauch eine solche Ausdehnung gewinnt, um in das geistige Leben des Volks einzugreifen. Denn je wichtiger eine Erfindung ist für die gesammte Volksentwickelung, um so weniger ist ihre Annahme ein bloß äußerlicher Akt, und je mehr eine Nation zu einer selbständigen Cultur den Beruf empfangen und den Anfang gemacht hat, um so mehr weiß sie das Fremde zur rechten Zeit aufzunehmen und in sich zu verarbeiten, während Völker, die wenig Eigenes haben, im Ganzen und Großen die fremde Cultur annehmen und in dieselbe aufgehen.

Wir betrachten die Griechen als die ersten Urheber einer großen und allseitigen Litteratur, welche für die späteren Völker eine vorbildliche geworden ist. Die Bedeutung derselben beruht aber wesentlich darauf, daß sie so lange von jedem Einflusse der Schrift frei geblieben, daß sie so spät erst im strengen Sinne des Worts eine Litteratur geworden ist. Wir loben nicht, wenn wir von Jemand sagen, er spreche wie ein Buch; wir rühmen vielmehr ein Buch, dessen Sprache uns wie eine volksthümliche Rede anspricht. Darin giebt sich unsere Abneigung gegen die Schriftsprache zu erkennen. Was wir so nennen, wird aber dadurch hervorgebracht, daß die Sprache durch die Schrift ein Gegenstand des Nachdenkens wird, daß sie die Unmittelbarkeit und Unbefangenheit, die Wärme des frisch aus dem Geiste Geborenen verliert. Es bildet sich leicht etwas Unnatürliches und Frostiges, und es bedarf genialer Naturen, eines Luther, eines Lessing und Goethe, um die Schriftsprache von ihrem Stelzengange zur Natur zurückzuführen und den Boden des Volksthums wieder zu gewinnen. Von diesen Nachtheilen blieb die Kunst der Griechen unberührt, sie blieb lange Zeit frisch und naturwüchsig und erhielt sich die Anmuth des volksthümlichen Klanges. Wie sehr unterscheidet sich dadurch die hellenische Dichtersprache von der

lateinischen, und wie bald erkennt man in Griechenland selbst die Einwirkung des überhand nehmenden Schriftgebrauchs! Was Plato gelang, ist keinem Zweiten gelungen; Isokrates und seinen Schülern merkt man schon an, daß sie beim Schreiben an das Schreiben dachten.

Auch für die Einheit eines Volks und den ungestörten Zusammenhang aller Staatsangehörigen ist es nicht gleichgültig, ob die Sprache früher oder später unter den Einfluß der Schrift kommt. Denn das Lesen wie das Schreiben isolirt den Menschen; wer viel in Büchern lebt, läuft Gefahr, sich den Anschauungen und Sitten seiner Mitbürger zu entfremden; durch die bequeme Gelegenheit, welche sich ihm darbietet, sich nach eigenem Belieben zu belehren, wird er gegen den höheren Reiz lebendiger Wechselrede abgestumpft und selbst ungelenk im mündlichen Verkehre. Darum trennt die Schrift die zusammenwohnenden Menschen, während sie die durch Zeit und Raum getrennten vereinigt. Die Gebildeten sondern sich vom großen Haufen; es entstehen allmählich zwei Klassen von Menschen, welche sich im Denken und Sprechen gegenseitig immer unverständlicher werden. Eine solche Spaltung widersprach aber durchaus dem Sinne der Alten, namentlich der Athener, und wir begreifen, wie sehr die späte Entwickelung des Schriftwesens dazu beitragen mußte, nicht nur Sprache und Dichtkunst der Hellenen volksthümlich zu erhalten, sondern auch der bürgerlichen Gesellschaft die Einheit und Gleichheit zu bewahren, worauf das Gedeihen der alten Republiken beruhte. Diejenigen Vortheile aber, welche die Schrift für die Ausbildung der Sprache gewährt, indem sie zu einem tieferen Verständnisse ihres Organismus und zu einer vollkommeneren Benutzung derselben anleitet, waren für die Griechen unwesentlicher, weil sie vermöge ihrer natürlichen Anlage auch ohne Nachhülfe der Schrift zu einer vollkommenen Beherrschung ihrer Sprache gelangt waren.

Wort und Schrift, das sind auch jetzt noch die beiden Angelpunkte aller geistigen Bildung, und jene von den Rhetoren des Alterthums viel behandelte Frage, ob Schrift oder

Wort zu geistiger Mittheilung vorzüglicher sei, würde uns noch mehr als sie in Verlegenheit setzen, wenn wir gezwungen wären, nach einer Seite die Entscheidung zu geben.

Haben wir die Liebe zu dem lebendigen Worte und die treue Pflege desselben als etwas erkannt, wodurch die Griechen sich von den älteren Völkern, von den Schriftvölkern des Morgenlandes unterscheiden, so stehen wir mit unserer Bildung gewissermaßen zwischen Griechen und Orientalen, oder vielmehr über dem Gegensatze, den sie bilden. Unsere Religion und Sitte beruht auf einer Schrift, welche wir als eine heilige Urkunde und als eine Norm unseres sittlichen Lebens anerkennen. Sie giebt uns zugleich den Standpunkt für die Beurtheilung der ganzen Menschengeschichte, indem sie alle wahrhaftigen Offenbarungen Gottes an die Menschen, also die ganze Geschichte des von Gott geleiteten Gottesbewußtseins der vorchristlichen Menschheit umfaßt. Um sie bewegt sich die seit Beginn unsrer Aera verflossene Menschengeschichte, weil das Schicksal der Völker wesentlich davon abhängt, ob sie diese Schrift und wie sie dieselbe angenommen haben. Sie öffnet uns endlich auch den Blick in den noch unvollendeten Theil der Geschichte und bestimmt unsere Ansicht von dem Endziele derselben. Also sind wir nicht wie die Griechen darauf angewiesen, in uns und um uns zu suchen nach dem lebendigen Gott und durch eigene Forschung unsrer Bestimmung bewußt zu werden, sondern wir haben die Ueberlieferung festzuhalten, wir haben das Gegebene uns anzueignen, wir sind gebunden wie die Schrift- und Gesetzesvölker des Morgenlandes. Indessen lehrt uns dieselbe Schrift, daß der Buchstabe tödte, aber der Geist lebendig mache; sie berechtigt und fordert die volle Anwendung aller geistigen Kräfte; sie will, daß ihr Inhalt in lebendigem Worte und fortschreitender Erkenntniß sich immer neu erzeuge und immer neue Gestalt gewinne; sie will also, daß gesetzliche Gebundenheit und hellenische Freiheit in uns sich versöhne; denn nur aus dieser Versöhnung kann die wahre Befriedigung des Geistes erwachsen, nach der wir Alle ringen.

Neben den heiligen Schriften steht das litterarische Vermächtniß von Jahrtausenden, und über diesem Erbe, dessen Besitz wir immer vollständiger anzutreten suchen, wuchert von Jahr zu Jahr eine neue Litteratur, welche, je mehr das Wissen sich verallgemeinert, desto mehr in das Unermeßliche anwächst, um das, was seit den Anfängen der Wissenschaft über göttliche und über menschliche Dinge gedacht und beobachtet worden ist, in jeder Form und Fassung dem lebenden Geschlechte darzubieten. So kommt es, daß immer entschiedener die Meinung laut wird, es verliere das Wort mehr und mehr seine Bedeutung; es könne sich die Jugend schneller und vollständiger aus Büchern belehren, es würden die Hörsäle durch die Bibliotheken überflüssig. Einer solchen Ansicht gegenüber müssen wir immer wieder zu den Hellenen zurückkehren und eine einseitige Ueberschätzung des geschriebenen Worts mit allem Ernste bekämpfen.

Die wahre Wissenschaft soll Erkenntniß und Weisheit werden; diese bilden aber den innerlichsten Besitz des Menschen; denn sie gehen in sein sittliches Bewußtsein über und geben seiner ganzen Persönlichkeit das eigenthümliche Gepräge. Durch persönliche Berührung kann deshalb allein die richtige Vorstellung von dem gewonnen werden, was die Wissenschaft uns sein soll; darum wird die persönliche Lehrweise immer die segensreichere und wirkungsvollere bleiben, weil sie einen bedeutenderen sittlichen Einfluß gestattet, während ein Lernen ohne diesen Einfluß leicht zu dem Glauben verleitet, daß die Wissenschaft etwas sei, das wie eine Marktwaare von Hand zu Hand gehen könne, ohne daß die Person des Menschen dabei betheiligt sei. Bevorzugte Naturen können ungestraft besondere Wege gehen; der natürliche Weg heilsamer Einwirkung wird immer der bleiben, daß, wie die Bedeutung der Religion uns in einem frommen Manne und die der Kunst in einem geborenen Künstler am lebendigsten vor Augen tritt, so auch das Wesen der Wissenschaft in einem wahren Gelehrten erkannt werde. Je massenhafter aber die Litteratur anwächst, um so mehr wird es eine Kunst, diese Masse des Stoffs mit

klarem Blicke zu beherrschen, und wenn diese Kunst mitgetheilt werden kann, so geschieht es durch persönliches Beispiel.

Ferner giebt es ja in allen Wissenschaften schwebende Fragen, welche die Gemüther in Spannung halten und selbst die Leidenschaften aufregen. Wer den Gang der Wissenschaft kennt, weiß, wie gering die Hoffnung ist, daß durch fortgesetzte Arbeit der Forscher und Schriftsteller auch nur in den wichtigsten Punkten eine Uebereinstimmung derer, die auf Urtheil Anspruch machen, erzielt werde. Je mehr man den Stoff geistig zu durchdringen sucht, um so weiter pflegen die Auffassungen nach der Verschiedenheit der Individualität aus einander zu gehen. Kein gewissenhafter Lehrer kann seine Auffassung als die unbedingt wahre geltend machen; aber der Hörer kann in ungleich vollkommenerer Weise als der Leser von der Ueberzeugung durchdrungen werden, daß es dem Lehrer um die Wahrheit ein heiliger Ernst sei, und indem dieser Eindruck sich ihm einprägt und ihn zu gleichem Ernste anfeuert, empfängt er dadurch eine bessere Gabe, als wenn er eine Reihe fertiger Resultate nach Hause trägt. Wohl bezeugt sich auch in Büchern das geistige Gepräge eines Mannes, aber wie die Persönlichkeit in ihnen zurücktritt, so auch der Charakter. Jede mündliche Lehre ist eine That, welche wir persönlich vertreten; sie ist nicht dem Mißverständnisse und dem Mißbrauche ausgesetzt, wie das gedruckte Wort, dessen Wirkung wir nicht berechnen können, das so häufig ohne das volle Bewußtsein sittlicher Verantwortlichkeit in die Welt hinausgeschickt wird und, wie alle ferntreffenden Waffen, oft den Feigen dem Tapferen gleichstellt. Je mehr also die Wissenschaft ein Theil unserer Persönlichkeit ist, je mehr es dahin kommt, daß nach dem Grundsatze der Alten Tugend und Erkenntniß nur die verschiedenen Seiten echter Bildung sind, um so mehr wird die schriftliche Mittheilung an Kraft und Segen hinter der mündlichen zurückstehen.

Wie nahe diese Betrachtungen unsern akademischen Beruf angehen, leuchtet ein. Sie sind aber nicht bestimmt, ängstliche Gemüther über die Zukunft unserer Universitäten zu beruhigen;

sie sollen auch nicht bloß an die Jugend gerichtet sein, um sie vor der Täuschung zu bewahren, daß im Bücherlesen ein Ersatz für das Hören zu finden wäre, sondern sie enthalten ganz besonders für die Lehrer der Wissenschaft eine Aufforderung vom höchsten Ernste. Ihre Sache ist es, das lebendige Wort in vollen Ehren zu erhalten, den durch nichts zu ersetzenden Segen desselben kräftig zu erweisen, mit ihrer ganzen Persönlichkeit für ihre Wissenschaft einzutreten und, was sie geben, aus dem Schatze eigener Lebenserfahrung darzureichen. Als ein Vorbild unseres Berufs haben wir die Hellenen, welche den Schriftvölkern der älteren Zeit gegenüber das freie Wort zu voller Geltung gebracht haben. Sie lehren uns, was lehren sei, und Platon's Akademie bleibt ewig das Vorbild jedes akademischen Unterrichts. Denn so Vieles auch jetzt anders sein muß, seit sich das menschliche Wissen in eine Menge von Fachkenntnissen gespalten hat, und das Umfassen des Ganzen, das Erfassen der einen Wissenschaft immer mehr ein fast übermenschliches Geistesvermögen erfordert, so können und sollen wir doch die Hauptsache festhalten, daß nämlich die Rede des Lehrers eine Seelenleitung werde, daß das lebendige Wort den Geist des Jünglings lebendig mache und ihm zeige, wie er inmitten der zerstreuenden Masse äußerer Eindrücke die innere Sammlung sich bewahre und den festen Kern einer Persönlichkeit, die nichts annimmt, ohne es sich wahrhaft anzueignen, und die aus allen Zweifeln, Kämpfen und Anstrengungen immer geläuterter und gesünder hervorgeht, so wird mehr und mehr alles Wissen in Können, alles Lernen in Erkennen, alle Schulweisheit in Lebensweisheit sich verwandeln. Wenn wir in dieser Auffassung unsers Berufs einer Meinung sind, so wird auch der heutige Festtag unserer Universität dazu beitragen, das Gefühl treuer Gemeinschaft und fester Uebereinstimmung im Denken und Handeln, in Lehre und Wissenschaft unter uns zu erhöhen.

XVI.

Der historische Sinn der Griechen.

Wenn wir von historischer Wissenschaft sprechen, so deuten wir schon durch die Benennung an, daß wir die Griechen als diejenigen ansehen, welche auch dieses Gebiet geistiger Arbeit zuerst eingerichtet haben. Diese Ansicht hat etwas Befremdendes; denn es ist bekannt, daß von den Griechen selbst die Völker des Morgenlandes als die Gründer und Meister der Geschichtskunde mit unverhohlener Ehrerbietung anerkannt wurden und daß im Nillande Erinnerungen von Jahrtausenden aufgezeichnet waren, als man in Hellas die ersten Anfänge einer geschichtlichen Litteratur machte. Darum zogen die Hellenen nach Aegypten, um sich von dem Alter menschlicher Cultur einen Begriff zu machen, und mit stolzer Würde riefen ihnen die dortigen Priester zu: »Ihr Hellenen bleibt ewig Kinder! Jung und unerfahren seid ihr Alle und habt kein durch das Alter erprobtes Wissen«! Nachdem aber die Griechen eine eigene Geschichtswissenschaft begründet hatten, ist es ihnen keineswegs gelungen, sich als Hüter geschichtlicher Wahrheit eine sonderliche Anerkennung zu verschaffen. Die gründlichsten Forscher, welche unter ihnen lebten, traten in wichtigen und der Erinnerung nahe liegenden Punkten dem entgegen, was bei ihren Landsleuten allgemeine Geltung hatte; keiner ihrer Historiker ist von mancherlei Anschuldigungen frei geblieben und der Nation im Ganzen hat man die Tugend der Zuver-

lässigkeit so wenig zuerkannt, daß schon im Alterthume arg gescholten worden ist auf das Lügenvolk der Griechen, welches Einem Alles zu glauben zumuthe oder, höflicher ausgedrückt, eine solche Mischung von Dichtung und Wahrheit vorbringe, daß es schwer sei den Kern von Wahrheit herauszuschälen. Unter diesen Umständen halten wir es für eine Aufgabe von allgemeinem culturgeschichtlichen Interesse, wenn wir den historischen Sinn der Griechen in das Auge fassen, um zu erkennen, wie weit die Vorwürfe begründet sind, welche ihnen in dieser Beziehung gemacht werden.

Gewisse Schwächen auf dem Gebiete geschichtlicher Wissenschaft sind in der Naturanlage der Griechen tief begründet und mit den edelsten Kräften ihres Volksgeistes in engem Zusammenhange. Ich meine besonders die Lebhaftigkeit des griechischen Geistes und den Trieb nach selbständiger Thätigkeit, welcher sich an einem bloßen Einsammeln von Thatsachen nicht genügen ließ, wie es doch zur Begründung sicherer Erfahrungskenntnisse nothwendig ist. Wie die Griechen in Betrachtung der natürlichen Erscheinungen verfuhren, indem sie ohne genügende Durchforschung des Gegebenen gleich den letzten Gründen der Dinge nachspürten und die Entwickelung einer soliden Naturkenntniß dadurch hemmten, daß sie voreilig zur Naturphilosophie übergingen, so machten sie es auch in der Geschichte. Auch hier zeigen sie denselben Mangel an nüchterner Methode und besonnener Zurückhaltung. Sie hatten von Natur eine Abneigung gegen alles Regellose und Massenhafte; sie wollten überall ordnen und gestalten, und so geschah es, daß gerade ihr Bedürfniß nach Gesetz und Regel sie zu willkürlicher Behandlung des Stoffs verleitete. Anstatt die Gränzen erfahrungsmäßiger Kenntniß festzustellen und vorsichtig einzuhalten, gingen sie keck darüber hinaus und construirten unerforschte Zeit- und Welträume nach Linien und Zahlen, welche keine andere Begründung hatten, als daß sie dem Streben nach Uebersichtlichkeit und Regelmäßigkeit entsprachen. So theilt Hekataios die Königsreihen von Assur in zwei Dynastieen von gleicher Länge; so mußte einer ge-

wünschten Symmetrie zu Liebe das kaspische Meer eine Bucht des Nordmeers sein, wie das persische Meer der Südsee, und nach der Voraussetzung, daß die Donau in Richtung und Länge dem Nile entspreche, entwarf Herodot seine Karte von den Wohnsitzen der Scythen.

Diese falsche Systematik verband sich mit gewissen volksthümlichen Anschauungen, mit denen eine unbefangene Weltbetrachtung unverträglich war. Im Bewußtsein ihrer Vorzüge betrachteten sich die Hellenen als ein bevorrechtetes Geschlecht unter den Völkern der Erde, als den einzigen Zweig der Menschheit, welcher zu einer vollen Entwickelung des geistigen Lebens in Gesetzgebung, Kunst und Wissenschaft berufen sei. Von diesem Standpunkte aus konnten sie den anderen Nationen, welche sie als untergeordnete Racen ansahen, keine unparteiische Beachtung zuwenden und ihre ganze Geschichtsbetrachtung mußte eine einseitige sein. Daran knüpften sich andere Vorurtheile. Man dachte sich die Herde des geistigen Lebens auch als räumliche Mittelpunkte. Darum mußte die Erde das Centrum der Welt sein und Hellas, mit Delphi in der Mitte, das Centrum der Erde. Traf man also im Osten des Meeres verwandte Stämme, so mußten diese von Westen nach Osten eingewandert sein. An diesen nationalen Anschauungen hielt man mit Zähigkeit fest, auch nachdem die Wissenschaft sie längst widerlegt hatte, und verketzerte noch im zweiten Jahrhunderte v. Chr. die großen Astronomen, die Vorgänger des Copernicus, weil sie den heiligen Herd der Welt zu bewegen wagten.

Mit dem Streben nach systematischer Anordnung hängt eine andere Richtung zusammen, welche die unbefangene Auffassung des Thatsächlichen noch mehr beeinträchtigen mußte; das ist die Abneigung gegen die Willkür des Zufalls. Die Griechen wollten in der Poesie dem Zufalle keinen Spielraum lassen, weil er die Einheitlichkeit menschlicher Handlungen zerstört, und da sie ihren künstlerischen Sinn überall geltend machten, wollten sie das Zufällige auch aus der Geschichte verdrängen. Auch in ihr sollte Alles mit innerer Nothwen-

digkeit zusammenhängen, sie sollte in Darstellung allgemeiner Wahrheiten mit der Poesie wetteifern. Mit feinem Sinne folgte man den Spuren der göttlichen Gerechtigkeit, die der Menschengeschichte eingeprägt waren; an der Masse der Thatsachen ging man gleichgültig vorüber und wendete ein volles Interesse nur den Begebenheiten zu, in welchen man fand, was man suchte, einleuchtende Rathschlüsse der weltregierenden Götter, welche den Gottesfürchtigen nicht fallen lassen und die Ungerechtigkeit an Völkern, Städten und Familien strafen. Wer wird diese ideale Auffassung unbedingt verwerfen? Ihr einseitiges Vorherrschen mußte aber der Wissenschaft schaden; die Ueberlieferung mußte eine lückenhafte bleiben und unwillkürlich mußte man dahin kommen, die Ueberlieferung den ethischen Gesichtspunkten anzubequemen. Sie wurden auf Kosten des wirklichen Sachverhalts zur Geltung gebracht; man legte sich die Thatsachen so zurecht, daß sie an geistigem Inhalte reicher und bedeutungsvoller wurden.

So sahen die Griechen in den gleichzeitigen Niederlagen der Barbaren in Hellas und Sicilien ein Gericht der Götter über frevelhafte Eroberungsgelüste. Damit nun das Planmäßige der Vorsehung noch augenscheinlicher werde, mußten die Schlachten bei Himera und Salamis auf einen Tag fallen; eben so mußten die Hellenen in Plataiai und Mykale an demselben Tage gestritten haben und die in Asien kämpfenden durch wunderbare Vermittelung inne werden, daß ihre Waffenbrüder in Böotien gleichzeitig für dieselben Götter und dasselbe Vaterland kämpften.

Man gewöhnte sich so sehr, in der Geschichte den Ausdruck gewisser Ideen zu finden, daß man auch wiederum die Ideen in Geschichte umsetzte und aus ihnen Geschichte machte, nicht um sich und Andere zu täuschen, sondern um die Wahrheiten eindringlicher zu machen, als wenn sie in Lehrform mitgetheilt würden. So verfuhr man namentlich mit gewissen Lieblingsgedanken des Volks, denen wir daher in den verschiedensten Formen wieder begegnen. Ein solches Lieblingsthema ist die enge Verbindung, in welcher die Künstler und

Weisen mit der Gottheit stehen, und die Weihe, welche auf ihren Personen ruht. Mißwachs und Krankheit tritt ein, wenn fremde Meister, die zu Ehren der Gottheit arbeiten, durch den Neid einheimischer Fachgenossen aus einem Lande ausgetrieben werden. Mit Wunderhänden retten die Götter den frommen Sänger aus drohender Gefahr oder rächen seinen Tod an dem sichern Frevler. Ein gottgesandter Traum hindert den feindlichen Feldherrn das Leichenbegängniß des Sophokles zu stören. Sokrates und Platon werden am Geburtsfeste der Gottheiten geboren, mit welchen ihre geistige Thätigkeit in besonderem Zusammenhange zu stehen schien.

So zieht sich die Sagenbildung, Menschliches und Göttliches durch unzählige Fäden verbindend, tief in die Geschichte hinein, und wir können sagen, daß die poetische Thätigkeit, wie sie bei andern Nationen in aufgeregten Zeiten zu erwachen pflegt, bei den Hellenen etwas Bleibendes war, so lange ihr Volksgeist lebendig war. Wuchernden Schlingpflanzen gleich schließen sich sinnreiche Legenden an alle Tempel, Statuen und Weihgeschenke an. Das Nemesisbild in Rhamnus sollte aus einem Marmorblocke gemeißelt sein, welchen die Perser in ihrem Uebermuthe heran geschleppt hätten, um ein Denkmal ihrer Besiegung von Athen daraus zu machen, und das uralte Blitzmal im Tempel von Olympia deutete man als ein Wahrzeichen, welches Zeus dem Phidias gegeben habe, um ihm seine Zufriedenheit mit dem vollendeten Tempelbilde auszudrücken. So bildete sich überall ein Durcheinander von Wahrheit und Dichtung, an dem man seine Freude haben kann, wenn man die fröhliche Triebkraft des Volksbewußtseins ins Auge faßt, welches wie ein üppiger Boden Saat und Wildkraut emporschießen läßt, während es für den Historiker eine peinlich schwierige Aufgabe ist, Wirkliches und Erdichtetes zu scheiden. In manchen Fällen sind sichere Kennzeichen vorhanden; man sieht, daß gewisse Erzählungen nur gemacht sind, um einen Gedanken zum Ausdrucke zu bringen oder einen bestehenden Gebrauch zu erklären; das Wunder verräth die Spur der dichtenden Phantasie oder die Wiederkehr derselben Züge

in verschiedenen Ueberlieferungen. Aber in vielen Fällen fehlen die sicheren Kennzeichen, und zwar nicht nur bei Erzählungen, welche sich für historische Ueberlieferung ausgeben, sondern auch bei Aussprüchen, welche bedeutenden Männern zugeschrieben werden. Es ist bekannt, welche Fülle von Denksprüchen im Munde des Volks lebte und wie ein guter Theil hellenischer Lebensphilosophie in ihnen niedergelegt war. Die angeborene Gabe gnomischer Ausdrucksweise wurde bei den Hellenen sorgfältig geübt, und es gelang ihnen, im entscheidenden Augenblicke ein Wort zu sagen, wie es nicht treffender ersonnen werden konnte, aber eben so häufig wurde auch nachträglich ein Wort in Umlauf gesetzt, welches für einen bestimmten Vorgang so passend war, daß es in die Erzählung desselben aufgenommen wurde und zu ihrer dramatischen Belebung diente. Wie schwer ist es, über die historische Gültigkeit solcher Aussprüche zu urtheilen! Wer will z. B. mit Sicherheit entscheiden, ob bei Thermopylai wirklich die berühmten Worte gesprochen sind, daß es sich im Schatten der feindlichen Geschosse um so besser fechten lasse? Die Griechen selbst hatten nicht das Bedürfniß, Echtes und Unechtes mit kritischer Kälte aus einander zu halten; sie glaubten, was sie gerne hörten, was inhaltsvoll war und charakteristisch, und was den Umständen und Personen entsprach. Die innere Wahrheit fesselte und befriedigte sie, die historische Wirklichkeit war ihnen gleichgültig; sie wurde umgestaltet, wo sie ihren Neigungen nicht entsprach, und schwerlich haben es viele Athener dem Thukydides Dank gewußt, daß er zuerst den wirklichen Hergang beim Sturze der Tyrannen mit der nüchternen Wahrheitsliebe des Historikers festgestellt hat.

Wir halten es für die Aufgabe der Geschichtsforschung, bei wichtigen Culturepochen die allmähliche Vorbereitung derselben, das Zusammentreffen aller mitwirkenden Ursachen und die stufenweise fortschreitende Entwickelung nachzuweisen. Anders war es bei den Griechen. Wie sie die Naturereignisse nicht auf namenlose Kräfte und abstrakte Gesetze zurückführten, sondern auf persönliche Wesen, die man sich frei handelnd

dachte, so wollte man sich auch die großen Ereignisse der Geschichte, die Gründungen von Staaten und Staatsordnungen, die Stiftungen heiliger Weihen, die Einführung von Künsten, welche ein hochgeschätzter Volksbesitz geworden waren, nicht als etwas allmählich und unter mannigfaltigen Einflüssen zu Stande Gekommenes denken, sondern als die freie That eines Mannes, als die Gabe eines von den Göttern begnadigten Menschen. Wo kunstfleißige Dädaliden ihre Werkstätten hatten, da gab es auch einen Dädalos, der zuerst und auf einmal den formlosen Bildklötzen die Glieder gelöst und athmendes Leben eingehaucht haben sollte. Wo Homeriden sangen, mußten sie auch einen Homeros haben und der Sitz ihrer Schule wurde der Ort seiner Geburt. Nun konnten zwar diejenigen, welche diesen Ueberlieferungen ruhig nachdachten, schwerlich verkennen, daß der Stammvater der vielen Homeridengeschlechter, der Sohn des Flußgottes, eben so wenig wie die anderen heroischen Stammväter von Geschlechtern und Völkern, Pelasgos und Hellen, Kadmos und Dädalos, ein Wesen ihres Gleichen sei, aber es war nicht Sitte anders von ihnen zu sprechen und zu denken; man wollte sich von der naiven Volksanschauung nicht trennen, man scheute sich, ihr mit vornehmem Besserwissen gegenüber zu treten. Man hatte kein Gefallen daran, das, was als ein Ganzes vorlag, in seine Elemente aufzulösen; man wollte Einem, und zwar einem bestimmten und bekannten Manne, Alles danken und stellte sich ihn so leibhaftig vor, daß auch sein äußeres Bild in festen Zügen, wie ein nach dem Leben gemachtes, dem ganzen Volke gegenwärtig war.

Dies Festhalten an der Persönlichkeit hängt mit der ganzen Anschauungsweise der Hellenen zusammen; sie führten Athen mit seiner Demokratie auf Theseus zurück, sie nannten lykurgisch und solonisch, was ohne Aufwand von Studium und Scharfsinn als einer viel späteren Zeit angehörig sich erkennen ließ. Man stellte in einzelnen Personen, wie in Solon und Kroisos, die verschiedenen Culturen der alten Welt einander gegenüber. Man ließ diejenigen, welche in geistigem Zusammen-

hange standen, persönlich mit einander verkehren, wie König Numa und Pythagoras, und um die Einführung der homerischen Gedichte in Sparta zu erklären, ließ man Lykurgos unmittelbar aus des Dichters Händen seine Werke in Empfang nehmen. Es ist eine poetische Anschauung, welche ihren großen Reiz hat, aber es liegt ihr eine gewisse Unlust an sorgfältiger Prüfung der Thatsachen und historischer Kritik zu Grunde, und in so fern hat sie ohne Zweifel dazu beigetragen, den Blick für geschichtliche Verhältnisse zu trüben.

Endlich war die eigentliche Entwickelungsperiode des griechischen Geistes, in welcher sich eine wissenschaftlichere Geschichtsbetrachtung hätte ausbilden können, eine so tief und vielfach bewegte, daß es dazu an Muße und Ruhe fehlte. Man denke, was seit Anfang der Olympiaden auf engem Raum in den zahllosen Cantonen Griechenlands für eine gährende Bewegung stattfand, da sich die neuen Staaten auf den Trümmern der alten gründeten und unter äußeren und inneren Kämpfen ihre gegenseitigen Verhältnisse gestalteten. In den meisten Staaten folgten rasche Umschwünge auf einander, Umsturz des Fürstenthums, Aufhebung der Geschlechtsprivilegien, Gewaltherrschaften, die nach kurzem Glanze wieder anderen bürgerlichen Ordnungen Platz machten. Da war ein volles, den Aufgaben des Tages hingegebenes, von Parteien bewegtes, nach allen Seiten angeregtes öffentliches Leben, und diese Geschäftigkeit bezog sich nicht bloß auf die inneren Angelegenheiten, auf Regierung und Gesetzgebung, auf Ausbildung der Feste, auf Gymnastik und Kunst, sondern es ging weit über die Gränzen der Heimath hinaus; neue Seewege wurden entdeckt, neue Handelsverbindungen angeknüpft, Pflanzstädte an allen Gestaden des Meers gegründet. Je kleiner aber die Gemeinden waren, um so unmittelbarer wurde Alles in die rastlose Geschäftigkeit mit herein gezogen; es war kein Stand unbetheiligt, es blieb kein Platz stiller Beschaulichkeit; man hatte keine Zeit an die Vergangenheit zu denken; die Bewegung war zu mächtig, um sie übersehen und beherrschen zu können; man machte zu viel Geschichte, um Geschichte zu schreiben.

Um ein Gegenbild vor Augen zu haben, denke man an Aegypten, das abgeschlossene, selbstgenugsame Flußland, das in seinen von der Natur vorgezeichneten Lebensgewohnheiten Jahrtausende lang verharrte. Seit König Menes, sagt Herodot, habe sich in Aegypten nichts verändert; also mit dem Anfange der Geschichte hört die eigentliche Geschichte auf, welche doch ohne eine lebhafte Culturbewegung nicht zu denken ist. Dort hatte man Muße, Alles zu registriren, Denkmäler und Geräthe mit Schrift zu überkleiden, und schon aus der Langenweile, die, wenn Herodot Recht hat, im Nillande geherrscht haben muß, mag man sich die Schreibseligkeit Aegyptens erklären im Gegensatze zu der Abneigung der älteren Hellenen gegen umfassenderen Schriftgebrauch.

Es liegt also nicht bloß an dem Volkscharakter, sondern auch an den geschichtlichen Verhältnissen, wenn die Griechen in der Ausbildung ihres historischen Sinns hinter anderen Völkern zurück geblieben sind. Wo Geschichtskunde gedeihen soll, bedarf es eines Standpunkts, von dem man die menschlichen Dinge überblicken kann. Solchen Ueberblick hatten im älteren Griechenland nur die Priesterschaften, welche an den Hauptplätzen des nationalen Gottesdienstes ihren Sitz hatten. Hier allein hatte man einen freieren Horizont, hier übersah man Mutterland und Colonien; von hier leitete man, so lange es möglich war, die inneren Entwickelungen so wie die Ansiedelungen im Auslande, hier zeichnete man die Begebenheiten der griechischen Welt auf. Aber die Aufzeichnung erfolgte von Anfang an in priesterlichem Interesse; sie sollte dazu dienen, das Ansehen der gottesdienstlichen Anstalten zu stützen, indem sie darauf ausging, in den Wendungen menschlicher Schicksale die genaue Erfüllung göttlicher Wahrsprüche nachzuweisen. Die Geschichte sollte eine Rechtfertigung der Orakel sein, ein Antrieb für Fürsten, Gemeinden und Privatleute, sich vor allen Unternehmungen in Delphi Rath zu holen, und wie lange diese Tendenz die Geschichtschreibung beherrscht hat, zeigt Herodot am deutlichsten.

Für eigentliche Staatengeschichte fehlten in Griechenland

die Anregungen, welche die Reiche des Morgenlandes darboten, die ein festes Centrum hatten, von denen aus über Wohl und Wehe von Millionen entschieden wurde; die Anregungen, welche von Dynastien ausgehen, deren Interesse es ist, eine Reichsgeschichte zu haben und die Heerzüge, Bündnisse, Eroberungen, Tributzahlungen in Jahrbüchern zu verzeichnen. Nur hier hat sich ein Archivwesen ausgebildet, das in den griechischen Republiken sehr vernachlässigt blieb, und eine genaue Chronologie. Wie bezeichnend ist dagegen für die Griechen ihre ungenaue und nach unserm Maßstabe dilettantische Art der Zeitbestimmung! Da werden auch bei den sorgfältigsten Berichterstattern die mit allen Einzelheiten erzählten Hergänge nur nach Sommer und Winter eingetheilt; die Jahre werden nicht von bestimmten Anfangspunkten gezählt oder nach allgemein gültigen Normen bezeichnet, sondern nach Gemeindeämtern, die von Stadt zu Stadt verschieden sind, und nicht bloß in der kunstmäßigen Geschichtschreibung, sondern in den Urkunden selbst vermißt man bis in späte Zeit eine deutliche und zweckmäßige Datirung. Von den größeren Epochen aber erhielt keine allgemeinere Geltung; jede einzelne wurde wieder verschieden berechnet und Herodot mußte an die Dynastien des Morgenlandes anknüpfen, um chronologische Haltpunkte zu gewinnen: Erst als die Volksgeschichte der Griechen schon abgelaufen war, kam die Olympiadenrechnung zu allgemeiner Geltung, und alexandrinischer Gelehrsamkeit blieb es vorbehalten, den ganzen Geschichtsstoff chronologisch zu ordnen. Auch hier finden wir bei den Griechen eine Abneigung gegen das Fachwerk, gegen alles mehr Aeußerliche und Mechanische; eine Einseitigkeit, deren nothwendige Folge die Unvollständigkeit und Unordnung der nationalen Ueberlieferung sein mußte.

Mit den staatlichen Zuständen, welche der Entwickelung geschichtlicher Wissenschaft ungünstig waren, hängt auch die Zerspaltung des Volks zusammen und die feindliche Spannung zwischen Staaten und Stämmen, unter deren Einfluß eine wahre Volksgeschichte nicht zu Stande kommen konnte. Und

doch konnte ein Grieche viel eher über einen fremden Staat gerecht urtheilen, als über die Gegenpartei in der eignen Stadt. Die Griechen waren von Natur ein leidenschaftliches Volk; je größer die Energie des politischen Lebens wurde, um so mehr warf sich die ganze Heftigkeit ihres Temperaments auf diese Seite, und wo eine demokratische Verfassung die volle Redefreiheit verbürgte, waren alle Schranken der Convenienz beseitigt. Auf dem Markte drängte sich Tag für Tag die Bürgerschaft zusammen, redselig, neugierig, spottlustig. Alles wurde in die Oeffentlichkeit gezogen; jede Lächerlichkeit, jeder Fehltritt dem Publikum preisgegeben und ein treffender Spottname sorgte dafür, daß der Makel nicht so schnell vergessen wurde. Am meisten hatten natürlich die hervorragenden Personen unter der Freizügigkeit zu leiden und darum wurde die Geschichte der großen Bürger von Athen am meisten entstellt. Der Marktklatsch ging auch in die Litteratur über, theils durch die Komödie, welche unbekümmert um die Pflicht der Treue ihre Porträtfiguren ausmalte, theils durch die Historiker, welche zeitgenössische Geschichte schrieben und dieselbe mit Anekdoten zu würzen beflissen waren. Wer weiß nicht, wie sehr die Ueberlieferung durch den in Haß und Vorliebe thätigen Parteigeist entstellt ist und daß diese leidenschaftliche Erregtheit in alle Verhältnisse überging und auch die edelsten Geister ergriff! Nicht nur die Rhetoren behandelten die Geschichte nach ihren augenblicklichen Redezwecken und wußten ihren Mitbürgern, um ihrem Stolze zu schmeicheln, glorreiche Erfolge ihrer Politik vorzuspiegeln, welche in dieser Weise niemals errungen worden waren, sondern auch die Verfasser größerer Geschichtswerke sahen die ganze Folge der Begebenheiten nur von einseitigem Parteistandpunkte an, Xenophon als Lakonist, Polybios als Achäer. Auch zwischen Akademie und Lyceum herrschte eine Spannung, welche die Philosophen gegen einander ungerecht machte; ja als die Gegensätze des politischen Lebens sich längst abgestumpft hatten, gingen die Parteitendenzen noch immer fort, und in der peripatetischen Schule erschienen Schriften, die es sich zur Aufgabe stellten,

über alles Unrecht, an dem die attische Demokratie Schuld sei, ein möglichst vollständiges Sündenregister aufzustellen.

Das sind die Schwächen der Griechen auf dem Felde der Geschichte, und daraus erklärt sich, warum sie als Pfleger geschichtlicher Wahrheit keine so allgemeine Anerkennung gefunden haben, wie in Poesie, bildender Kunst, Philosophie und Beredsamkeit, und warum sie in einem der wichtigsten Zweige höherer Cultur nach dem Urtheile weiser Männer ihres eignen Volks hinter den Völkern des Morgenlandes zurückgeblieben sind.

Aber sind sie denn in der That zurückgeblieben?

Das ist die Frage, welche uns auf die andere Seite der Betrachtung führt.

Gewiß hat die Geschichte der Hellenen lange einen sagenhaften Charakter behalten. Ihre Künstler haben die Historia dargestellt, wie sie Weihrauch streut in die Opferflamme, welche vor dem Homeros entzündet ist, und man hat in der urtheilslosen Ueberschätzung des Dichters einen Beweis für die lang andauernde Unreife des geschichtlichen Sinns gefunden. Aber man erwäge den eigenthümlichen Charakter der griechischen Volkssage! Da sind keine Nebelbilder, die in unsichere Dämmerung zerfließen, keine symbolischen Figuren, die nur etwas bedeuten sollen, was dem religiösen Glauben angehört; sondern helle, lebensvolle Gestalten, die in bestimmten Gegenden zu Hause sind und bestimmten Stämmen angehören. Es sind Gestalten, im Morgenduste der Sage vergrößert und verklärt, aber keine Phantasiegebilde, sondern es sind historische Gestalten; was sie vollbringen, sind wirklich vollbrachte Thaten griechischer Stämme, deren Ruhm auf ihre alten Heerfürsten übertragen ist. Die Mauern von Ilion und Mykenai zeugen noch heute von der Herrschermacht dieser Fürsten, von ihrem Reichthum und ihren auswärtigen Verbindungen. Wie lange hielt man die lykischen Baumeister in Argolis für eitel Fabelei, jetzt sind wir im Stande, an den Burgmauern von Argolis die lykische Technik nachzuweisen. Mit bewunderungswürdiger Treue haben die Hellenen ihre Sage gehütet; sie

war der natürliche Niederschlag dessen, was das Volk über seine Vorzeit wußte; was sich aber so im Volksbewußtsein festgesetzt und als Ausdruck desselben bewährt hat, trägt einen Kern unzweifelhafter Wahrheit in sich. Die sorgfältigsten Ermittelungen können täuschen, Herodot und Thukydides können irren, aber die echte Volkssage ist, richtig verstanden, das Gewisseste, was es giebt.

Die Muse des Epos war die Tochter der Erinnerung; der Sänger war der Hüter derselben, das lebendige Archiv. Darum war kein Gegensatz zwischen Dichtung und Geschichte. Die Geschichte der Hellenen war poetischer als bei andern Völkern, aber die Poesie geschichtlicher. Inhalt des Epos war das bewegte Menschenleben im Staate und im Kriege, zu Land und zu Meer; die Darstellung desselben also die beste Schule des Gedächtnisses, die beste Vorübung für jede geschichtliche Darstellung, und je enger sich die spätere Poesie dem Epos anschließt, um so mehr theilt sie diese historische Richtung. Jedes Gedicht Pindar's, das den eben gewonnenen Sieg feiert, knüpft das Glück der Gegenwart an die Vorzeit an; wie Herodot, so faßte Aeschylos die vorzeitigen und gegenwärtigen Kämpfe zwischen Asien und Europa in ein Bild zusammen. Mit echt historischem Sinne nahm die griechische Kunst das Gegenwärtige nie als einen einzelnen Punkt, sondern in lebendigem Zusammenhange mit der Vergangenheit, und eben so lebte man der Ueberzeugung, daß man späteren Geschlechtern Rechenschaft zu geben habe. So weist Pindar den Tyrannen von Syrakus auf das Urtheil der Geschichte hin: »Laß dich nicht von Schmeichlern bethören. Der Spruch der Nachwelt richtet über unser Leben durch Geschichtschreiber und Sänger!« Als sich nun der Geschichtschreiber vom Sänger trennte und seinem besonderen Berufe nachging, fand er im griechischen Staatenleben freilich keinen Stoff zu einer äußerlich registrirenden Annalistik, einer im conventionellen Stile abzufassenden Hof- und Reichsgeschichte, aber er fand einen Stoff, der sich garnicht bearbeiten ließ, ohne daß man in die inneren Beziehungen des menschlichen Lebens eindrang, eine

Geschichte, welche sich nicht einförmig um einen Mittelpunkt bewegte und von den Launen einzelner Machthaber bestimmt wurde, sondern eine inhaltreiche, vielseitige Volksgeschichte, in welcher zum ersten Male alle Formen bürgerlicher Gemeinschaft klar zu Tage traten. Dies reiche und rasch pulsirende Leben zu umfassen, würde für die geschichtliche Kunst eine übermäßig schwere Aufgabe gewesen sein, wenn nicht erleichternde Umstände hinzugetreten wären. Dahin gehört die Einfachheit der geselligen Verhältnisse, die Unabhängigkeit ihrer Entwickelung von fremden Einflüssen, die Kleinheit der Schauplätze, die Oeffentlichkeit des Gemeindelebens und endlich das Normale im Entwickelungsgange der Geschichte. Denn wenn man wahrnahm, daß in den verschiedensten Staaten um dieselbe Zeit das Fürstenthum in Geschlechterherrschaft überging, dann die Hebung des Mittelstandes eintrat, dann die Durchgangsperiode der Tyrannis und endlich die Zeit der Gesetzgebungen, welche den Staaten ihr geschichtliches Gepräge gab, so mußte sich aus dieser Wahrnehmung die Vorstellung einer nicht zufällig, sondern gesetzmäßig sich entwickelnden Volksgeschichte ergeben. Hier war eine rein äußerliche Betrachtung der Dinge unmöglich; hier mußte die Geschichte gleich Cultur- und Sittengeschichte und Verfassungsgeschichte werden, und indem der dankbare Stoff mit dem künstlerischen Sinne, der dem Volke eigen ist, gestaltet wurde, erwuchs hier zuerst eine Volksgeschichte im vollen und höchsten Sinne des Worts.

Auf die einzelnen Leistungen einzugehen ist nicht dieses Orts, wo nicht eine Geschichte der historischen Kunst der Griechen gegeben werden soll, sondern nur eine Charakteristik ihres geschichtlichen Sinns und der Verhältnisse, unter denen er sich entwickelt hat. Also soll nur in kurzen Worten noch angedeutet werden, wie die Hellenen dem Gange der Weltbegebenheiten gefolgt sind.

Als Kind der Sagenpoesie begann die Geschichte mit Sammlung der Erinnerungen, die aus der Vorzeit nachklangen. Die erste selbstthätige Forschung aber entwickelte sich am Fernen und Fremden. In Verbindung mit Handel und Coloni-

sation erfolgte die Auskundschaftung der Meere und Länder; die Küsten wurden aufgezeichnet, ihre Einwohner beschrieben. Dadurch bekam die Geschichte der Griechen ihren Hintergrund, die Gränzen zwischen Hellenen und Barbaren wurden abgesteckt, das Nationalbewußtsein geweckt; der Schauplatz der Geschichte war erforscht, aber die Geschichte fehlte, die zu einer einheitlichen Darstellung geeignet gewesen wäre.

Da beginnt das erste große Drama; der Versuch der Barbaren, Griechenland und seine Colonien in die persisch-phönikische Geschichte herein zu ziehen, und die Abwehr dieses Versuchs. Dem Kampfgetümmel folgt wie ein Echo das Werk Herodot's, und zwar ist es kein hochtrabender Panegyricus, sondern ein ruhiges ernstes Weltgemälde, in welchem Freund und Feind mit hohem Wahrheitssinne beurtheilt werden; auch der Ruhm Athens, des Vorkämpfers im Freiheitskriege, ist nicht das Ziel, welches er als Parteigänger im Auge hat, sondern nur das Ergebniß unbefangener Beurtheilung. Athen betritt die glorreiche, aber dornenvolle Bahn eines Staats, welcher im zerfallenen Vaterlande zur Führung sich berufen fühlt; der Kampf zwischen dem perikleischen Athen und Sparta ist die nächste Epoche. Kaum entbrennt der Krieg, so erkennt Thukydides die entscheidende Bedeutung desselben für das Vaterland; der Mann, der wie ein Wunder dasteht in der Geschichte des griechischen Geistes; so eigenartig ist er in seinem ganzen Wesen; ein voller Grieche und doch frei von allen Schwächen, die wir an seinem Volke kennen gelernt haben; mitten im attischen Parteitreiben stehend und doch mit einer unbegreiflichen Erhabenheit und Ruhe des Geistes dasselbe überblickend; ein Mann ohne Vorgänger und Nachfolger, von einer Schärfe des Blicks für historische Verhältnisse, wie wir sie nur bei Aristoteles wiederfinden.

So wie sich neben dem erschöpften Griechenland das makedonische Reich erhebt, dessen Fürsten mit klarem Bewußtsein das Ziel verfolgen, durch Verbindung hellenischer Bildung mit nordischer Volkskraft die Führung Griechenlands an ihr Haus zu bringen, so erkennt auch Theopompos den Mittel-

punkt der weiteren Geschichte in Philippos und macht ihn zur Hauptperson seines Geschichtswerks.

Dann folgen die Griechen einerseits dem Zuge Alexander's und beginnen ihre Arbeit im hellenischen Morgenlande, indem sie die Archive desselben öffnen, die Schätze der dort gesammelten Weisheit verwerthen und im griechischen Sinne phönikische, babylonische, ägyptische, indische Geschichte bearbeiten, andererseits behandeln sie die eigene Volksgeschichte in neuem Sinne. Darin können wir aber wohl mit Recht ein ganz besonderes Zeugniß für die Energie des geschichtlichen Sinnes der Hellenen erkennen, daß sie die heimathliche Staatengeschichte, nachdem die Staaten ihre geschichtliche Bedeutung eingebüßt hatten, nicht bei Seite werfen und dem Reize des Neuen folgen, sondern in richtigem Verständniß des besonders reichen Inhalts ihrer Geschichte den vollendeten Entwickelungen mit gesammeltem Geiste nachdenken, und es beginnt mit diesem Nachdenken eine neue Methode geschichtlicher Betrachtung, deren Grundzüge Aristoteles entwirft. Man sichtet und ordnet die ganze Erinnerung von Jahrhunderten, man sammelt Urkunden, man ergänzt und berichtigt die Ueberlieferung, man gruppirt und beurtheilt die verschiedenartigen Verfassungen, beobachtet die Uebergänge und Entartungen und sucht gleichsam eine Physiologie des Gemeindelebens in gesunden und kranken Zuständen zu entwerfen. Alles wird herangezogen: die Volksgebräuche, die Sprache, die Sprichwörter, und so entwickelt sich aus dieser rückwärts gewendeten Betrachtung in der Schule des Aristoteles eine wissenschaftliche Culturgeschichte, wie sie kein anderes Volk von seiner eigenen Vergangenheit besitzt. Die ethische Behandlung der Geschichte, nach welcher der griechische Geist von Anfang an gestrebt hat, wird jetzt im Sinne strenger Wissenschaft vollzogen, Philosophie mit Geschichte in die rechte Verbindung gesetzt und ein Schatz von historischer Erkenntniß zusammengetragen, dessen trümmerhafte Ueberreste noch heute eine unerschöpfliche Quelle politischer Belehrung sind.

Es haben aber die Hellenen mit dieser Ernte nicht ab-

geschlossen, wie denn auch das geschichtliche Leben noch nicht erloschen war. Es erfolgten neue und glückliche Freiheitsbestrebungen, neue Staatenbildungen; im Achäerbunde erhebt sich der älteste Hellenenstamm zu verjüngter Kraft, und wie es sich in Theopomp's Zeit um das Verhältniß zu Makedonien handelte, so jetzt um das zu Rom. Und da tritt uns nun der helle Geist des Polybios entgegen, welcher, mitten in den Weltbegebenheiten stehend und handelnd, zugleich den nothwendigen Gang derselben erkannte. Obgleich ein begeisterter Patriot, sieht er doch ein, daß Griechenland nur als Glied des neuen großen Weltganzen, dessen Führer die Römer sind, fortbestehen könne. Dabei gereicht es seinem hellenischen Gefühle zur Beruhigung, daß nicht der Zufall mit den Schicksalen der Völker spiele und daß Roms Größe nicht ein Erfolg des blinden Glücks sei, sondern eine durch Tugend erworbene und von den Göttern gewollte. Ihm gebührt daher die Hegemonie in dem Staatensysteme, welchem die Hellenen sich einordnen müssen, und ihr Glück hängt davon ab, daß sie sich mit dem Herrn der Welt geistig so verständigen, wie Polybios selbst mit den bedeutendsten Römern seiner Zeit.

So steht Polybios zwischen den beiden Hauptvölkern der alten Welt mit einer so großartigen Mission, wie sie einem Historiker selten zu Theil wird, auf einem Wendepunkte der alten Geschichte, auf dem er rückwärts und vorwärts schaut. Denn er erkennt auch, daß dasselbe Rom, dessen Weltherrschaftsberuf er vertritt, im Kriege mit Hannibal Wunden empfangen habe, von denen die Volkskraft Italiens sich nicht wieder erholen könne, und er sagt es voraus, daß auch Roms Herrschaft durch Sittenverderbniß und Eroberungssucht seinem Verfalle entgegengehe. Das sind, im Zeitalter der Scipionen ausgesprochen, Andeutungen, welche von einer Reife des Urtheils zeugen, die nur aus der Verbindung historischer Forschung und philosophischer Bildung, wie sie bei den nacharistotelischen Griechen vorkommt, sich erklären läßt.

Als nun das kaiserliche Rom die Verschmelzung der hellenischen und italischen Cultur, für welche Polybios gewirkt

hatte, durchführte, da waren es wiederum nicht Römer, sondern Griechen, welche den neuen Standpunkt der Geschichte auch in der Wissenschaft geltend machten. Dionysios durchforschte die römische Vorzeit, um seinen Landsleuten die Römer als ein ebenbürtiges und stammverwandtes Volk darzustellen. Diodoros faßte die Geschichte aller Völker zusammen, welche Rom als Erbschaft untergegangener Reiche beherrschte, und Strabon entwarf sein großes Weltgemälde, mit philosophischem Geiste das Ganze umfassend und zugleich mit historischer Gelehrsamkeit das Einzelne durchdringend.

So kommen wir zu dem Schlusse, daß die Historie mit Recht ihren griechischen Namen trägt. Bei den Griechen ist sie als Wissenschaft zu Hause; sie haben Erd- und Völkerkunde mit Staatengeschichte, Ethik mit Politik in die fruchtbarste Verbindung gesetzt; sie haben nicht eine Philosophie der Geschichte als besondere Wissenschaft, sondern die Geschichte selbst mit philosophischem Geiste als eine ethische Wissenschaft gegründet. Sie haben bei allen Wendepunkten der Volksentwickelung Männer gehabt, die mit hellem Blick die Bedeutung der Gegenwart erkannten, sie haben auch für die anderen Völker gedacht und geschaffen, ihre Ueberlieferungen geordnet, ihren geschichtlichen Beruf ihnen gedeutet. Gewiß haben wir also ein gutes Recht, sie trotz ihrer Schwächen auch auf dem Gebiete der Geschichte als ein hervorragend begabtes Volk anzusehen, und den mancherlei Verirrungen gegenüber, welche auch in neuster Zeit auftauchen, indem man die Geschichte der Menschheit als einen Tummelplatz blinder Naturgewalten darstellen und solche Betrachtungsweisen einführen will, bei welchen man sich von der irrigen Annahme eines freien Menschenwillens und einer göttlichen Weltregierung losmachen soll, haben uns die Hellenen ein Vorbild gegeben, wie wir in der Geschichte das Walten sittlicher Mächte und die Offenbarung eines göttlichen Willens zu erkennen haben. Sie haben der historischen Forschung die Weihe gegeben, welche zu erhalten unsere Aufgabe ist.

XVII.

Philosophie und Geschichte.

Wir feiern in den beiden Männern, welchen die jährlichen Gedenktage gewidmet sind, dem Philosophen unter den Königen und dem Könige unter den Philosophen, den Stifter und den Erneuerer unserer Akademie. Die Erneuerung sollte nur eine würdigere Herstellung der ursprünglichen Stiftung sein. Indessen wurde in wesentlichen Punkten von dem Früheren abgewichen, und merkwürdiger Weise gerade in dem Punkte, daß die Philosophie, welche durch den Philosophen von Fach ausgeschlossen worden war, weil die Spekulation mehr eine Sache des einsamen Forschers als eine durch gemeinsame Arbeit zu lösende Aufgabe sei, durch König Friedrich in den Kreis der akademischen Fächer hereingezogen wurde. Diese Neuerung wurde in dem Statut von 1746 als eine besonders wichtige hervorgehoben, und während sonst der universale Charakter der Wissenschaft so sehr betont wurde, daß die damalige Weltsprache als solche das allein angemessene Organ der Akademie zu sein schien, wurde in dieser Angelegenheit der nationale Gesichtspunkt hervorgehoben. Denn, sagte man, wenn die junge Anstalt es auch in der Mathematik und Physik einstweilen noch nicht mit der Académie des sciences und in der Philologie noch nicht mit der Académie des inscriptions et belles lettres aufnehmen könne, so werde sie, die würdige Tochter Leibnizens, als Vertreterin des nationalen Gedankens

d. h. des den Deutschen eingeborenen Zugs zur Spekulation, sich bald einen ehrenvollen Platz unter den Akademien erwerben. Das waren die vom König selbst ausgehenden, von Maupertuis, dem Nachfolger Leibnizens, beredt vertretenen Gesichtspunkte bei der Neugründung der Akademie.

Die Abweichung von Leibniz bewährte sich nicht; die für spekulative Forschung bestimmte Abtheilung konnte mit den anderen nicht zu gleichem Gedeihen gelangen. Als man sich um 1820 in der Akademie mit einer Reform des Statuts ernstlich zu beschäftigen anfing, wurde als Thatsache anerkannt, daß die philosophische Klasse sich seit längerer Zeit in einer schwierigen Lage befinde, und Schleiermacher machte zuerst die Ansicht geltend, daß die Klasse, um neues Leben zu gewinnen, aus ihrer Sonderstellung heraustreten müsse. Die Meinungen der Akademiker gingen weit aus einander. Ancillon bestand darauf, daß die philosophische Spekulation als eine charakteristische Seite des deutschen Geistes in einer besonderen Abtheilung vertreten bleibe; das Aufgeben derselben würde auf die öffentliche Meinung einen ungünstigen Eindruck machen. Savigny wollte eine mathematische, eine physikalische, eine historische und eine philologische Klasse. Indessen gewann die Ansicht, daß man durch Vereinigung von je zwei Abtheilungen den Klassenverhandlungen mehr Inhalt und Bedeutung geben müsse, mehr und mehr Anhang. 1827 gingen die Mathematiker und Physiker mit der Verschmelzung ihrer Klassen voran, und nachdem sich in Schleiermacher, der mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, Philosoph zu bleiben, aus der Philosophenklasse in die historisch-philologische übergetreten war, die Vereinigung auch dieser Klassen thatsächlich schon vollzogen hatte, wurde die Organisation der beiden Doppelklassen eingeführt. Die Philosophie behielt ihre akademische Stelle, und mit ihr wurden, da man einen dreifachen Klassennamen vermeiden wollte, die Geschichte im weitesten Sinne des Worts verbunden, so daß die Philologie ihr zugerechnet wurde.

So ist dem Schwanken in Gruppirung der Fächer ein Ende gemacht, und wenn ich heute auf die Fusion der Klassen,

die Grundlage unserer jetzigen Einrichtung, zurückkomme, so geschieht es nicht, um dieselbe einer Kritik zu unterziehen, sondern nur um daran über die Stellung der akademischen Wissenschaften zu einander und ins Besondere über das Verhältniß der Philosophie zur Geschichte einige Bemerkungen anzuknüpfen, welche an dem Ehrentage des großen Philosophen und Historikers nicht unangemessen scheinen dürften.

Es kann zunächst befremden, die Philosophie von der mathematisch-physikalischen Klasse getrennt und mit der Geschichte verbunden zu sehen.

Die Mathematik wird ja seit alten Zeiten als die unentbehrliche Schule des philosophischen Denkens angesehen und die Forschung des Mathematikers in ihren höchsten Sphären ist ja der reinen Spekulation am nächsten verwandt; sie ist die vollendetste Vereinigung zwischen exaktem Wissen und theoretischem Denken. Und wenn die Naturforscher auch gegen alle voreiligen Constructionen und gegen jede von Seiten der Philosophie beanspruchte Bevormundung ihrer Arbeiten energischen Protest erhoben haben, so strebt doch auch von ihren Forschungen jede vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Thatsächlichen zum Gesetz. Jedes richtig angestellte Experiment setzt ein philosophisches Denken voraus; die Fragen nach Materie, Kraft, Zweck, denen Keiner aus dem Wege gehen kann, sind philosophische Probleme und der größte Skeptiker kann die Berechtigung seines Standpunkts nur durch philosophische Argumente erweisen.

Die Geschichte aber ist bei der unermeßlichen Fülle einzelner, nach Zeit und Raum entlegener, nur in zufälliger Auswahl überlieferter Thatsachen für philosophisches Denken unzweifelhaft der allersprödeste und widerstrebendste Stoff, und zu keinem Fache ist es der Philosophie weniger gelungen feste Stellung zu gewinnen.

Es sind auch von ihrer Seite im Ganzen wenig ernsthafte Versuche dazu gemacht. Denn die Liebe zur Geschichte setzt ein reges Interesse für staatliches Leben in seinen verschiednen Formen voraus. Dies ist aber seit den Tagen des Aristoteles bei den Männern der philosophischen Speculation

selten vorhanden gewesen. Nachdem Ethik und Politik aus einander gegangen sind, ist bis auf die neuere Zeit immer der einzelne Mensch in seinem Verhältniß zu Gott und Welt, mit seinen Pflichten und Aufgaben der eigentliche Gegenstand philosophischer Forschung gewesen, nicht aber der dem Gemeindeleben angehörige. Wo der Sinn für bürgerliches Gemeinwesen fehlt, kann das geschichtliche Studium keinen fesselnden Reiz üben. Daher die Gleichgültigkeit der Philosophen gegen dasselbe von den Zeiten der Stoa an, das völlige Auseinandergehen von Philosophie und Geschichte, und wer zuerst von Leibniz' universaler Thätigkeit hört, wird gewiß weniger darüber staunen, daß der Philosoph mathematische Methoden entdeckt, als daß er Annalen geschrieben hat. In seines Nachfolgers Herbart System ist für Geschichte kein Platz vorhanden und die neueste Philosophie hat sie aus ihrem Gebiete geradezu ausgewiesen; ja sie hat ihr, weil sie einer philosophischen Behandlung unfähig sei, selbst den Namen einer Wissenschaft abgesprochen; denn sie sei nur ein mehr oder minder lückenhaftes Wissen von einzelnen Thatsachen.

Indessen hat es Philosophen gegeben, welche vor der wüsten Masse des historischen Materials nicht zurückschreckten und nicht nur die gelegentliche Verwerthung desselben für ihre Zwecke, sondern seine vollständige Verarbeitung und speculative Bewältigung als eine unerläßliche Aufgabe des philosophischen Denkens hinstellten. So ist die Philosophie der Geschichte ein wesentlicher Theil des Hegel'schen Systems geworden, und welcher Historiker weiß nicht, wie fruchtbar dieser kühne Schritt gewesen ist, wie der Blick für geschichtliche Entwickelung sich dadurch geschärft hat, wie manche Vorurtheile beseitigt und neue Einblicke in den Zusammenhang der Culturen geöffnet sind! Aber ein nach beiden Seiten befriedigendes Resultat ist auch so nicht erreicht worden. Denn wenn man in der Geschichte nur einen mit logischer Nothwendigkeit sich vollziehenden Proceß sieht, in welchem die Völker willenlose Werkzeuge der Idee sind, so wird die Unbefangenheit der Beobachtung und das warme Interesse an der Fülle des Sonderlebens in

Stamm und Stadt darunter leiden, es wird der rastlose Forschungstrieb und der scharfe Blick für die Mannigfaltigkeit der geschichtlichen Erscheinungen bei dieser Beobachtungsweise abgestumpft werden müssen. Deshalb sind andere Versuche gemacht worden, um nicht sowohl die Geschichte einem Systeme der Philosophie einzureihen, als vielmehr neue Methoden ausfindig zu machen, um sie aus ihrer Sonderstellung heraus und mit dem Gebiet der Naturwissenschaften in einen fruchtbaren Zusammenhang zu bringen.

Die Scheidung ist eine willkürliche und störende, schrieb Renan, der selbst nur zögernd von den Naturwissenschaften zum geschichtlichen Studium übergegangen und bei dem glänzenden Aufschwunge der ersteren zuweilen an seinem Entschluß irre geworden war, in seinem berühmten Briefe an den Chemiker Berthelot. Die Naturwissenschaften stellen zusammen eine große Entwickelungsgeschichte dar, eine Reihe von Perioden, deren letzte die Geschichte des Menschen ist. Volle Erkenntniß ist nur im Ueberblick des Ganzen möglich. Die Naturgeschichte von den Atomen beginnend, aus denen die Welt entsteht, ist nur die Vorgeschichte der eigentlichen Geschichte. Mit liebenswürdigem Enthusiasmus begrüßte unser verstorbener Genosse, der ehrwürdige Heinrich Ritter die kühnen Anschauungen des französischen Gelehrten, den Versuch einer neuen Reichsordnung im Gebiete der Wissenschaften, und diesen Grundsätzen wird man im Schoße einer Akademie um so weniger widersprechen wollen, da jedem der beiden großen Forschungsgebiete die ihm eigenthümliche Methode unverkümmert bleibt.

Anders ist es, wenn man den Unterschied zwischen mathematisch-physikalischer und historischer Forschung beseitigen, wenn man die Methode der einen auf die andere übertragen und der Geschichtschreibung dadurch eine neue Zukunft bereiten will, daß man sie in die Reihe der exakten Wissenschaften einführt. Das ist die von englischen und französischen Autoren energisch geforderte, auch bei uns von einigen Seiten sehr beifällig aufgenommene Reform des historischen Studiums. Darnach sollen die Lehren vom Menschen und von den Ordnungen in Staat

und Gesellschaft neben Mathematik und Astronomie als Biologie und Sociologie mit gleicher Methode behandelt werden.

Das Forschen nach Lebensgesetzen in der bürgerlichen Gesellschaft wird trotz des wenig empfehlenden Namens der neuen Disciplin, wenn es ernsthaft genommen wird, nur anregend und fruchtbar wirken können. Im Allgemeinen aber kann man sich der Ansicht nicht verschließen, daß hier mit Gewaltsamkeit vereinigt werden soll, was seinem Wesen nach grundverschieden ist. Die Gestirne wandeln ihre gemessenen Bahnen, Menschen und Völker können aber irre gehen und bei verschiedenen sich darbietenden Möglichkeiten sich falsch entscheiden. Das Gebiet der sittlichen Freiheit und Verantwortlichkeit darf der Historiker sich nicht verkümmern lassen.

Als diese Versuche gemacht wurden, der Geschichte, der unfügsamsten aller Disciplinen, den Charakter strengerer Wissenschaftlichkeit zu geben oder sie ganz in die Philosophie hereinzuziehen, hatte sich schon längst in freierer Weise und ohne künstliche Theorie ein fruchtbares Verhältniß zwischen Philosophie und Geschichte in Deutschland gebildet.

Wie konnte es anders sein! Seit sich die Philosophie aus den Fesseln der Scholastik befreit hatte, konnte sie für ihre Moral, Politik und Religionswissenschaft der Geschichte nicht entbehren, und andererseits mußte sich jeder Historiker einer Erweiterung seines Gesichtskreises durch philosophische Studien bedürftig fühlen, um für alle im Menschenleben wirksamen Kräfte ein Verständniß zu haben und das geistige Leben in seiner Totalität auffassen zu können. Es ist, wie W. von Humboldt sagt, ohne poetischen und philosophischen Sinn um einen Geschichtschreiber schlecht bestellt.

Die Philosophen von Fach haben sich meist nur gelegentlich mit Geschichte befaßt und auch die »Braunschweigischen Annalen« haben mit der Monadenlehre keinen theoretischen Zusammenhang. Leibniz zeigte sich nur auch hier als den großen Organisator geistiger Arbeit, indem er in richtiger Erkenntniß dessen, was zur Gründung einer historischen Disciplin nöthig war, auf Urkundensammlung und Quellenfor-

schung drang und in mühevoller, selbstverläugnender Stoffarbeit mit glänzendem Beispiel voranging.

Doch konnte ein Geist wie der seinige sich nicht mit Geschichte beschäftigen, ohne daß man den Philosophen erkannte, der auch in der Einzelforschung den Blick für das Ganze und Große nicht verläugnete. Er fand auch hier neue Methoden, die erst von nachgeborenen Geschlechtern ausgebeutet wurden, wie seine Hinweisung auf die Sprachen als Urkunden des Menschengeschlechts zeigt. Er betonte die culturgeschichtlichen Seiten des Völkerlebens, Recht, Sitte und Religion, was in einer Zeit, wo die Fürstenhöfe als ausschließliche Mittelpunkte der Geschichte angesehen wurden, doppelt wichtig war. Er ging mit seinem Blick von den Annalen eines Geschlechts auf die Weltgeschichte über, und wenn er Gedanken aussprach, wie sie in dem Satze enthalten sind: le présent est chargé du passé et gros de l'avenir, so waren dies damals neue Gesichtspunkte.

Die Idee der Entwickelung war der Geschichte fremd geblieben. Man begnügte sich entweder mit trockner Stoffsammlung und äußerlicher Aufreihung des Ueberlieferten, oder man stellte die Geschichte unter den Einfluß fremdartiger Gesichtspunkte, welche von den Anfängen christlicher Wissenschaft her maßgebend geblieben waren, indem man an die biblische Ueberlieferung anknüpfte und nach den Monarchien im Buche Daniel die Staaten der alten Welt behandelte, wie Melanchthon that und Bossuet.

Zur Befreiung der Geschichte und zur Vergeistigung ihrer Aufgabe wirkte nun in Leibnizens Sinne vor Allen Herder, indem er, ein Feind jedes systematischen Zwangs, die Masse des geschichtlichen Stoffs nach allen Seiten hin mit philosophischen Gedanken durchdrang, Natur- und Menschengeschichte im Zusammenhange erfaßte, dem Menschengeiste auf allen Spuren seiner Wirksamkeit folgte und zum ersten Male physiologische Gesetze in der moralischen Welt zur Anwendung brachte. Leibniz hatte nur auf dem engsten Gebiete heimischer Staatsgeschichte gearbeitet und nur gelegentlich in die allgemeine

Geschichte Ausblicke gethan, wie auch in seiner metaphysischen Weltbetrachtung nur für das Individuelle und für die Menschheit eine Stelle zu finden ist. Herder's Verdienst war es, daß er die Idee des Volks zur Geltung gebracht und das Volksthümliche zum Gegenstande wissenschaftlicher Betrachtung gemacht hat. Durch ihn lernte man die verschiedenen Entwickelungsstufen der Nationalität kennen, junge und alte Völker unterscheiden, beide mit besonderen Gattungen der Kunst, so daß die erhaltenen Denkmäler derselben als Spiegel historischer und vorhistorischer Zustände benutzt wurden. Der ganze Mensch mit seinem Dichten und Denken wurde Gegenstand geschichtlicher Betrachtung, Homer und die Bibel historische Quellen, und was bis dahin nie zusammen genannt war, salomonische Dichtung und das Minnelied, Ossian und der Gesang amerikanischer Indianer, das deutsche Heldenlied und das Skolion der Hellenen wurden als Stimmen der Völker unter gemeinsame Gesichtspunkte gestellt.

So wurde die Geschichte durch die Verbindung mit Philosophie und Poesie neu befruchtet, und wer kann ermessen, wie Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte, welche wie Samenkörner in die Welt ausgestreut wurden, nach allen Seiten anregend und fruchtbringend gewirkt haben!

Andererseits war bei dem unstäten Interesse für alles Menschliche, dem geistreichen Herumflattern von einer Blüthe zur anderen der Mangel an Vertiefung in das Einzelne fühlbar. Herder selbst verweilte mit Vorliebe in dem Zwielichte vorgeschichtlicher Zustände und achtete bei Betrachtung des Volksthümlichen nicht auf das Besondere und Charakteristische, sondern auf das Allen Gemeinsame, da er in den Einzelwesen und Einzelvölkern nur das Abbild der Menschheit erkennen und allen Völkern der Erde nur ein Ziel, die Darstellung des rein Menschlichen, stellen wollte.

So war dem Entdecker des Volksthümlichen das wahre Volksthum doch wieder unter den Händen entschwunden oder vielmehr nie zur vollen Gestaltung gelangt. Wie bei Leibniz war auch hier unter dem Einfluß des philosophirenden Ge-

dankens das Besondere in das Typische, das Individuelle in das Allgemeine zu sehr verflüchtigt und das eigentlich historische Interesse nicht zu seinem Rechte gekommen.

Um diesem Mangel abzuhelfen, bedurfte es einer Forschung, die, dem speculativen Interesse abgewendet, ins volle Leben hineingriff und, von warmer Heimathsliebe beseelt, das Sonderleben einzelner Stämme und Städte, den Mikrokosmus des bürgerlichen Gemeinwesens in der Fülle seiner sittlichen und rechtlichen Gestaltung zum Kerne des Studiums machte. Das ist zuerst durch Justus Möser geschehen, und wie durch ihn auch für die entlegensten Gebiete ein neues Leben begonnen hat, lehrt die Geschichte des Alterthums. Sie ist eine wesentlich andere geworden, seit man die Stämme und Städte als die eigentlichen Träger des geschichtlichen Lebens erkannt und mit eindringender Forschung ergründet hat, wie es auf dem Boden des Griechischen durch Böckh und Otfried Müller geschehen ist.

Seitdem ist die Geschichte zu so selbständigem Leben erstarkt, daß sie weder zu befürchten hat, von Seiten philosophischer Systeme einen Zwang zu erfahren, der ihre freie Bewegung beeinträchtige, noch durch eine zu lockere, philosophisch-ästhetische Betrachtung, wie die zum Humanitätsprincipe Herder's führende war, ihren Ernst einzubüßen und an ihrem Gehalt verkürzt zu werden. Der Versuch, die Geschichte vom Standpunkt eines Systems behandeln zu wollen, erscheint jetzt kaum mehr möglich und ebenso wenig kann man ernstlich daran denken, neben der Geschichte eine Philosophie der Geschichte als besondere Wissenschaft aufzustellen, welche gleichsam einen Extrakt der Geschichte gäbe.

Darum sollen aber Philosophie und Geschichte sich nicht den Rücken kehren, sondern, wenn sich kein äußerliches, gleichsam officielles Band herstellen läßt, sollen sie sich innerlich um so fester mit einander verbinden. Philosophie ist die Waffenrüstung zu jeder wissenschaftlichen Aufgabe und der Historiker wird bei den eigenthümlichen Schwierigkeiten der seinigen am wenigsten darauf verzichten dürfen.

Der Physiker hat mit Thatsachen zu thun, welche ihm nur als Material gelten. Er beobachtet, wägt, mißt, rechnet und erwartet ruhig von der Natur die Beantwortung der an sie gestellten Fragen, und wenn der Mensch Gegenstand der Forschung ist, so ist der einzelne nur ein Exemplar seiner Gattung. Der Geschichtschreiber aber steht zwischen Individuen, zu denen er in persönliche Beziehung tritt, die seine Zu- oder Abneigung erwecken, und so ernstlich er auch beflissen ist, jede subjective Regung zurück zu drängen, muß er doch aus seinem Gefühl heraus entscheiden, wo das bloße Zeugenverhör nicht ausreicht, und sein Urtheil kann nicht wie das Resultat einer Naturbeobachtung durch mathematische Methode bewiesen werden. Bei dieser schwierigen Aufgabe kommt Alles auf volle Unbefangenheit und Gerechtigkeit an, auf die unbedingte Freiheit eines philosophisch gebildeten Geistes, der sich von allen störenden Einflüssen angeborener Vorurtheile oder einseitiger Weltanschauung in religiösen und in politischen Fragen gelöst hat. Denn wenn z. B. englische Geschichtschreiber ihre Kenntniß des praktischen Staatslebens auch mit großem Erfolg verwerthet und eine eindringendere Betrachtung des antiken Staats dadurch wesentlich gefördert haben, so kann doch die Gesammtanschauung der Geschichte darunter nur leiden, wenn sie, anstatt mit vollkommener Unparteilichkeit, vom Standpunkte eines Whig oder Tory ins Auge gefaßt wird.

Es gehen aber auch durch die Wissenschaft gewisse Strömungen, welche, wie Ebbe und Fluth wechselnd, auf das geschichtliche Urtheil einwirken. Auch in der wissenschaftlichen Betrachtung der Dinge giebt es Moden. Man schwärmt zu Zeiten für gewisse Verfassungsformen; man ist zu einer Zeit besonders bestrebt, den Culturzusammenhang ganzer Zeitalter nachzuweisen, zu andern Zeiten die Individualität der Einzelvölker kräftig hervorzuheben. Von einem Standpunkt wird der priesterliche Einfluß auf die Entwickelung der Völker geltend gemacht, von andrer Seite mit fanatischem Eifer dagegen protestirt.

Solchen Stimmungen gegenüber, welche gewisse Zeiten und Kreise beherrschen, bedarf es einer durch philosophisches

Denken erworbenen Selbständigkeit, um durch störende Einflüsse unbeirrt das hohe Ziel voller Unparteilichkeit zu erringen.

Mit der historischen Unbefangenheit ist es aber auch unverträglich, wenn man darauf ausgeht, gewisse Gesetze, nach denen sich wie nach einer höheren Mechanik die menschlichen Dinge bewegen sollen, in der Geschichte zu finden. Die wahrhaft philosophische Betrachtungsweise wird vielmehr darin liegen, daß man ohne alle vorgefaßten Gesichtspunkte mit reiner Erkenntnißliebe in den Stoff eindringt und die volle Befriedigung darin findet, daß man das fragmentarisch Ueberlieferte in seinem Zusammenhange und das Vollendete in seinem Werden verstehe.

Die Geschichte gleicht einem Gewebe, dessen Fäden sich auf jedem Punkte in zwei Richtungen kreuzen. So stehen alle Thatsachen mit Reihen gleichzeitiger so wie mit Reihen vorangegangener und nachfolgender Thatsachen in unauflöslicher Verbindung.

Ein figurenreiches Gewebe kann nur, wenn es fertig ist, übersehen und von einem gewissen, nicht zu nahen Standpunkte aus gewürdigt und verstanden werden. Das Verständniß der Weltgeschichte ist also eine übermenschliche Aufgabe. Annähernd kann sie aber dort am meisten verwirklicht werden, wo wir einen begränzten Theil des Weltgemäldes überschauen, und darum ist in der Geschichte des Alterthums das höchste Ziel wissenschaftlicher Geschichtsbetrachtung am ehesten zu erreichen.

Freilich steht die Geschichte des Alterthums hinter der neuern Geschichte in großem Nachtheil. Für die letztere strömen, wenn ein verschloßner Archivschrank sich öffnet, frische Quellen hervor und geben zu Werken neuer Belehrung reichlichen Stoff. Die neuen Quellen der alten Geschichte fließen spärlich, und es wird keine geringe Selbstverläugnung erfordert, um immer von Neuem den Versuch zu machen, die zerrissenen Fäden der Ueberlieferung herzustellen und versprengte Quellenzeugnisse neu zu verwerthen. Aber wir haben doch keine so in allen Entwickelungsstadien übersichtliche, auf heimischem Boden erwachsene und mit ihm verknüpfte Geschichte wie die der klassischen Völker. Das viel mißbrauchte Gleichniß

vom Weltgerichte hat hier am meisten Wahrheit, und wenn es nicht gestattet ist, mit dem Reize kleiner Züge die Darstellung zu beleben, wie es dem Historiker der neuern Zeit möglich ist, so entgeht man der Gefahr, den Blick durch die Masse der Einzelheiten zu verwirren und dem zuletzt Erkundeten zu große Bedeutung beilegen zu wollen.

Die alte Geschichte gleicht einem Frescobilde, das schlicht und ernst in großen Zügen die Völkergeschichte darstellt.

Dazu kommt, daß die alten Völker, weil sie sich mehr aus sich heraus entwickelt haben, eher eine biographische und psychologische Darstellung gestatten, wo sich gewisse, dem individuellen Leben entsprechende Entwickelungsgesetze ungezwungen darbieten.

Deshalb ist ja auch nirgends so früh wie bei den Griechen der Sinn für geschichtliche Betrachtung wach geworden, ein Sinn, den wir einen philosophischen nennen können, weil er von Anfang an die einzelnen Dinge in größerem Zusammenhang anzuschauen gesucht hat.

So sieht Herodot den einzelnen Krieg, den er beschreibt, als Glied einer Kette an, welcher er sich mit Nothwendigkeit einfügt. Thukydides erkennt den gesetzmäßigen Verlauf der vaterländischen Geschichte in dem gleichzeitigen Aufkommen der Tyrannen an den verschiedensten Orten. Mit wahrhaft speculativem Sinn beurtheilt er den Eindruck, welchen auf einen Wanderer in späten Jahrhunderten einerseits die Ruinen von Sparta, andrerseits die von Athen machen würden, und den großen Staatenkrieg erfaßt er von Anfang an in Bezug auf die ganze Geschichte und als eine innere Krisis des Volkscharakters. Mit dem Auftreten Philipp's erkennt Theopomp den Beginn eines neuen Zeitalters und Polybios ebenso mit Roms Weltherrschaft. Wie die Entwickelung der Volksgeschichte von Stufe zu Stufe geleitet wurde, ist sie auf jeder Entwickelungsstufe von den gleichzeitigen Historikern richtig erkannt worden.

Außerdem sind aber auf diesem Boden neben einander politische Organismen in solcher Fülle zu Tage getreten, daß daraus nicht nur eine systematische Kenntniß der verschiedenen möglichen Formen des bürgerlichen Gemeinwesens gewonnen

werden konnte, sondern auch eine genaue Beobachtung derselben in gesunden und kranken Zuständen, eine Physiologie und Pathologie des Staatslebens, wie sie von Aristoteles begründet wurde, sobald der eigentliche Lebensproceß der vaterländischen Entwickelung beendet war.

Eine Geschichte, welche solche Geschichtschreibung hervorgerufen und die erste folgenreiche Verbindung zwischen Philosophie und Geschichte veranlaßt hat, bleibt gewiß für die im echten Sinne philosophische Geschichtsbetrachtung ein vorzüglicher Gegenstand, und jede Zeit wird ihrem Standpunkte und ihrem besondern Bedürfnisse nach an dieser Aufgabe fortarbeiten.

Seit Leibniz ist die Stellung der Philosophie eine wesentlich andere. Die einzelnen Fächer sind selbständige Wissenschaften geworden und die Vertreter derselben sind nicht gesonnen, sich von Männern, welche an der Facharbeit unbetheiligt sind, Methoden vorschreiben und Ziele stellen zu lassen oder von ihnen die Verwerthung ihrer Arbeiten zu erwarten. Es ist im Reich der Wissenschaft gegangen wie in den Staaten des Alterthums, in denen es eine Zeit gab, wo das ganze öffentliche Leben im Königthum beschlossen war, das schirmend und pflegend über dem Ganzen waltete, bis die einzelnen Seiten des Gemeindelebens ihre Organe erhielten, und dasjenige Amt, welches ursprünglich das einzige im Staate gewesen war, zu einem Ehrenamte wurde, das man zwar im Staate nicht missen wollte, aber von allen maßgebenden Einflüssen ängstlich fern hielt. Auch in der Kunst gab es Zeiten, wo der Baumeister dem Bildner wie dem Maler sein Arbeitsfeld anordnete und Niemand läugnet, daß, wenn diese Oberleitung eine von der richtigen Einsicht getragene ist, die größten, auf anderem Wege nicht zu erzielenden Resultate gewonnen werden können. Sind aber die einzelnen Künste einmal jeder Gesammtleitung entwachsen, so ist die alte Reichsverfassung mit ihrer monarchischen Spitze nicht wieder herzustellen.

So kann auch die Philosophie ihre königlichen Vollmachten nicht mehr geltend machen; sie ist in Gefahr, daß

man ihr von Seiten der einzelnen Fächer nur die unlösbaren Probleme übrig läßt, während man sie, wo ein fruchtbarer Fortschritt der Forschung gestattet ist, argwöhnisch beobachtet und jedem Uebergriff vorzubeugen sucht.

Man hat daher die Philosophie mit einer Frau verglichen, welche von ihren Kindern mit Undank belohnt und in dem Hause, das sie gestiftet und eingerichtet hat, ihres Hausrechts verlustig gegangen ist.

Indessen legen doch alle Territorialstreitigkeiten zwischen Philosophie und Fachwissenschaft ein Zeugniß davon ab, daß es noch einen großen Zusammenhang giebt, der sich durch keinen Widerspruch beseitigen und durch keine künstlich gezogenen Gränzlinien zerschneiden läßt, ein untheilbares Reich des Gedankens, das Niemand aufgeben will, wenn es auch, wie im deutschen Reiche, hie und da zu peinlichen Competenzfragen kommt.

Je größer die Gefahr ist, daß die einzelnen Fachwissenschaften einander ganz entfremden und ihre Vertreter ohne gegenseitiges Verständniß neben einander hergehen, um so unentbehrlicher und um so ehrwürdiger wird das Amt der Philosophie, welche, auf der Höhe der Erkenntniß weilend, ohne den einzelnen Wissenschaften ihre Selbständigkeit zu mißgönnen, über die Fachwände hinüber mit königlichem Auge das Arbeitsfeld überschaut, auf entlegenen Gebieten den gleichen Zug des Geistes spürt, im Gewirre der Stimmen die leisen Accorde der Uebereinstimmung heraushört und die gemeinsamen Ergebnisse für den Fortschritt des menschlichen Erkennens allmählich zu Tage fördert.

So bleibt sie der Lebensgenius der Wissenschaft, und zwar nicht bloß als eine Wissenschaft neben den anderen, sondern als der allen gemeinsame und in allen lebendige Odem, eine mit der anderen verbindend und in allen das Gefühl des gemeinsamen Herdes erhaltend. So bewährt sich ihr Mutterrecht, nachdem die Kinder mündig geworden, als ein mütterlicher Segen, welcher den Geist des Hauses wahrt und die zerstreuten Hauskinder zusammenhält.

XVIII.

Die Bedingungen eines glücklichen Staatslebens.

Man hört unter den Menschen von nichts mehr reden, als von guten und schlechten Zeiten, und darunter werden nicht bloß vorübergehende Verhältnisse verstanden, welche günstig oder ungünstig auf den Wohlstand einwirken, sondern man glaubt auch ganze Geschichtsperioden in dieser Weise unterscheiden zu können und hört wohl gar Einzelne darüber klagen, daß es ihnen nicht beschieden sei, einer anderen, glücklicheren Generation anzugehören. Denn der Grundzug solcher Betrachtungen ist immer ein Gefühl des Mißbehagens und der Unzufriedenheit mit den Zuständen der Gegenwart, und so lange wir die Menschen kennen, betrauern sie ein verlorenes Glück und hoffen immer von Neuem auf die Herstellung eines Zustandes, welchen sie als den normalen ansehen und auf den sie ein gewisses Anrecht zu haben glauben. Wie viel Mittel sind nicht ersonnen worden, um diese Hoffnung zu verwirklichen! Da wurden wichtige Begebenheiten benutzt, um von ihnen eine neue Zeitrechnung zu beginnen, als sollte nun auf einmal das Alte vergessen und zu guter Stunde ein neuer Anfang gemacht werden. Neue Gottesdienste und Opferbräuche wurden eingeführt, Tempel geweiht, Feste und Festspiele gestiftet, Sühnungen ganzer Gemeinden, Städte und Länder vorgenommen, um einen neuen, reinen Anfang zu gewinnen. Oder man knüpfte seine Hoffnungen an solche Wendepunkte,

welche mit ewigen Ordnungen der Natur zusammenhängen sollten. Man suchte in den Sternbildern des Himmels, wie in den Büchern der Sibylle nach dem Ablaufe großer Weltperioden, welcher eine Rückkehr der goldenen Zeit, eine Verjüngung und Wiedergeburt der Menschheit zur Folge haben sollte. So verkündete Virgil den Anbruch eines neuen Säculums, und Octavian feierte es, als die Welt kriegsmüde ihm zu Füßen sank, mit glänzenden Staatsfesten. Inzwischen brach in aller Stille der neue Welttag wirklich an, das angenehme Jahr des Herrn, aber die Christen, die es verkündeten, erhielten zur Antwort, daß der Verheißung des Friedens die Erfüllung fehle; ärger, als je zuvor, sehe es in der Welt aus, und Orosius schrieb seine Weltgeschichte, um den Heiden zu beweisen, daß die früheren Zeiten wenigstens nicht freier von Noth und Elend gewesen seien.

So geht das Sehnen der Menschen durch ihre ganze Geschichte hindurch und ihre Klage tönt, leiser oder vernehmlicher, aus allen Jahrhunderten uns entgegen. Wenn wir aber dennoch nicht umhin können, gute und schlechte Zeiten zu unterscheiden, so denken wir nicht an das Glück des Einzelmenschen, denn dieses beruht doch zuletzt auf der Harmonie des geistigen Lebens, und wie unter den Wellen in aller Stille die Meerestiefe ruht, so kann auch in den trübsten Zeiten das Menschenherz seines Friedens gewiß und darum glücklich sein. Eben so wenig kann von dem Glücke der Völker, die zu einer Zeit gelebt haben, im Allgemeinen die Rede sein, weil hier die Ungleichartigkeit der Zustände jede gemeinsame Beurtheilung unmöglich macht. Wir können also nur von einzelnen Völkern und Staaten reden, und je mehr diese ein organisches Gesammtleben haben, um so mehr werden die einzelnen Glieder Glück und Unglück des Ganzen theilen. Darum treten uns auch in der alten Geschichte die verschiedenen Stufen des gemeinsamen Wohlbefindens am deutlichsten entgegen, die Zeiten der Dürre, der Ermattung, des Verfalls, und wiederum solche, welche von frischem Lebensodem beseelt und von einer kraftvollen Entwickelung erfüllt sind, wo das Volksleben gleichsam

in voller Blüthe steht. Dies sind die Lichtpunkte und Sonnentage der Geschichte, deren Vergegenwärtigung unser Herz erfreut, und bei festlichen Anlässen ist es wohl vergönnt, bei solchen Zeiten anschauend zu verweilen. So lassen Sie uns heute einen Abschnitt dieser Art in das Auge fassen, und zwar den Höhenpunkt der attischen Geschichte; lassen Sie uns das Glück des perikleischen Athens in der Weise prüfen, daß wir daran erkennen, welche Züge es vorzugsweise sind, die uns berechtigen, einer Zeit den Namen einer großen und glücklichen zu geben.

Um das Glück einer Zeit zu bestimmen, bedarf es vor Allem eines Maßstabs, und dieser ist kein unmittelbar gegebener. Denn so sehr die Menschen alle darin einverstanden sind, daß sie glücklich sein wollen, so weit sind sie in der Bestimmung dessen, was sie Glück nennen, von jeher aus einander gegangen und noch heute pflegt jedes Lebensalter, jede Bildungsstufe, ja, jede Menschennatur ein anderes Ideal zu haben. Die Meisten haben freilich immer das Wesen des Glücks darin gefunden, daß es etwas außerhalb aller Berechnung Liegendes und von der Thätigkeit des Menschen durchaus Unabhängiges sei; die Weisen des Alterthums haben uns aber schon einen anderen Standpunkt kennen gelehrt. Sie haben erkannt, daß das, was alle Menschenseelen nach ihrem innersten Naturtriebe erstreben, unmöglich etwas Derartiges sein könne, was einzelnen Begünstigten durch Zufall in den Schoß falle und eben so leicht dem Besitzer wieder abhanden komme. Es könne dasselbe vielmehr nichts Anderes sein, als die Verwirklichung dessen, worauf die menschliche Natur angelegt sei, die Erfüllung ihrer sittlichen Zwecke. So haben die Griechen den Begriff des Glücks der Sphäre des Zufälligen entrückt und ihn, als den des höchsten Gutes, kühn und sicher in die Mitte ihrer Sittenlehre gestellt; sie haben die Begriffe von Tugend und Glück unzertrennlich mit einander verbunden. Auf diesem Standpunkte sehen wir Solon dem eitlen Lyderkönige gegenüber stehen und mit ihm sind die größten Philosophen des Alterthums bis Aristoteles hinauf im Einklange geblieben.

Ihnen werden auch wir uns hier um so lieber anschließen, da nach ihren Grundsätzen menschliche Tugend und menschliches Glück sich nur in der Staatsgemeinschaft verwirklichen konnte, und werden also das Wesen eines glücklichen Staats darin erkennen, daß er bei allen seinen Angehörigen eine der Tugend gemäße, volle Entfaltung aller sittlichen Kräfte nicht nur gestattet, sondern auch möglichst anregt und fördert.

Die erste Voraussetzung ist also die, daß solche der Entfaltung fähigen Kräfte vorhanden sind, die dem Staate eine Zukunft verbürgen. Aber es müssen nicht nur ungeschwächte und bildungsfähige Kräfte da sein, sondern sie müssen auch schon angeregt, geübt, in Anstrengung bewährt und dadurch zum Bewußtsein gekommen sein, wenn sie der vollkommenen Entfaltung, in welcher wir das Wesen des glücklichen Zustandes erkennen, nahe sein sollen. Eine solche Zeit der Erweckung hatte Athen durchlebt, ehe es in die perikleische Zeit eintrat. Kühnes Muths hatte die kleine Bürgerschaft mit dem mächtigsten Weltreiche angebunden, indem sie den aufständischen Joniern Hülfe gewährte; aber dieser Hülfszug war kein thörichtes und abenteuerliches Unternehmen, sondern er ging von dem klaren Bewußtsein aus, daß hellenisches Volk nicht bestimmt sei in Dienstbarkeit der Barbaren zu stehen, und von der richtigen Erkenntniß, daß die beiden Meerseiten zu gemeinsamer Geschichte berufen seien, deren Mittelpunkt Athen sein müsse. Es war der erste Schritt einer unabhängigen und nationalen Politik, die erste That einer Großmacht. Freilich hatte sich Athen dadurch in einen unabsehlichen Krieg verwickelt, aber es war ein nothwendiger, ein gerechter und ein segensreicher. Denn alle Verluste an Gut und Menschenleben wurden weit überwogen durch die geistige Erhebung, welche der Gewinn des Sieges war. Nachdem man Stadt und Land preisgegeben, war die Idee des Staats, als einer von äußerem Besitze unabhängigen Gemeinschaft neu geboren, und die Idee des Hellenenthums den Athenern in neuer Kraft aufgegangen. Da war also an ein behagliches Ausruhen auf den gewonnenen Lorbern nicht zu denken, sondern wie man erst nach

Beginn des Kampfes die Kriegsmittel herbeigeschafft hatte, so mußte auch nach dem Siege erst die volle Berechtigung zu demselben gewonnen werden. Auch der Geist verlangte neue Erwerbungen, einen weiteren Gesichtskreis, eine höhere Bildung; es war eine tief bewegte, eine gährende und in sich arbeitende Zeit des Uebergangs. Denn noch bestand in männlicher Kraft das alte Athen, die Generation der Marathonkämpfer, den väterlichen Sitten treu ergeben, mäßig, schlicht und bürgerlich, als deren Kern sich die Familien betrachteten, die seit unvordenklichen Zeiten den Boden von Attika bestellten. Daneben drängte sich das jüngere Athen vor, in jener Zeit aufgewachsen, die Themistokles mit seinem Geiste beseelte, da man Häfen und Werften baute, Schiff auf Schiff in rastloser Geschäftigkeit von Stapel ließ und alles junge Volk sich mit Ruder und Segel übte. Da wurde der Blick von den väterlichen Fluren ins Weite gerichtet, wo Insel an Insel sich reihte, die bis zu den fernsten Küsten auf Athens Schutz zählten. Damit begann ein Aufschwung der Gewerbe, ein Trieb zu Unternehmungen, ein Hang zu raschem Handelsgewinne, wodurch die Stille des bisherigen Lebens vollständig unterbrochen war. Nun kamen dazu die anregenden und aufregenden Berührungen mit den Städten Joniens, wo eine Forschung begonnen hatte, welche sich der Welt der Erscheinungen kühn entgegenstellte, die den menschlichen Geist aufrüttelte aus seinem behaglichen Dahinleben und ihn frei machte von dem Ansehen des Herkömmlichen. Eine neue Bewegung begann, indem Alles in Frage gestellt wurde, um entweder verworfen oder sicherer als bisher gewonnen und besessen zu werden. Mit dem Zweifel begann der Kampf und das Ringen nach bleibender Wahrheit; neben den praktischen Tugenden, wie sie der Bürger in Krieg und Frieden zu gemeinem Nutzen bethätigt hatte, entfalteten sich neue Tugenden, indem der Geist ohne äußere Zwecke nach der Anschauung des Ewigen und Göttlichen trachten lernte, die Tugenden der Erkenntniß und der Weisheitsliebe.

Also die erste und wesentliche Voraussetzung des Staatsglücks war vorhanden, eine Fülle von Lebenskräften, in einem

Staate vereinigt, und zwar in einem Staate, der das glücklichste Maß der Größe hatte, nicht gefährdet durch eine zu große Kopfzahl, welche den Staat schwächt anstatt ihn zu stärken, indem sie Unordnungen hervorruft und die klare Uebersichtlichkeit unmöglich macht, wie sie den republikanischen Gemeinden des Alterthums unentbehrlich war; andrerseits aber auch nicht an abnehmender Bürgerzahl leidend, wie Sparta, dessen Leitung dadurch mehr und mehr in die Hände eines sich verengernden Familienkreises gerieth, sondern eine vollkräftig blühende Bürgergemeinde, deren Gesundheit auf Mäßigkeit und gymnastischer Uebung beruhte, ein Bürgerstaat, der es durch Fleiß und Klugheit zu einem allseitigen Wohlstande gebracht hatte, selbstgenugsam in Krieg und Frieden, durch seine Mauern dem Feinde unnahbar und durch seine Flotte im Stande allen Mächten am Mittelmeere die Spitze zu bieten, ein Staat, an welchen sich eine große Menge gewerbthätiger Insassen angeschlossen hatte, die dem Staate, dessen Schutz sie genossen, mit Treue anhingen, ein Staat endlich, der reich an Sklaven war, welche dem Bürger die niederen Arbeiten abnahmen und ihm die zur Entwickelung bürgerlicher Tugenden unentbehrliche Muße verschafften, ohne daß sie, wie die Heloten, eine feindlich lauernde und staatsgefährliche Menge bildeten.

Unter diesen Umständen kam es nur darauf an, daß die in Athen vorhandenen Kräfte, die geübten und bewährten sowohl wie die neu angeregten und ihrer Entwickelung harrenden, zu einem festen und klar erkannten Ziele geleitet wurden, damit sie nicht etwa zerstörend oder hemmend einander entgegenwirkten. Eines festen Ziels bedarf ja zu seinem Heile der Staat so wohl wie der einzelne Mensch; denn glücklich kann nur der sein, welcher weiß, was er will. Die Entschiedenheit des Willens verdoppelt unsere Kraft und ist die Quelle jeder freudigen Gemüthsstimmung. Darum halten wir einen gewissen Geist für unser bestes Gut, darum betrachten wir mit Vorliebe das Leben solcher Männer, welche ganz dahin gegeben waren an die Macht einer Idee, und vertiefen uns

am liebsten in solche Abschnitte der Geschichte, in welchen alle besseren Volkskräfte nach einem Ziele streben. Wenn wir daher berechtigt sind zwischen guten und schlechten Zeiten zu unterscheiden, so dürfen wir wohl diejenigen für die bevorzugten halten, welche von einem großen und bewußten Berufe erfüllt sind.

Einen solchen Beruf hatte Athen, und zwar war es kein willkürlich gemachter und kein von ehrgeizigen Parteiführern ersonnener, sondern ein solcher, der sich aus der Vergangenheit mit Nothwendigkeit ergab, den die Geschichte der Stadt und des Volks forderte, ein attischer zugleich und ein hellenischer Beruf.

Eine fast unzählige Menge von Gemeinden hatte das hellenische Volk in seinen Gebirgsthälern und Küstenlandschaften gegründet; in der Anlage einzelner Städte, im Ausbau scharf begränzter Cantonalstaaten war das Mögliche geleistet; denn auch außerhalb ihres engeren Land- und Seegebiets hatten die Hellenen kühn jeden Platz sich angeeignet, der ihren Handelszwecken entsprach; überall hatten sie mit überlegener Geisteskraft die Barbaren zurückgedrängt und an den fernsten Gestaden ihre Sprache, Sitte und Religion festgehalten. Jetzt war es an der Zeit die zerstreuten Kräfte zu sammeln und nach einer seit Jahrhunderten fortschreitenden Zersplitterung des Volks die Einheit desselben wieder zur Geltung zu bringen.

Einst war Delphi der Träger der griechischen Volkseinheit gewesen, aber es hatte längst seine Macht verloren und durch seine feige Haltung in den Freiheitskriegen jedes Anrecht auf Oberleitung der hellenischen Angelegenheiten eingebüßt. Auch Sparta hatte seine Führerschaft verloren und zwar durch den schnöden Egoismus seiner Politik, durch die Schlechtigkeit seiner Heerführer und die gänzliche Unfähigkeit größere Unternehmungen zu leiten. Darum hatte sich in der Stunde der Noth das ganze jenseitige Hellas an Athen angeschlossen, und niemals ist ein Staat auf eine gerechtere Weise zu einer Großmacht geworden; denn durch ihre Thaten hatten die Athener ein Nationalgefühl wieder geschaffen, und

die Möglichkeit einer freien Fortentwickelung der griechischen Staaten war ihr Verdienst. Aber dieser Ruhm war es gerade, welchen die Anderen ihnen nicht gönnten. Sparta, dem die kleinen Kantone gewohnheitsmäßig anhingen, wollte keine Macht neben sich anerkennen und suchte nur nach Gelegenheit, Athen zu schaden; die Mittelstaaten, namentlich Korinth und Theben, schürten unaufhörlich die Erbitterung, theils aus Aerger über die Machtstellung eines Staats, den sie als ihres Gleichen angesehen hatten, theils aus Abneigung gegen die volksthümlichen Einrichtungen des attischen Staats. Sie wollten einmal von der Größe Athens nichts wissen und betrachteten dieselbe nur wie eine ungehörige Unterbrechung der griechischen Geschichte.

Und doch ruhte die ganze Geschichte auf der einen Stadt! Denn nachdem sie Griechenland gerettet und eine neue Bahn gebrochen hatte, ging sie allein auf derselben vorwärts, während die Anderen nur eigensinnig trotzen, hemmen und verneinen konnten. Sie mußte nun, unbekümmert um den Neid der Kleinen und die Mißgunst der Böswilligen, aus eigener Kraft die ferneren Aufgaben der griechischen Volksentwickelung durchführen und für Alle allein die Gränzen hüten, das Meer sichern und die griechische Cultur auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft zu vollkommener Gestaltung zu bringen suchen. Fürwahr ein großer Beruf für eine einzelne Stadt, aber zugleich ein solcher, dessen Bahn klar vorgezeichnet war; ein idealer Beruf und doch ein unmittelbar praktischer, an welchem sich jeder Bürger persönlich betheiligen konnte und betheiligen mußte, ein Beruf endlich, welcher seinen reichen Lohn in sich trug, indem er für alle Staatsangehörigen eine Erziehung zur Tapferkeit, zu freier Geistesbildung und uneigennütziger Vaterlandsliebe war.

Glücklich preisen wir den Staat, welchem ein so großer und so bestimmter Beruf vorliegt, ein Beruf, der kein haltloses Schwanken gestattet, der die Gedanken vom Kleinlichen und Selbstischen abzieht, der die höchsten Ziele zu den nächsten macht und alle menschlichen Tugenden als Bürgerpflichten

fordert. Aber in welcher Form, in welcher Verfassung sollte es Athen gelingen einem solchen Berufe zu genügen?

Athen stand am Ende einer Reihe von Verfassungszuständen. Unter einem starken Erbkönigthume hatte der Staat Einheit und Kraft gewonnen; das königliche Geschlecht war von dem anwachsenden Adel nach und nach seiner Vorrechte beraubt worden; aus dem Parteizwiste der Adelsgeschlechter war die Tyrannis erwachsen und nach ihrem Sturze wurden die Hoheitsrechte des Staats der Bürgerschaft übergeben, welche sich durch gleichmäßige Bethätigung einer aufopfernden Vaterlandsliebe das Recht erworben hatte, daß alle ihre Mitglieder gleichen Zutritt zu den Aemtern der Regierung und gleichen Antheil an der Gesetzgebung erhielten. Die Demokratie war nunmehr die zu Recht bestehende Verfassung, und die außerordentliche Siegeskraft, welche die Bürgerschaft entwickelte, zeigte deutlich, daß diese Verfassung die für Athen wahrhaft angemessene sei; es konnte keine geeigneter sein, um eine wetteifernde Anspannung der Kräfte, eine allgemeine Hingebung und Opferbereitschaft hervorzurufen. Aber mit Opfern und Kriegsmuth allein war es nicht geschehen; auch die besten Gesetze halfen hier nicht aus. Athen bedurfte nach den Siegen einer festen, besonnenen und klugen Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, es bedurfte eines kräftigen, persönlichen Regiments, es bedurfte eines Mannes, wie Perikles war.

Perikles war kein selbstsüchtiger Parteimann und kein neuerungssüchtiger Demagoge, der mit der Vergangenheit des Staats brechen wollte. Er entstammte selbst dem ältesten Landesadel und zugleich dem Geschlechte der Alkmäoniden, das zu dem jüngeren Adel gehörte und die Idee der Bewegung im Staate vertrat. Mit der Vorzeit des Landes eng verwachsen, war er aber zugleich von den Interessen der Gegenwart lebendig erfüllt. In ihm lebten die Gedanken des Themistokles, nur daß er mit Besonnenheit und Gerechtigkeit ausführen wollte, was Jener in Hast und gewaltthätig erzielte; denn er war als Staatsmann gewissenhaft und uneigennützig wie Aristides, und dabei als Feldherr glücklich und un-

überwindlich wie der Sohn des Miltiades. Aber die Lage des Staats verlangte mehr, als eine Vereinigung der Vorzüge, welche die früheren Staatsmänner Athens ausgezeichnet hatten. Athen bedurfte einer königlichen Leitung; aber ein Königthum läßt sich nicht schaffen, wenn es untergegangen ist. Auch der Adel konnte nicht wieder an die Spitze treten; denn wenn es auch im Volke an alten Geschlechtern nicht fehlte, welche noch immer durch reichen Besitz und angestammte Tüchtigkeit eine politische Bedeutung sich bewahrt hatten, so hatten sie sich doch in den Freiheitskriegen nicht bewährt; in ihren Kreisen hatte sich mannigfache Hinneigung zum Nationalfeinde gezeigt, die Erhaltung ihrer Standesrechte hatte ihnen höher gegolten, als des Volks Ruhm und Ehre, und was Athen betrifft, so hatte sich hier deutlich gezeigt, daß die Aristokratie ihre Vaterstadt lieber unter Sparta gebeugt, als in freier Verfassung aufblühen sehen wollte. Die ernste Mahnung der Geschichte, daß alle politischen Rechte verwirkt werden, wenn die Inhaber derselben sich in frevelhaftem Selbstdünkel der Bewegung der Zeit entgegenstemmen, hatte sich auch hier bewährt; der Adel hatte die Führerschaft verloren und seine Schuld war es, daß die Demokratie die allein mögliche Verfassung war.

Aber auch sie war praktisch unmöglich. Denn wie kann die Leitung eines ausgedehnten Reichs, das aus weitzerstreuten und locker verbundenen Gliedern besteht und überall angefeindet und bedroht wird, einer Bürgermenge überlassen werden, die auf offenem Markte tagt und in ihrer Gesammtheit unfähig ist, verwickelte Staatsverhältnisse zu behandeln!

Nicht selten sind in der Geschichte solche Fälle eingetreten, wo ein Staat plötzlich in Verhältnisse kommt, in denen die hergebrachte Verfassung sich für den erweiterten Beruf untauglich erweist, und es fehlt dann nicht an kühnen Männern, welche die Mängel abzustellen suchen. So erkannten in Gela die Söhne des Deinomenes, daß das ganze Griechenthum in Sicilien auf die Dauer nur durch eine starke Concentration, durch die Aufrichtung einer Reichsmacht erhalten werden könne. Gelon machte daher mit List und Gewalt Syrakus zum Mittel-

punkte eines Inselreichs, und wenn er sich auch nachträglich durch allgemeines Stimmrecht die ertrotzte Gewalt bestätigen ließ, so war er doch ein Gewaltherr und das Schicksal seines Hauses war das eines Tyrannenhauses. In dem unter einer lahmen und unwürdigen Familienherrschaft stehenden Rom erkannten die Gracchen die Nothwendigkeit einer neuen Staatsleitung, eines persönlichen Regiments, wenn Rom seinem Weltberufe genügen sollte, aber sie brachten es nur zur Revolution und ihre Gedanken konnten am Ende nur auf den Trümmern der ganzen zu Recht bestehenden Verfassung ausgeführt werden. Auch in Freistaaten neuerer Zeit ist die Verfassung thatsächlich aufgehoben worden, wenn dieselben in politische Beziehungen von größerem Umfange eintraten, wie z. B. in Florenz, als die Mediceer mit erblicher Macht an der Spitze des Gemeinwesens standen. In allen Fällen dieser Art, wo aus praktischen Gründen die Staatsordnung als untauglich beseitigt wird, finden wir, daß mehr oder minder schroff das Recht gebrochen wird und daß unberechtigte Gewalten, wie die des Geldes, des soldatischen Anhangs und der durch schlechte Mittel erworbenen Volksgunst, den Staat an sich reißen. Nur eine Macht giebt es, welche in allen Zeiten die wahrhaft berechtigte ist, das ist die Macht des Geistes, die Macht hervorragender Einsicht und Tugend. In dem Maße, wie diese zur Geltung kommt, ist jede Verfassung eine normale und gute, wie der Seelenzustand des Einzelnen ein wohlgeordneter ist, wenn die zur Herrschaft berufenen Seelenkräfte die niederen Triebe leiten; in dieser Beziehung giebt es also in der That nur eine einzige richtige Verfassung, die wahre Aristokratie. Und darin bestand nun das unvergleichliche Glück Athens, daß ihm in der Zeit seiner schwierigsten Aufgaben eine solche Verfassung zu Theil wurde, und zwar ohne Gewaltsamkeit, ohne sogenannte »rettende Thaten« und ohne Rechtsbruch.

Wir dürfen dies wohl als etwas der griechischen Nation Eigenthümliches ansehen, daß bei ihr seit ältesten Zeiten geistige Bildung als eine Macht im Staate angesehen worden ist.

Ihre Könige schon waren Lehrer des Volks; die Macht Delphi's beruhte auf der dort vereinigten Wissenschaft und die ältesten Philosophen, wie Thales, Empedokles, Parmenides, waren einflußreiche Staatsmänner. Der große Gelehrte Hekataios hatte eine einflußreiche Stimme bei den Joniern, und als durch die Verschmähung seines Raths die Erhebung mißlungen war, half er noch durch seinen Einfluß das Schicksal der Besiegten mildern, gerade so wie wir am Ende der griechischen Geschichte Polybios thätig sehen, seinen Einfluß bei den Siegern zu Gunsten seiner Landsleute geltend zu machen. Wie sehr man den Besitz hervorragender Welt- und Menschenkenntniß als Bedingung einer würdigen Amtsführung im Staate ansah, bezeugt noch der gelehrte und philosophisch gebildete Strabo, der sein bewunderungswürdiges Lehrbuch der Erdkunde für solche schrieb, die sich zu staatsmännischer Thätigkeit vorbereiten wollten.

Dieser echt hellenische Gesichtspunkt hatte vorzugsweise seine Geltung in Athen, und wenn nun Perikles hier kraft des unveräußerlichen Herrscherrechts überlegener Geisteskraft die erste Stelle im Staate beanspruchte, so kam ihm dabei der Umstand zu gute, daß um seine Zeit eine neue Seite hellenischer Bildung und damit eine neue Kraft des hellenischen Geistes sich entfaltete. Perikles war einer der Ersten in Athen, die philosophisch gebildet waren. Als Schüler und Freund des Anaxagoras hatte er einen Standpunkt gewonnen, den Keiner mit ihm theilen konnte. Er stand außerhalb der Menge und darum konnte er sie bewegen; er war als Philosoph über ihre Vorurtheile erhaben; als Philosoph hatte er einen stets auf hohe Ziele gerichteten Sinn, überlegene Denkkraft, unerschütterliche Fassung, Klarheit des Urtheils und eine Fülle von Gesichtspunkten, die er mit Geistesgegenwart beherrschte. Also die Forderung, von welcher Plato die Möglichkeit einer glücklichen Reform des gesellschaftlichen Lebens abhängig macht und die gewöhnlich von allen platonischen Forderungen am meisten belächelt zu werden pflegt, daß nämlich Philosophen im Staate herrschen müßten, diese For-

derung wurde, so weit sie vernünftig ist, durch Perikles verwirklicht.

Aber wie war denn ein solches Herrschen möglich, innerhalb einer vollendeten Demokratie, deren Grundsatz es ist, keine Autorität dem Volke gegenüber anzuerkennen, jede Macht durch Theilung zu beschränken und auch die beschränkte Macht nur auf kurze Frist zu verleihen, um den Gegensatz von Regierenden und Regierten möglichst aufzuheben?

Freilich war das Staatswesen der Athener darauf angelegt, daß soviel wie möglich alle Bürger abwechselnd regieren und gehorchen sollten, aber sie haben niemals das Heil ihres Staats dem Unwesen einer unbedingten Massenherrschaft preisgegeben. Sie haben ihre Beamten erloost, weil sie glaubten, daß zu den laufenden Verwaltungsgeschäften jeder ihrer Mitbürger die genügende Vorbereitung besitze, und das Loos hat die Stadt vor vielem Unsegen der Wahlumtriebe und Parteikämpfe bewahrt; aber sie haben demselben niemals eine unbedingte Berechtigung eingeräumt. Das Amt der Heerführung, mit welchem ausgedehnte Vollmachten in Beziehung auf die auswärtigen Angelegenheiten und die öffentliche Sicherheit verbunden waren, so wie die oberste Finanzstelle sind immer den Männern des allgemeinen Vertrauens vorbehalten worden. Diese Aemter stiegen an Ansehen, so wie die Loosämter an Bedeutung verloren. Es bedurfte also nicht der Aufhebung des Looses, wie sie in Florenz erfolgte, um die Herrschaft der Mediceer zu befestigen, sondern Perikles regierte den Staat, ohne eine seiner Institutionen zu verletzen; er regierte ihn als der erwählte Mann des öffentlichen Vertrauens, als Berather der Bürgerschaft, als Oberfeldherr der Republik, als Aufseher ihrer Finanzen und endlich als Bevollmächtigter der Gemeinde zur Ausführung der öffentlichen Bauten. So vereinigte sich in der perikleischen Stadt das Gute der verschiedensten Staatsformen. Sie hatte den unverkennbaren Vorzug einer Demokratie, welche Alle zu gleicher Theilnahme am Staatswesen heranzieht, jeden einzelnen Bürger für das Heil des Ganzen ver-

antwortlich macht, Willkür, Einseitigkeit, Mißbrauch der Gewalt, Unredlichkeit der Politik möglichst verhütet und die größte Kraftentwickelung hervorruft. In dem allgemeinen Wetteifer bewähren sich die Besten der Bürger, und indem diesen die Vertrauensämter übertragen werden, so verbindet sich mit der Volksherrschaft der jedem Gemeinwesen unentbehrliche Segen einer wahren Aristokratie. Der seltenste und glücklichste Fall ist aber ohne Zweifel der, wenn sich Einer als der Beste bewährt. Dann ist scheinbar freilich die Demokratie aufgehoben, denn es herrschen nicht Alle, sondern Einer, nicht der Erste, Beste, sondern der Erste und Beste; aber dennoch konnte eine solche Herrschaft nur aus dem Boden der Demokratie sich entwickeln, denn diese hat ja gerade darin ihre politische Berechtigung, daß in ihr ohne alle Nebenrücksichten der unbedingt Beste an die erste Stelle rücken kann. Er stellt die Tugend, welcher Alle nacheifern, das Gesetz, welchem Alle dienen, in sich persönlich dar. Anstatt des todten Buchstabens steht ein persönliches Wesen im Mittelpunkte, wie es zu allen Zeiten ein Bedürfniß der menschlichen Natur gewesen ist, ein Mann, der immer das Ganze im Auge hat, und mit jenem königlichen Blicke, wie ihn Plato entwickelt, die Dinge beherrscht. Und ein solcher König war Perikles inmitten der Republik, kein Parteihaupt, darum frei und unabhängig; ein gerechter König, indem er nicht das Seine suchte, sondern, von aller Hoffart fern, ein arbeitvolles Leben ganz dem Staate widmete; ein legitimer Fürst, indem er durch freiwillige Anerkennung seiner Mitbürger herrschte; ein schlichter Bürger und dennoch ein geborener Herrscher, denn er war mit Gaben so außerordentlicher Art ausgerüstet, daß er nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hatte, durch dieselben zu herrschen. Er hatte die Kraft des Genius, welche die zerstreuten Elemente magnetisch anzieht und ihnen Bewegung und Richtung giebt. Seine Herrschaft war um so sicherer, je verständiger und tugendhafter seine Mitbürger waren; er hob sie empor, wenn er sie leitete; es verstummten in ihnen die niederen Begierden, wenn er zu ihnen redete. Das war die ethische

Kraft seines monarchischen Regiments, und so dürfen wir wohl sagen, daß sich das Gute der verschiedenen Staatsformen auf die seltenste Weise in dieser Staatsleitung vereinigte.

Aber was den Inhalt der perikleischen Politik betrifft, lag nicht in ihr der Keim des Bürgerkriegs, war nicht die Schwäche und Demüthigung der anderen Bundesstaaten Voraussetzung und Ziel der Größe von Athen, war Perikles' Regiment nicht eine Herausforderung gegen Sparta und wie kann man die Vorbereitung des entsetzlichsten Bürgerkriegs eine glückliche Periode nennen?

Freilich haben schon im Alterthume Feinde und Spötter Perikles den Anstifter des Kriegs genannt; freilich war er vorzugsweise der Gegenstand des Hasses von Sparta, das seine Ausweisung als Unterpfand des Friedens verlangte; aber diese Forderung beruhte nur darauf, daß man in Perikles die Macht Athens erkannte, wie aus gleichem Grunde der Feind unsers deutschen Vaterlandes die Ausweisung seines größten Staatsmanns verlangte. Perikles hat nie einen Haß gegen die anderen Staaten gezeigt. Er hat alle unberechtigten Oberhoheitsgelüste ruhig und entschlossen zurückgewiesen; er hat die Ummauerung Athens vollendet, Heer und Flotte geordnet, den Staatsschatz gesammelt, damit seine Vaterstadt jeden Augenblick kriegsbereit sei und selbstgenugsam; er hielt die Bündner auch wider ihren Willen fest, weil er den kleinen Inselstädten nicht das Recht zugestehen konnte, nach eigener Laune ihre Politik zu bestimmen und dadurch die mit viel Blut erkaufte Sicherheit des griechischen Meers in Frage zu stellen, aber er war ein entschiedener Gegner aller Eroberungsgelüste, er war ein Mann des Friedens, weil nur im Frieden Athen das Werk, zu dem es berufen war, ausführen konnte, und dies Werk war ein nationales.

Ein politisches Vaterland gab es nicht mehr. Der in den Freiheitskriegen erneuerte Staatenbund war aus einem Schutze der nationalen Entwickelung eine Fessel derselben geworden und endlich durch Sparta's Schuld aufgelöst worden. Perikles versuchte neue Einigungen, aber umsonst. Athen

blieb auf sich angewiesen. Es mußte also die geistigen Güter, die den nationalen Gemeinbesitz bildeten, um so treuer pflegen, um so rastloser dahin streben, das Bild eines vollkommenen Griechenthums bei sich darzustellen, und seine Schuld war es nicht, wenn dasselbe ein vollständiges Gegenbild von Sparta wurde. Es handelte sich also nicht bloß um eine achtunggebietende Machtbildung dem Auslande gegenüber, sondern auch um eine Ausgleichung der Stammesunterschiede, um eine Verbindung der noch im Gegensatze stehenden Volkskräfte, um eine Aussöhnung alter und neuer Bildung; denn die Aufklärung drang von Jonien unaufhaltsam ein. Abwehren ließ sie sich nicht, aber es kam darauf an, den Glauben der Väter festzuhalten, mit welchem die Volkssitte und Volkskraft unauflöslich verbunden war, und diese Versöhnung war die Aufgabe der Kunst, wie sie von Pheidias und Sophokles geübt wurde. Indem in Athen vereinigt wurde, was bis dahin in den verschiedenen Stämmen und an verschiedenen Orten sich entwickelt hatte, entstand aus der Vereinigung etwas wesentlich Neues; es entstanden Kunstwerke, die weder dorisch noch ionisch, sondern attisch und zugleich echt hellenisch waren. Es entwickelten sich auch ganz neue Richtungen, wie in der Philosophie, in der Beredsamkeit und in der Geschichtschreibung. Herodot und Thukydides sind als Historiker so verschieden wie möglich von einander, aber in dem Einen stimmten sie überein, daß der Staat des Perikles den Mittelpunkt ihrer Geschichtsanschauung bildete. Und alle die großen Leistungen der Stadt in Wissenschaft, Poesie und Bildkunst, sie gehörten nicht einem auserwählten Kreise der Gesellschaft an; sie bildeten nicht den Schmuck eines Hofes, sie dienten nicht zu prahlerischer Schaustellung des erworbenen Wohlstandes, sondern sie gehörten dem Gemeinwesen an, wirkten bildend und läuternd auf alle Angehörigen desselben und kamen durch Betheiligung der ganzen Bürgerschaft zu Stande. Jeder Bürger mußte stolz sein auf eine Vaterstadt, die solches leisten konnte, ja jeder gebildete Hellene mußte sich in Athen zu Hause fühlen und anerkennen, daß in der Stadt des Perikles das

wahre Hellas sei. War also sein Wirken nicht ein echt nationales, und war es nicht ein Glück für Athen, wie es sich selten wiederholt, einem so hohen Berufe in solcher Weise genügen zu können?

Aber, sagt man, so glänzend immerhin der Zustand des perikleischen Athens war, als einen glücklichen dürfen wir ihn kaum preisen, da er doch nur ein Moment war in der Volksgeschichte; der rasche Verfall zeigt ja, auf wie unsicheren Grundlagen jenes Glück beruhte. Soll damit die Blüthe Athens als eine künstlich getriebene und deshalb vergängliche bezeichnet werden, so widerspricht dem der Charakter der ganzen Zeit und ihrer Werke. Was sie geleistet hat, ist durch den überschauenden Blick des Einen Mannes nach allen Seiten gefördert worden; aber eine willkürlich hervorgerufene, durch äußere Mittel und um äußerer Zwecke willen angeregte, durch Ueberreizung beschleunigte können wir die Entwickelung Athens nicht nennen, sondern sie ist aus dem Volke mit frischen Trieben hervorgegangen, national und gesund. Oder soll etwa gar die Zeitdauer den Maßstab des Glücks abgeben? Das würde freilich vollständig dem widersprechen, was wir im Einverständnisse mit den Weisen Griechenlands als das Wesen des Glücks erkannt haben. Dann müßte eine lange Reihe kümmerlicher Jahre einem kurzen, inhaltreichen Leben in voller Kraft der Gesundheit, dann müßte das lange, kränkelnde Dasein des spartanischen Staats der Vollblüthe des attischen Lebens vorgezogen werden!

Die Staaten des Alterthums lebten rascher, als die neueren, schon deshalb weil sie kleiner waren und ihre Bürgerschaften abgeschlossene Körperschaften; jeder öffentliche Unfall betraf unmittelbarer jeden Einzelnen, jeder Verlust wurde schwerer ersetzt, jede Veränderung war durchgreifender. Daher sind die Krisen des Verfassungslebens häufig so plötzlich eingetreten, und in manchen Staaten können wir beinahe nach Jahr und Tag den Wendepunkt des inneren Lebens bestimmen. In Athen war die Umänderung besonders plötzlich und überraschend; sie war aber nicht die Folge der von Perikles ge-

leiteten Entwickelung, sondern allgemeiner Entwickelungsgesetze, denen keine Macht des Geistes die alten Staaten entziehen konnte, und dazu kamen Unfälle von unberechenbarer und unwiderstehlicher Beschaffenheit, welche den Kern der Bürgerschaft zerstörten.. Und sollte Perikles, wenn er die kurze Dauer der Größe Athens voraussah, etwa anders gehandelt haben? Sollen wir die Energie unsers Strebens nach der muthmaßlichen Dauer des Erfolgs abmessen, dann wäre Demosthenes ein Thor und Verbrecher gewesen, dann würde von Heldensinn und Heldenthat in der Geschichte nicht mehr die Rede sein.

Und war denn nach Perikles' Tode auf einmal Alles vorbei? Wer wagt das zu behaupten? Freilich verstimmten sich bald die Saiten, die Harmonie trübte sich; niedere Richtungen gewannen die Oberhand. Aber der Segen, der jeder großen Zeit folgt, blieb auch hier nicht aus. Die perikleischen Denkmäler blieben der beste Schatz der Stadt für alle Jahrhunderte; Athen blieb auch ohne Perikles unüberwindlich, so lange es den Grundsätzen seiner Politik folgte; es blieb der heimathliche Herd aller höheren Richtungen des hellenischen Geistes, und so lange noch Lebenskräfte vorhanden waren, haben die Athener im Andenken an jene große Zeit immer sich selbst wiedergefunden.

Eines freilich kehrte niemals wieder. Das war die Universalität des griechischen Geistes, wie sie sich in Perikles dargestellt hat. Große Feldherren, Staatsmänner, Philosophen und Redner hat Griechenland noch in bedeutender Anzahl hervorgebracht, und mit der Trennung der verschiedenen Richtungen wurde in den einzelnen Fächern sogar eine größere Meisterschaft erreichbar. Er aber war, wie der Erste, so auch der Letzte, der alle Kräfte des griechischen Geistes harmonisch in sich entfaltete und an dem entscheidenden Wendepunkte der nationalen Entwickelung den Besitz der Vorzeit mit dem Gewinn der Neuzeit zu verbinden wußte, ein Altathener zugleich und ein Jonier, dem Herkommen treu und ein Führer der Bewegung. Auch die Macht weiblicher Bildung hat er zuerst

in ihrer Bedeutung erkannt. Freilich giebt es Viele, welche sich nicht eher beruhigen, bis sie an jeder Größe die Schwächen und Gebrechen aufgespürt haben, um sich dem unbequemen Gefühle bewundernder Anerkennung zu entziehen. Aber das Wesen und die Bedeutung eines Mannes liegt doch nicht in den Schwächen und Unvollkommenheiten, die er mit allen Sterblichen theilt, sondern in dem, was ihn auszeichnet vor der Menge derselben und ihm seinen historischen Charakter giebt. Mißgünstigen Menschen mag es ärgerlich sein, daß uns nichts Glaubwürdiges überliefert ist, was die sittliche Würde des Perikles beeinträchtigt; wir prägen nur um so lieber die Züge des großen Mannes unserem Gedächtnisse ein und freuen uns der dauernden Bedeutung seines Lebenswerks..

Denn wir, denen im perikleischen Athen das merkwürdigste Staatsleben vor Augen tritt, die wir in seinen Denkmälern das Wesen echter Kunst wieder gefunden haben, die wir die belebende Berührung jener Geister, die Perikles wie ein Musaget um sich sammelte, täglich an uns spüren, wir werden doch nicht von kurzen und vergeblichen Bestrebungen jener Zeit reden? Bloßer Nachruhm ist ein eitles Ding, aber nicht so eine durch Jahrhunderte dauernde Wirkung, welche unter den verschiedensten Völkern die Liebe zum Guten und Schönen weckt. Das Bewußtsein, nicht für eine kurze Gegenwart, sondern für die kommenden Geschlechter zu wirken, hatten Perikles und seine großen Zeitgenossen, und dies Bewußtsein war ihnen ein Trost für vielfältige Verkennung, Lästerung und Verfolgung und ein Quell des Lebensmuths; es war zugleich die höchste Weihe, welche auf dem Glücke des perikleischen Athens lag.

Also auch wir haben unseren Antheil daran. Auch für uns, die wir heute hier versammelt sind, hat Perikles gewirkt, und die Wissenschaft ist es, welche uns diese Wirkung zu gute kommen läßt. Sie ist das Band, welches alle Generationen verbindet und die Nachgeborenen zurückweist auf die Wohlthäter unseres Geschlechts. Es ist kein guter Geist, welcher

uns zuruft: Weh dir, daß du ein Enkel bist! Denn alles Große und ewig Gültige, was die Vorzeit hervorgebracht hat, ist unser, und dies überreiche Erbgut immer voller der Gegenwart anzueignen, ist die Aufgabe aller Anstalten, in denen die Wissenschaft gepflegt wird, vor allen die der Universitäten. Wir sollen also keinen trüben Epigonenstimmungen nachhängen; wir sollen nicht die »Trümmer hinübertragen und klagen um die verlorene Schöne«, sondern, unseres Reichthums froh, das Zertrümmerte aufbauen, das Vergangene ins Leben rufen und die Schätze der Weisheit heben. Wir brauchen nicht ängstlich und scheu unsere Hände davon zurück zu halten; »es ist Alles Euer«, sagt uns das apostolische Wort. Die alten Staaten wurden freilich gefährdet, wenn zu der nationalen Bildung eine andere, fremdartige hinzutrat, weil dadurch die volksthümliche Grundlage des Gemeinwesens erschüttert wurde. Unser Culturleben steht, Gott sei Dank! auf anderen Grundfesten. Wie wir daher unsere wahre Jugend mit hinüber nehmen sollen in das reife Alter, so dürfen und sollen wir auch das Alterthum, so weit seine vorbildliche Bedeutung reicht, in die Gegenwart verpflanzen und Lebenskräfte daraus nehmen. Die Melanchthonfeier hat uns ja von Neuem daran erinnert, wie unsere heiligsten Interessen mit den wahren Humanitätsstudien unzertrennlich verbunden sind. In diesem Sinne haben wir auch heute das Glück des perikleischen Athens betrachtet, im Sinne des echt akademischen Wahlspruchs: Es ist Alles unser!

XIX.

Die patriotische Pflicht der Parteinahme.

Unter den vielen Aussprüchen, welche uns von Staatsmännern des Alterthums überliefert sind, hat kaum einer in gleichem Grade die Aufmerksamkeit erregt, wie die Bestimmung Solon's, daß derjenige Bürger, welcher in Zeiten der Bewegung parteilos bleibe, sein Bürgerrecht verwirke und ehrlos sein solle. Ist die Parteiung, fragt man überrascht, nicht eine Krankheit des Gemeinwesens? Ist es also nicht eine Pflicht aller Wohlgesinnten, sich von der Ansteckung fern zu halten, und beruht nicht das Heil des Staats darauf, daß in stürmischen Zeiten eine Anzahl von Bürgern vorhanden ist, welche frei von aller Aufregung und unbeirrt durch den Gegensatz der Tagesstimmungen nur das Wohl des Ganzen im Auge haben? Und wie verträgt es sich mit der gesamten Thätigkeit eines Mannes, welcher selbst über den Parteien stand und durch Versöhnung derselben eine friedliche Staatsordnung begründete, daß er hier zum Bürgerkampfe auffordert und die Theilnahme daran als eine Bürgerpflicht hinstellt?

Das Gesetz Solon's ist nur im Zusammenhange mit dem hellenischen Volksleben verständlich. Freilich ist Parteiung so alt wie die Geschichte. Denn alles Werden beruht darauf, daß Theile vom Ganzen sich lösen und in Gegensatz zu einander treten. Jede Volksgeschichte beginnt mit der Gliederung

in Stämme; die Weltgeschichte, so weit wir von einem Beginne derselben reden können, mit dem Gegensatze, welcher ein bis dahin einiges Völkergeschlecht scheidet, und die Sprache giebt noch heute Zeugniß von den Spaltungen, welche im Gottesbewußtsein der Völker eintraten, von den feindlichen Spannungen innerhalb der von Natur verbundenen Menschengruppen. Also jede geschichtliche Bewegung geht vom Gegensatze der Partei aus. Aber im Morgenlande erstarrt die Bewegung; die Kasten Indiens sind versteinerte Parteien und die Kämpfe, aus denen sie hervorgegangen, früh verschollen. Bei den Iraniern ist die geschichtsbildende Bewegung viel deutlicher; bei ihnen herrscht keine zurückgezogene Beschaulichkeit, sondern für sie ist das ganze Leben ein Kampf. Von bösen und guten Geistern umgeben, soll Jeder nach eigener Wahl sich frei entscheiden; er soll Partei nehmen und mit allen Waffen streiten für das Reich der Wahrheit und des Lichts. Bei ihnen finden wir eine reiche Volksgliederung und eine große Mannigfaltigkeit des Sonderlebens. Aber sie geht unter in der Monotonie despotischer Reiche, in welchen keine anderen Parteien zur Geltung kommen, als die am Hofe entstehen und den Thron betreffen. Auch die edelsten Stämme, wie die Perser, erliegen dem lähmenden Einflusse asiatischer Reichsbildung. Dagegen ist bei den Hellenen der Trieb der Sonderung von Anfang bis zu Ende herrschend geblieben.

Schon in der homerischen Welt sehen wir Priester- und Königthum einander feindlich gegenüber; die Edlen erheben sich wider den König und erschüttern die Macht seines Hauses; auch das Volk, obwohl noch eine dunkle Masse, meldet sich schon mit seinen Ansprüchen, wie die grelle Stimme des Thersites bezeugt. Nach dem Sturze des Königthums betrachten die Geschlechter sich als die Inhaber des Staats; aber so wie der Seehandel aufblüht und mit dem Wohlstande das Selbstgefühl steigt, da erhebt sich die Gemeinde und verlangt Rechte von dem Staate, der wesentlich auf ihrer Kraft beruht. Edelleute von den Ihrigen zurückgesetzt, treten an die Spitze der Gemeinde; der siegreiche Führer wird der Obmann des Staats.

Er beugt den Adel, er fördert Handel und Gewerbe, er zieht das Landvolk in die Mauern herein. Das städtische Leben blüht auf, mit ihm das Festwesen und die Kunst. Aber der Volksführer wird der Volkssache untreu; er sucht nur eignen Vortheil und strebt, von Söldnern umgeben, nach dynastischer Gewalt. Bald steht Alles gegen ihn; der freisinnige Adel verbündet sich mit dem Volke und nach dem Sturze der Gewaltherrschaft sucht man den Staat der Herrschaft einzelner Stände und Parteien auf immer zu entziehen, durch geschriebene Rechtsnormen jeder Willkür vorzubeugen und das Gesetz zur Herrschaft zu bringen.

Nun ist die Idee des hellenischen Staats verwirklicht, aber damit ist keine Ruhe gewonnen, kein Abschluß erreicht. Auf Grund voller Rechtsgleichheit betheiligt sich nun Alles am öffentlichen Leben; alle Fragen der inneren und äußeren Politik werden zur Parteisache, und der Parteikampf wird im Ostrakismos gesetzlich organisirt. Eine Partei nach der anderen bringt ihren Führer an das Ruder und die volle Demokratie, welche in keinem anderen Orte als in Athen eine Zeitlang mit Ehren bestanden hat, bewährte sich nur dadurch, daß sie es möglich machte, durch freien Parteikampf die wahrhaft bedeutendsten Männer an die Spitze des Staats zu bringen. Der Letzte war Demosthenes. Der Parteigeist überdauerte aber die politische Geschichte Athens. Er ging auf andere Gebiete über, er lebte fort in den geistigen Gemeinden der Philosophen, ähnlich wie in Rom die Juristenschulen an die Stelle der politischen Gegensätze traten. Noch in Byzanz finden wir die Nachklänge jener volksthümlichen Bewegung; die Parteien der Rennbahn sind die letzten Ausläufer und zugleich die klägliche Parodie jener Gegensätze, in welchen sich das Leben des hellenischen Volks von Anfang an bewegt hat.

Wenn nun Solon seine Mitbürger kannte, wenn er die geistigen Triebe in ihnen nicht binden, sondern lösen und entfalten wollte, wenn er seine Verfassung als ein Werk ansah, das im Kampfe der Gegensätze sich bewähren und fortbilden sollte: so konnte er freilich keinen Bürger leiden, der sich diesem

Kampfe entzog, der es bequem fand, demselben wohlgeborgen zuzuschauen und die Entscheidung abzuwarten, um sich dann den Siegern anzuschließen. Wenn eine solche Gesinnung Nachfolge fände, so würde die Stadt Gefahr laufen, einer Minderzahl entschlossener Parteigänger als Beute in die Hände zu fallen. Daher sah Solon eine feige Neutralität als Verrath am Vaterlande an, als ein Verbrechen, durch welches die Bürgerehre verwirkt werde.

Findet auf diese Weise Solon's Ausspruch in dem Charakter des Volks seine Erklärung, so ergiebt sich daraus auch die Bedeutung der alten Geschichte für die allgemeine Betrachtung der menschlichen Dinge; denn keine Zeit ist lehrreicher und anziehender für uns als die einer lebhaften Parteibewegung. Da sind alle Kräfte in Spannung, da tritt im Guten wie im Bösen die wahre Natur des Menschen zu Tage. Die Partei bringt das stehende Wasser in Fluß, sie macht das Epos der Geschichte zum Drama; ja, wir werden aus Zuhörern und Zuschauern zu unmittelbaren Theilnehmern. Wie wir als Kinder für Hektor oder für Achilleus schwärmten, so treten wir auch als Männer in den Kampf der Parteien ein; wie müssen das Für und Wider in uns selbst zur Entscheidung bringen, und die neue Lebenswärme, welche seit Niebuhr in die Betrachtung des Alterthums eingedrungen ist, beruht sie nicht wesentlich darauf, daß er sich nicht begnügte, mit dem kühlen Verstande des Kritikers die überlieferten Thatsachen zu prüfen, sondern bei jeder Parteibewegung, wie ein echter Bürger nach dem Herzen Solon's, sich die Gewissensfrage vorlegte: Auf welcher Seite würdest du gestanden haben? Nur auf diese Weise wird die Geschichte zu einer Bildungsschule des politischen Urtheils, zu einer ethischen Wissenschaft.

Auf diese Weise lernen wir auch in der alten Geschichte das Wesen der Partei und ihre verschiedenen Arten am gründlichsten kennen. Wir erkennen als die älteste derselben diejenige, welche auf natürlichen Unterschieden beruht. Die Stämme einer Nation, von Natur verschieden begabt, entfremden sich einander, nachdem sie in getrennten Wohnsitzen ihre besonderen

Sitten und Mundarten ausgebildet haben; die Entfremdung führt zu Mißgunst und Eifersucht, so daß die zu gegenseitiger Ergänzung und Förderung berufenen Bruderstämme als Volksparteien sich feindlich gegenübertreten.

Aus der Gliederung der bürgerlichen Gesellschaft geht eine zweite Art der Parteiung hervor, wenn Herren- und Bauernstand, Edelleute und Gewerbtreibende, Alt- und Neubürger um den Antheil am Gemeinwesen hadern. Auch diese Spaltungen schließen sich an natürliche Unterschiede an, wenn in gewissen Gegenden einzelne Stände vorherrschen, hier der große Grundbesitz, dort das Hirtenvolk, oder die Fischer und Seefahrer; die Spaltung der Gesellschaft kann aber auch aus rein geistigen Gesichtspunkten hervorgehen, wenn es sich z. B. um die Abwehr oder Einführung einer auswärtigen Cultur handelt, wie in Rom um die hellenische, in Athen um die ionische Bildung. Die dritte Art beruht auf der Verschiedenheit der Ansicht von staatlichen Einrichtungen; das sind also die eigentlich politischen Parteien in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit, unter denen es, so lange Staaten bestehen, immer zwei Hauptrichtungen gegeben hat, eine, welche mehr im Gewinnen eines Neuen und Besseren, die andere, welche mehr im Erhalten des Bewährten das Heil des Ganzen sieht.

Dann lehrt uns aber das Alterthum auch die richtige Würdigung der politischen Parteiung; denn die Beschäftigung mit demselben macht es uns durchaus unmöglich, sie nur als Krankheitserscheinung aufzufassen. Auch die Unterbrechung der friedlichen Entwickelung erscheint uns als eine Krisis des Volkslebens, welche mit einer gewissen Nothwendigkeit eintritt. Daher finden wir gleichzeitig an den verschiedensten Orten Griechenlands dieselben Gährungen, aus denen die Tyrannis hervorging. Es sind die Zeichen einer Bewegung, welche durch Aufstellung und Ueberwindung von Gegensätzen unaufhaltsam fortschreitet; es sind Durchbrüche einer neuen Zeit, in denen gebundene Kräfte frei werden und junge Triebe sich Bahn machen. Nur in solchen Bewegungen kann der werdende Staat sich ausgestalten und Form gewinnen; je gesunder er sich aber

entwickelt, je mehr der Geist der Freiheit, der Gerechtigkeit, des Gemeinsinns ihn durchdringt, um so mehr wird der Kampf der Parteien eine Uebungsschule aller geistigen Lebenskräfte sein. Er fördert das Ganze, indem er durch offenen Gegensatz der Meinungen Vorurtheile beseitigt so wie vor Einseitigkeit und Irrwegen bewahrt; er fördert den Einzelnen, indem er ihn nöthigt, in Wort und That eine wohlgeprüfte Meinung muthig zu vertreten.

Das ist der wohlthätige Antagonismus der Partei, die sicherste Bürgschaft des Fortschritts und einer gedeihlichen Zukunft. Er trennt nicht nur, sondern er verbindet auch; er steigert die persönliche Theilnahme am Wohle des Staats, für welchen Alles wetteifernd bemüht ist. Die Parteikämpfe sind die Wehen, welche neuen Entwickelungen vorangehen; nach angstvoller Spannung der Gemüther folgt eine höhere Gewißheit und der Staat wird Allen um so theurer, je mehr um ihn gebangt, gestritten und gearbeitet worden ist. Aus jeder Krisis geht er reicher und voller hervor. Einem Parteisiege verdankte Athen den Schmuck seiner Tempel; aus den Parteikämpfen gingen die Colonien hervor, welche die Herrschaft der Griechen über alle Mittelmeerküsten ausdehnten; Beredsamkeit und dialektische Methode sind Früchte des Parteikampfes; aus ihm sind endlich die höchsten Kunstwerke des Geistes entsprungen, die noch heute vorbildlichen Gesetzgebungen, in denen der fluthenden Bewegung Maß und Form gegeben ist. Wahrlich, wenn wir die arme Geschichte parteiloser Staaten mit der überreichen Culturentwickelung einer Stadt vergleichen, welche, wie Athen, von einem Parteikampfe zum anderen überging: dann begreifen wir das große Wort des Herakleitos, welcher den Kampf den Vater der Dinge nannte und des kurzsichtigen Dichters spottete, der den Wunsch ausgesprochen habe, daß doch aller Streit zwischen Göttern und Menschen ein Ende nehmen möchte.

Aber es giebt neben dem guten Streite auch einen bösen; beide trennt eine feine Gränzlinie, und wenn uns die Geschichte lehrt, daß durch Parteikampf die Staaten groß geworden sind,

so lehrt sie noch viel vernehmlicher, daß dieselben durch Parteiung untergegangen sind. Dies ist dort am deutlichsten, wo die Staaten schon im Verfalle begriffen sind und in ihrem allgemeinen Siechthume die Erschütterung heftiger Parteibewegung nicht mehr vertragen. Sie sind mit ihren mißbräuchlichen Einrichtungen so verwachsen, daß die Angriffe auf dieselben die Existenz des Staats gefährden. So war es mit den Angriffen, welche in Rom gegen die Nobilität gerichtet waren.

In diesem Falle zerstört die Partei nur, was untergehen mußte, und bringt ein wankendes Gebäude zum Fall. Sie untergräbt aber auch die Kraft des gesunden Staats und zwar zunächst durch ihren Einfluß auf die Sittlichkeit. Wer sich einer Partei anschließt, giebt immer etwas von seiner Selbständigkeit auf; denn ohne gegenseitiges Nachgeben kann keine Parteimacht zu Stande kommen. Dadurch entsteht Unfreiheit und Unwahrheit. Man gewöhnt sich, nicht mehr rein und voll aus dem eigenen Bewußtsein heraus zu handeln und die Stimme des Gewissens zu überhören. Die Ruhigeren werden von den Heftigeren fortgezogen und in der Leidenschaft geht die Tugend der Besonnenheit unter. Diese sittlichen Gefahren bedrohen den Staat noch nicht unmittelbar, so lange der Gemeinsinn alle Sonderbestrebungen überwiegt. So wie aber die Idee des Staats ihre Kraft verliert, so wie diese untergeordneten Bildungen, die nur zu einer vorübergehenden Existenz im Organismus berechtigt sind, eine selbstständige, dauernde und vom Ganzen unabhängige Wirksamkeit sich anmaßen, dann beginnen die krankhaften Zustände.

Diese Erscheinungen zeigen sich zuerst bei Parteien, welche sich überlebt haben. Ihre Zeit ist vorüber, aber sie halten mit eigensinnigem Trotze an ihren Ansichten fest. So werden aus Parteien Cliquen oder Factionen. Parteien können und sollen ohne Erbitterung sein; das Wesen der Faction ist die Gehässigkeit und Verbissenheit; ihre Kampfart ist die Wühlerei und Intrigue, ihre Waffen sind giftige Pfeile, die aus dem Dunkeln fliegen. Hier entwickelt sich zuerst eine Feindschaft

wider den Staat; hier bilden sich im Gegensatz zu den arbeitenden und schaffenden Parteien die auflösenden, auf das Unglück des Staats lauernden und zerstörenden. Nun beginnt der Kampf, in dem sich zeigen muß, ob der Organismus kräftig genug ist, das Gift auszuscheiden oder zu überwinden. Es ist aber in der Regel ein unglücklicher Kampf; denn wenn auch die Patrioten zeitweilig die Oberhand behalten, so erhitzt sich doch die Leidenschaft immer mehr, die Parteien hassen sich gegenseitig mehr als den gemeinsamen Feind, die Saat des Bösen wuchert übermächtig und es tritt eine allgemeine Zerrüttung ein, wie es in Griechenland seit dem fünften Jahre des großen Städtekriegs der Fall war. Alle Ansichten von Sitte und Recht, selbst die Bedeutungen der Wörter veränderten sich. Besonnene Vorsicht, sagt Thukydides, nannte man Feigheit, Mäßigung träge Unentschlossenheit; zufahrende Hitze aber pries man als männlichen Muth. Nur der Schmähredner fand Glauben. Der Parteipflicht gegenüber galt keine andere Verpflichtung und beschworene Aussöhnung nur so lange, als die Mittel zur Anfeindung fehlten. Unter solchen Verhältnissen besteht der Staat nur noch äußerlich fort; der Lebensgenius ist entwichen und die Kräfte, welche er zu gemeinsamem Dienste gebunden gehalten hatte, gehn fesselos aus einander.

Die Betrachtung des Wesens und des Einflusses der Parteien im Alterthume führt uns unmittelbar auf einen zweiten Gesichtspunkt, zu der Frage, wie sich in Betreff des Parteiwesens zur alten Zeit die neue verhalte. Den natürlichen Menschen der Heidenwelt zügelte in seiner Lust zu hassen keine Religion, und die alten Aristokraten scheuten sich nicht bei ihren Göttern zu schwören, daß sie keine Gelegenheit verabsäumen wollten, dem Volke Böses zu thun. Aber das Christenthum, das mit einem Friedensgruße in die Welt eintritt, kann doch unmöglich den Parteikampf auf Erden dulden.

So scheint es, und doch erfüllt es unsere Erwartungen nicht. Freilich bietet es Frieden jeder einzelnen Seele und jedem Hause, in welchem man seine Botschaft aufnimmt. Aber für die Welt ist es keine Religion des Friedens geworden.

Sie geht vielmehr mit scharfer Scheidung durch alle Menschenkreise hindurch und der ersten Friedensbotschaft folgte sogleich die inhaltschwere Weissagung: Siehe, dieser ist gesetzt zu einem Zeichen, welchem widersprochen wird! So wird das Parteiwesen gewissermaßen sanctionirt, und unbeschadet unserer persönlichen Verpflichtung, nach Kräften mit allen Menschen Frieden zu halten, wird es als eine Nothwendigkeit anerkannt, als eine Weltordnung, welche unentbehrlich ist, damit die Herzen der Menschen offenbar werden, damit Wahrheit und Lüge sich scheiden.

Zugleich ist nun ein neuer Gährstoff da, und zwar der gefährlichste von allen. Im klassischen Alterthume gab es keine Bekenntnißstreitigkeiten; es kommen wohl einzelne Verfolgungen von Irrlehrern vor, aber die religiösen Ketzereien waren im Grunde auch nur politische Verbrechen. Die Religion wurde nur als Staatscultus geschützt. Nun erfolgte aber die verhängnißvolle Uebertragung des antiken Princips auf das Christenthum, und wenn auch schon früher Parteien in der Gemeinde bestanden, welche nothwendig waren und heilsam zu ihrer Entwickelung, wie der Apostel sagt: »es ist gut, daß Rotten unter euch sind«: so ist doch erst seit der Verschmelzung des Geistlichen und Weltlichen jene Reihe von Parteiungen entstanden, welche die Erde mit Blut getränkt haben. Sie waren schlimmer als alle, welche das Alterthum kannte. Die Partei wurde Gewissenssache; die Parteiwuth glaubte sich himmlischen Lohn verdienen zu können, und indem Bekenntnißformen einer mysteriösen Dogmatik zu Bedingungen staatsbürgerlicher Rechte wurden, drängte sich in das Heiligste eine schmutzige Selbstsucht ein, welche, mit Heuchelei verbunden, gewiß die widerwärtigste aller Erscheinungen ist, in denen die Parteiung jemals unter den Menschen aufgetreten ist.

Ein zweiter Unterschied in der Parteibildung alter und neuer Zeit beruht auf der Form der Staaten. Der Hellenen ganze Energie war der Gestaltung des politischen Sonderlebens zugewendet. Ihrem künstlerischen Sinn widerstrebte das Massenhafte; sie liebten das Uebersichtliche und Begränzte.

In kleinerem Maßstabe konnte der Staat eher als Kunstwerk ausgebildet werden, und derselbe Grundtypus wiederholte sich in unendlicher Mannigfaltigkeit des Rechts, der Sitte, des Cultus, der Münze und Jahresrechnung; selbst die Götter waren städtisch. In den Versuchen einer Reichsbildung hatten sie wenig Erfolg; auch der römische Staat ging an der ungeschickten Ausdehnung einer städtischen Verfassung auf ein ganzes Land zu Grunde. Wo sich nun in der neueren Zeit städtische Parteikämpfe finden, wie in Deutschland, Italien und den Niederlanden, da zeigen sie die größte Aehnlichkeit mit dem Alterthume; da finden wir denselben Hader zwischen Adel Bürgern, zwischen Voll- und Halbbürgern, zwischen amtsfähigen und ausgeschlossenen Ständen. Ganz anders aber in den Großstaaten mit ihren ungleich verwickelteren Lebensverhältnissen und ihren Menschenmassen. Diese kommen viel schwerer, als einzelne Bürgerschaften, in Bewegung. Ist sie aber eingetreten, so ist eine Leitung derselben, eine Beschränkung auf bestimmte Ziele und eine vernünftige Mäßigung unendlich schwieriger. Es ist nicht der Bürger, sondern der Mensch, welcher in seinem tiefsten Wesen aufgeregt wird. Allgemeine Begriffe mit vieldeutigen Schlagwörtern, wie sie das Alterthum nicht kannte, abstracte Ideen socialen und politischen Inhalts fanatisiren das Volk mit ihrer dämonischen Gewalt und die verwilderte Masse ergeht sich in Gräueln einer Revolution, die bei den Alten in solcher Maßlosigkeit nicht vorkommen konnte. Andererseits liegt es in der Natur der Großstaaten, daß sie viel seltener als städtische Republiken in allgemeine Aufregung gerathen; die Bewegungen vertheilen, die Gegensätze beruhigen sich leichter; die Gesichtskreise sind weiter, die Interessen mannigfaltiger; eine Parteirichtung kreuzt und lähmt die andere. Auch ist mit dem Fortschritte moderner Cultur die freie Bewegung des Einzelnen, die Anerkennung berechtigter Meinungsverschiedenheit und eine vernünftige Toleranz nothwendig in stetiger Zunahme. Endlich ist es ein entschiedener Vorzug der neuen Zeit, daß sie Einrichtungen besitzt, welche die Parteibewegung mäßigen und ordnen. In unsern Ver-

fassungsstaaten wird die Leitung des Ganzen durch feste Parteien wesentlich erleichtert. Ihre Bewegung gleicht der des Pendels, welcher den Gang eines Uhrwerks regelt, oder dem Pulsschlage, an welchem man den innern Zustand eines Volks prüfen und erkennen kann.

Groß- und Kleinstaaten sind aber nicht immer nach Zeiten und Ländern geschieden; sie bestehen auch neben einander in demselben Volke, so daß sich die Sphären der einen und der anderen kreuzen. Dadurch treten unvermeidliche Conflikte ein, und die Berechtigung des Theils dem Ganzen und des Kleinen dem Großen gegenüber wird zu einer Parteifrage, von deren endgültiger Entscheidung das Schicksal ganzer Nationen abhängt.

Diese Frage zieht sich durch die ganze Geschichte der Hellenen hindurch; ihre praktische Lösung haben nur die Athener versucht und ihre unvergeßliche Heldenzeit beruht darauf, daß nach Mißlingen aller föderativen Einrichtungen der eine kleine Staat für sich allein die Aufgabe übernahm, welche der Gesamtheit oblag. Athen wehrte mit ungeheuren Opfern die Fremdherrschaft ab, hielt allein eine schlagfertige Macht, um das Meer frei zu erhalten; Athen allein nahm gastfreundlich alle Volksgenossen bei sich auf, suchte in gemeinsamen Gründungen die Stämme zu verschmelzen und Alles, was dem Namen der Hellenen Ehre machte, zur Blüthe zu bringen. Der Dank, den es erntete, war Scheelsucht und Mißgunst, giftiger Haß gegen die, welche sich anmaßten, etwas Besseres sein zu wollen; die Bruderstämme hatten keine andere Antwort als die, welche die Söhne Jakob's ihrem Bruder Joseph gaben: Wie, sollen wir kommen uns vor dir zu neigen? — und an diesem Josephshasse ist das ganze Volk in blutigen Kämpfen politisch und sittlich zu Grunde gegangen.

Die Hellenen haben über ihr Stadtbürgerthum ihren besten Schatz, die Vaterlandsliebe, eingebüßt, und ähnliche Gefahren drohen überall, wo das Gesamtvaterland nicht das unmittelbare Vaterland ist. Freilich wäre es Thorheit, darum jede Bildung von Sonderstaaten in einem großen Volksganzen als

ein nationales Unglück anzusehen; vielmehr ist der mannigfaltige Segen, welcher sich daran knüpft, auch durch blutige Reibungen nicht zu theuer bezahlt. Aber das Normale bleibt doch immer, daß das Volk zum Staate werde. So wird es erst in vollem Maße eine geschichtliche Persönlichkeit, so wird das von der Natur Vorgebildete durch den Menschengeist vollendet. Der Volksstaat hat im vollsten Maße die Eigenschaft, welche Aristoteles als Hauptbedingung und Ziel jedes wahren Staats bezeichnet, die Autarkie (d. i. die auf eigenen Mitteln ruhende, ausreichende Selbständigkeit), und daher die größte Dauerhaftigkeit und innere Ruhe, weil nichts Ungleichartiges beigemischt und nichts Gleichartiges ausgeschlossen ist, während die Mischstaaten durch innere Widersprüche in Aufregung erhalten werden, und die Theilstaaten, sofern sie auf willkürlichen Einrichtungen beruhen und eine auswärtige Ergänzung ihrer Macht suchen oder durch internationale Tractate sich decken müssen, immer eine gewisse künstliche und deshalb unsichere Existenz haben. In staatlicher Gemeinschaft kommt das Volk zum vollen, ruhigen Selbstbewußtsein, zum inneren Frieden wie zur äußeren Geltung; sie hebt die Menschen durch hohe und mannigfaltige Pflichten; sie öffnet allen Kräften der Nation den weitesten Spielraum; sie bietet erst den ganzen Segen eines wahren Vaterlandes.

Deshalb zieht auch durch die Völker alter und neuer Zeit eine geheime Macht zu einem solchen Ziele, als ihrer wahren Bestimmung, hin, und es kommt für ihr Heil Alles darauf an, daß die rechte Zeit engerer Einigung nicht versäumt und der einzig mögliche Weg nicht eigensinnig verschmäht werde. Sonst geht der Segen der Vergangenheit verloren und die Volksgeschichte wird nicht fortgeführt, sondern abgebrochen. So ging es den Hellenen, welche vom Uebermaße ihres Sonderlebens erschöpft die ersehnte Einigung unter der Macht eines fremden Scepters fanden. Bei ihnen ist die Saat des Parteihasses am vollsten aufgegangen. Wir müssen aber, um nicht ungerecht zu sein, erkennen, daß auch keinem Volke der Erde der rechtzeitige Uebergang aus der Zersplitterung in die Ein-

heit so schwer gemacht worden ist, wie den Hellenen, schwerer als irgend einem Volke der neueren Geschichte.

Bei der Vergleichung zwischen den Parteien alter und neuer Zeit tritt uns endlich ein dritter Unterschied entgegen. In der antiken Welt war der Mensch wesentlich Bürger; er ging ganz in dem Staat auf; die Staatsgemeinschaft war die einzige Erziehung zur Sittlichkeit, die einzige Schranke seiner Selbstsucht. Er war mit dem Staate in Kriegs- und Friedenszeiten auf das Unmittelbarste verflochten; er verbrachte die Tage außerhalb des Hauses, auf dem Markte und in den Versammlungen, durch den Dienst der Sklaven eines großen Theils von Arbeit und Lebenssorge überhoben. In der neuern Welt sind alle Lebensverhältnisse ungleich mannigfaltiger und verwickelter; da giebt es mehr Pflichten, mehr einsame Arbeit des Berufs, mehr Kampf um die Existenz. Der Einzelne hat eine Menge von Beziehungen, welche über die heimathlichen Interessen weit hinausgehen; andererseits sind es wieder die allerengsten Beziehungen, welche ihn vorzugsweise in Anspruch nehmen, die der Familie, und der moderne Mensch ist nur zu geneigt, sich in dieser engsten Lebenssphäre behaglich einzuspinnen, indem er sich alle Anforderungen des Staats fern zu halten sucht, als wenn es eine fremde und feindliche Macht wäre, welche seine Kreise störte. Die Folge ist, daß ihn auch die politischen Fragen in der Regel viel kühler lassen und daß er nur dann mit erregterer Seele in den Parteikampf eintritt, wenn er glaubt, daß die Bewegung seine ganze Existenz betrifft, wenn es sociale Fragen sind, in welchen es sich um die persönlichen Verhältnisse handelt, um Mein und Dein, um Ruhe und Wohlstand des Hauses.

Auch die Alten ehrten das Haus; sie betrachteten es als eine religiöse Gemeinde mit festgeordneten Gottesdiensten und der Staat sorgte dafür, daß diese Stiftungen nicht untergingen. Mit dem Ahnencultus pflanzten sich auch wohl gewisse politische Traditionen und Parteirichtungen von Geschlecht zu Geschlecht fort; aber während man den Zusammenhang der auf einander folgenden Geschlechter sehr fest hielt, war die zur

Zeit bestehende Familiengenossenschaft bei Weitem nicht von der Bedeutung, welche sie in neuerer Zeit hat. Sie war kein Kreis, der den Einzelnen vom Ganzen trennte, keine selbständige Mittelstufe zwischen Bürger und Staat, kein Gegengewicht gegen die Oeffentlichkeit. Daher die unbegränzte Bewegung, welche von der politischen Parteiung ausging; nirgends war ein Ruhepunkt, nirgends ein neutraler Boden.

Dies mußte anders werden, als die Ehe aufhörte nur als ein Mittel für die Staatszwecke zu gelten. Die Familie erhielt eine größere Selbständigkeit, wie dies von Anfang an in dem Charakter der germanischen Völker lag; das Haus wurde eine Welt für sich, eine Freistätte des individuellen Lebens, ein Rückzugsort aus der Unruhe der Außenwelt. Damit trat auch die Frau aus der untergeordneten Stellung heraus; sie wurde die Pflegerin eines stillen Glücks, welches die Stürme des Parteitreibens nicht erschüttern sollten, sie half die Bewegung der Leidenschaften dämmen, daß sie nicht schrankenlos Alles überfluthe.

Aber bei diesem Berufe haben sich die Frauen nicht immer genügen lassen; sie haben sich selbst an dem Parteileben betheiligt und dadurch einen Einfluß gewonnen, welcher ohne Zweifel mit zu den Punkten gehört, in denen sich die Parteien alter und neuer Geschichte von einander unterscheiden. Bei diesem Einflusse ist eine doppelte Gefahr. Denn die Frauen sind, wenn sie einmal aus den Gränzen ihres nächsten Berufs herausgetreten sind, ihrer Natur nach der fanatisirenden Gewalt einer Parteistimmung in besonderm Grade unterworfen und tragen dann am meisten dazu bei, die Erregung der Gemüther auszubreiten und die allgemeine Leidenschaftlichkeit zu steigern. Die andere Gefahr liegt in ihrem Einflusse innerhalb des Hauses. Denn je mehr das Haus an Bedeutung gewonnen hat, um so mehr auch das Gut des Hausfriedens, und deshalb ist es nur zu natürlich, daß die Männer, um sich dies Gut zu erhalten, nicht selten ihrer besseren Ueberzeugung untreu werden; ein solcher Einfluß aber, wie leicht

ersichtlich ist, gereicht dem allgemeinen Wohle zum Nachtheile, er trübt den offenen Gegensatz der Meinungen und erschwert die Verständigung. Wie sollen wir also über die Betheiligung der Frauen an den Streitigkeiten des Tages urtheilen? Ich glaube, sie ist vollberechtigt, wo es sich um Fragen handelt, in denen ein wahres, menschliches Gefühl und sittlicher Tact den Ausschlag geben können, also wo es gilt, gegen einen nationalen Feind die zum Widerstande entschlossene Partei zu stärken oder die Freiheit der Ueberzeugung mit Bekenntnißtreue zu vertreten. Da wird die Begeisterung eines weiblichen Gemüths auch den Mann kräftigen und der heiligen Sache zum Siege helfen. Etwas Anderes ist es, wenn die Stimme des Gefühls nicht unmittelbar entscheiden kann und soll, wenn die richtige Beurtheilung der Fragen von Erwägungen abhängt, welche außerhalb der Sphäre eines weiblichen Gemüths liegen, wenn es gilt, Tagesereignisse im Zusammenhange der Geschichte aufzufassen und von der unantastbaren Rechtssphäre des Einzelnen solche Rechte zu unterscheiden, welche in die Wandelungen der öffentlichen Verhältnisse unvermeidlich hereingezogen werden. Die Frau wird ihrer Natur nach am Gewohnten hängen; das Nächste wird ihr immer das Wichtigste sein und persönliche Theilnahme alle sachlichen Rücksichten zurückdrängen. Diese Einseitigkeit hängt mit den edelsten Zügen der weiblichen Seele zusammen, mit ihrer Treue, ihrer Aufopferungsfähigkeit, mit der Tiefe und Wärme ihres Gefühls. So weit also eine Gefühlspolitik berechtigt ist, so weit ist es auch eine selbständige Theilnahme der Frauen; weiter aber nicht.

Und gewiß findet jede edle Frau von selbst die Schranke des Gebiets, auf welchem ihr Einfluß mitbestimmend sein soll, und am sichersten wird sie wissen, daß dort ihre Stelle nicht ist, wo giftiger Groll und Bruderhaß genährt wird. Es liegt bei den Parteikämpfen neuerer Zeit unendlich viel in den Händen der Frauen; sie haben eine ganz andere Macht und deshalb auch eine ganz andere Verantwortlichkeit, als im Alterthume. Sie können am meisten dazu beitragen, Unfrieden

zu verbreiten, Freundschaften zu zerstören und krankhaften Verstimmungen einen chronischen Charakter zu geben; sie können den Keim des Uebels, an dem Völker zu Grunde gehen, in die harmlosen Kinderseelen übertragen und dadurch das Wohl des Vaterlandes schwer beschädigen; sie können aber auch reichen Segen stiften, wenn sie ihren Beruf darin erkennen, die über allem Parteigeist erhabenen Güter des Lebens mit treuer Hand zu pflegen; in allem Wechsel das Ewige, bei allen Spaltungen das Gemeinsame festzuhalten, die Gegensätze zu mildern, den Frieden zu hüten und in der Liebe zum Vaterlande ihre Kinder zu erziehen.

Das sind die wesentlichsten Gesichtspunkte, unter denen sich die Parteien der neuen Zeit denen des Alterthums gegenüber stellen lassen. Nun lassen Sie mich zum Schlusse noch einige Worte darüber sagen, welches die Stellung einer deutschen Universität in den Tagen des Parteigegensatzes sein soll, wobei ich keinen sehnlicheren Wunsch habe, als daß ich das, was ich sage, im vollen Einverständnisse mit Ihnen und gleichsam aus Ihrer Aller Herzen heraus rede.

Die Wissenschaft hat zum öffentlichen Leben im Laufe der Zeit sehr verschiedene Stellungen eingenommen, und es ist merkwürdig, daß dort, wo praktische Politik und forschende Speculation sich zuerst entwickelt haben, zwischen beiden Richtungen sehr früh ein schroffer Gegensatz eingetreten ist. Herakleitos verurtheilte mit unbedingter Verachtung das gesammte Treiben des Volks, und Platon wendete sich mit so tiefer Verstimmung von den öffentlichen Angelegenheiten ab, daß er deshalb von Niebuhr als ein schlechter Patriot gescholten worden ist, der nicht werth sei, ein Athener zu heißen. Heutzutage wird Keiner die Ansicht vertreten, daß völlige Parteilosigkeit und ungestörtes Stillleben die mit einem wissenschaftlichen Berufe allein verträgliche Lebensweise sei. Wir sind Alle überzeugt, daß der Wissenschaft zu ihrem eignen Gedeihen die freie Luft des Lebens unentbehrlich ist; sie soll aber ihren Werth auch darin bewähren, daß sie für die Beurtheilung der Tagesfragen den Blick schärft und den Geist aufhellt. Denn wenn

das schwierigste Problem moderner Politik darin liegt, daß die wahre Einsicht immer nur der Besitz einer geringen Zahl von Volksgenossen ist, während doch dem Volke im Ganzen ein bestimmender Antheil an der Staatsleitung nicht vorenthalten werden kann: so ist dies Problem nur so zu lösen, daß jene Minorität immer mehr mit wahrer Einsicht ausgerüstet werde, damit sie im Stande sei den Einfluß auszuüben, welcher in allen Staatsverfassungen das unveräußerliche Recht einer geistigen Aristokratie ist, um die Menge, welche zwischen trägem Stumpfsinn und unklarer Aufregung hin und her schwankt, mit überlegener Geisteskraft zu leiten. Und dazu soll doch gerade auf unsern Universitäten die Ausrüstung gegeben werden. Hier müssen also alle Probleme gründlich durchgearbeitet, alle Streitfragen mit ernster Wahrheitsliebe erwogen werden. Hier muß auch in sittlicher Beziehung der Jugend das Beispiel gegeben werden, wie man sich in Zeiten der Parteiung zu verhalten habe.

Und da darf man zuerst mit guter Zuversicht sagen, daß alle Gefahren einseitiger Parteirichtung hier viel geringer, alle Auswüchse eines verkehrten Parteitreibens hier unmöglich sein sollen. Das Suchen nach Wahrheit ist unser gemeinsamer Beruf. Je freier und mannigfaltiger es sich gestaltet, um so reicher ist die Blüthe unserer Genossenschaft; in der Lauterkeit des Strebens liegt die Weihe unseres Berufs. Darum ist es unsere erste Pflicht, dies Streben in jedem Genossen zu ehren, und zwar muß dies eben so wohl von wissenschaftlichen wie von allen andern redlich gewonnenen und männlich ausgesprochenen Ueberzeugungen gelten; Mißachtung aber ist nur gegen den berechtigt, welcher aus egoistischen Gründen seine Ueberzeugung ändert oder unselbständig hin und her schwankt. Denn die solonische Zumuthung gilt auch für uns in allen vaterländischen Fragen, und je unabhängiger die Stellung der Gelehrten ist, um so wichtiger auch ihre Entscheidung. Gereinigt aber und abgeklärt vom Bodensatze des Gemeinen soll sich in ihrer Gemeinschaft das Parteiwesen zeigen. Wenn es daher in anderen Lebenskreisen vorkommt, daß man sich von

denen, die anderer Farbe sind, schnöde abwendet, ihren Charakter verdächtigt und es für unmöglich erklärt, mit Leuten dieser Art umzugehen: so sind dies Kennzeichen einer so niedrigen Bildungsstufe, daß sie auf deutschen Universitäten, welche ihre Ehre unbefleckt erhalten, nicht vorkommen können. Hämische Parteiintrigue ist eben so unmännlich wie undeutsch, und wissenschaftlichen Männern geziemt es nicht, sachliche Gegenstände in das Gebiet des Persönlichen zu übertragen. Politische Programme sollen auch keine Glaubensartikel sein, denn wo es sich um die Beurtheilung einer in voller Bewegung begriffenen Gegenwart handelt, da hat Jeder zu lernen, und die gemeinsamen Erfahrungen sollen eine Verständigung erleichtern, damit nicht eine wohlberechtigte Verschiedenheit der Auffassung zur Spaltung werde. Dort aber, wo am wenigsten absichtliche Unwahrheit, wo am wenigsten Beschränktheit, Vorurtheil und unmännliche Gereiztheit vorauszusetzen ist, da muß doch offenbar die Verständigung am besten gelingen. Deshalb sind die Universitäten berufen, sie herbeizuführen und die über den Widersprüchen des Tags sich erhebende Einsicht im ganzen Vaterlande zur Geltung zu bringen. Denn auch die Gegensätze, welche noch zwischen Nachbarstämmen etwa bestehen, und die doch wahrlich nicht bestimmt sind, als solche bestehen zu bleiben, sondern die fruchtbaren und belebenden Elemente einer neuen Einheit zu werden — wo können sie besser zur Ausgleichung kommen, als an den Stätten, wo Männer und Jünglinge aus Nord und Süd zusammentreffen, um eine vaterländische Wissenschaft zu pflegen, welche jene Gegensätze längst überwunden hat? Wenn aber den Gelehrten wohl der Vorwurf gemacht wird, daß sie von theoretischen Standpunkten die Thatsachen anschauen und das nicht anerkennen wollen, was ihren Principien widerspricht: so wäre doch ein solcher Eigensinn auch mit dem Geiste der Wissenschaft unverträglich. Denn wenn schon die Natur auf allen Gebieten das menschliche Fachwerk zu Schanden macht und die Fesseln sprengt, welche ihr eine schulmäßige Systematik anlegt: wie viel weniger wird sich die lebendige Entwickelung der Völker eine

solche Fesselung gefallen lassen und sich nach den Paragraphen akademischer Compendien richten!

Vor solchen Verirrungen bewahrt der geschichtliche Sinn, dessen treue Pflege eine der wichtigsten Aufgaben unserer Universitäten ist. Der geschichtliche Sinn duldet keine ungerechte Leidenschaftlichkeit, er macht die schlimmsten aller Parteirichtungen unmöglich, nämlich diejenigen, welche abstracte Grundsätze ohne Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse mit zähem Starrsinn durchführen wollen; er behütet uns vor den Gefahren, welche das Festhalten überwundener Parteistandpunkte der Staatsgemeinschaft bringt, er verhindert die Trennung des Alters und der Jugend in ihrer Auffassung der Zeit, eine Trennung, welche nach beiden Seiten nachtheilig wirkt; er lenkt unsern Blick von den Nebenpunkten auf die Hauptsache, er zeigt uns die Bedürfnisse des Volks und die Ziele, zu welchen seine Entwickelung drängt; er läßt uns in den Wegen, welche sie nimmt, auch wenn sie mit unseren Wünschen nicht übereinstimmen, eine höhere Leitung erkennen, welcher wir uns nicht in thörichtem Hochmuth widersetzen, auch nicht mißmuthig fügen, sondern welcher wir mit Selbstverläugnung dienen und förderlich sein sollen mit allen Kräften, die uns Gott gegeben hat. Der wahrhaft geschichtliche Sinn ist auch immer der vaterländische Sinn, und wo diese zusammen an einer Universität blühen, da wird sie die richtige Stellung im Kampfe der Parteien einnehmen.

Zwischen Volksgenossen, sagt Plato, kann kein Krieg stattfinden, sondern nur ein Bürgerzwist, aus welchem sie, wenn auch nach blutigen Auseinandersetzungen, zum Bewußtsein der Gemeinschaft zurückkehren. Wie viel mehr muß in dem engeren Kreise von Männern, welche in sich die Volksgemeinde vertreten, wenn sie Alle das Ganze im Auge haben, nach jedem Auseinandergehen, wie es in bewegter Zeit unvermeidlich ist, sich immer wieder die wahre Einheit herstellen, die Lebensbedingung ihres gedeihlichen Zusammenwirkens, namentlich an einer Universität, welche sich der besonderen Pflege des geschichtlichen wie des nationalen Sinns rühmt! Unserm Volke

ist es beschieden, sich unter schwerer Arbeit sein Vaterland zu gewinnen. Eine gewaltige Arbeit liegt noch vor uns, aber das Ziel ist gegeben, der Weg gebahnt und die Zeit des Haders vorüber. Mehr als je tritt jetzt an einen Jeglichen unter uns die Forderung heran, daß er in seinem Kreise Gutes schaffe, daß er in festem Gottvertrauen und aufrichtiger Bruderliebe an das gemeinsame Werk Hand anlege und das deutsche Vaterland aufbaue.

XX.

Die Weihe des Siegs.

Die beiden Reden, welche zuletzt an dieser Stelle gehalten worden sind, waren Kriegsreden. Die eine sah dem beginnenden Kampfe ins Auge, die andere folgte dem in vollem Gange begriffenen über die Schlachtfelder; heute ist es der beendete Krieg, des Königs Heimkehr, der glorreiche Friede, der Aller Gedanken in Anspruch nimmt, und wenn es sonst erlaubt schien, der Festrede an Königs Geburtstag einen vom Festanlasse unabhängigen Inhalt zu geben, — heute ist es unmöglich, von etwas zu reden oder reden zu hören, was zur Person unsers Königs und Seinen Thaten nicht in unmittelbarer Beziehung steht. Wollten wir aber die Tagesereignisse in ihrem geschichtlichen Zusammenhange zu begreifen suchen, so ist auch dazu, das fühlen wir Alle, die Zeit noch nicht gekommen. Noch stehen wir überrascht, überwältigt ihnen gegenüber. Wir waren ja ein langes Menschenleben hindurch an kleine und enge Verhältnisse gewöhnt. Nach den Siegen von Leipzig und Waterloo mußten wir fortfahren, von den ausländischen Hauptstädten alle Entscheidungen europäischer Fragen zu erwarten und der nach langen Verhandlungen erfolgende Beitritt eines deutschen Kleinstaats zum Zollvereine gehörte zu den Epoche machenden Ereignissen vaterländischer Geschichte. Höheres ins Auge zu fassen war staatsgefährliche Ueberspannung, und in stummer Resignation sollte man die

unübersteigliche Kluft anerkennen, welche die deutsche Nation, die zur Tantalusqual eines ewig erfolglosen Ringens verurtheilte, von dem Ziel ihrer Wünsche trennte. So ist uns noch immer zu Muthe wie Menschen, die aus dunkeln Wohnräumen zum ersten Male an das Tageslicht kommen. Es wird uns noch schwer, mit geblendeten Augen die volle Wirklichkeit dessen, was wir erlebt haben, zu fassen, und unwillkürlich gedenkt man der Worte, welche ein attischer Redner sagte, als das Reich, das Jahrhunderte lang die gebietende Continentalmacht gewesen war, zusammenbrach und alle Verständigen inne wurden, daß man an einem Wendepunkte der Geschichte stehe. »Was ist,« sagte Aeschines nach der Schlacht von Arbela, »in diesen Tagen nicht Alles wider Hoffen und Erwarten geschehen! Das ist kein gewöhnliches Menschenleben; wir werden auch kommenden Geschlechtern ein Wunder sein!«

Und nun der heutige Tag — welch ein Tag! Unsers Königs Geburtstag zum ersten Male der Geburtstag des deutschen Kaisers, zum ersten Male ein Festtag für Deutschland und alle Deutschen um ein ehrwürdiges Haupt in Liebe geeint! Der Tag redet, und alle Worte, welche zu seinen Ehren laut werden, können nur einen Inhalt haben, nur einen Klang, wie die Kirchenglocken, welche durch Städte und Dörfer klingen, wie die Lieder, in denen sich gleichzeitig fern und nah die Gemeinden zu einem Glauben bekennen. Wer könnte und möchte heute Besonderes, Eigenes, Selbsterfundenes geben! Sollen wir uns also aus dem unaussprechlichen Gefühle des Danks gegen Gott für die gnädige Bewahrung unsers geliebten Königs und Seine glorreiche Heimkehr zu einer Betrachtung sammeln, so kann der leitende Gedanke kein anderer sein als der, welcher alle Herzen erwärmt und auf Aller Lippen schwebt, es ist der Sieg, seine Weihe und seine Bürgschaft.

Denn das ist klar; nicht jeder Sieg ist von gleichem Werth und das bloße Niederwerfen des Feindes, das stolze Gefühl, der Stärkere zu sein, kann es nicht sein, was den Werth des Siegs bestimmt. Auch die Größe der bestandenen

Gefahr giebt nicht den Ausschlag noch der äußere Gewinn, sondern das, worauf es ankommt, ist die Gerechtigkeit der Sache; denn der Krieg ist von allen Aergernissen das größte und wehe dem, durch welchen solch Aergerniß kommt! Meistens beginnen aber die Kriege so, daß bei allmählich wachsender Spannung schwer zu entscheiden ist, wo die Verantwortlichkeit liegt. Hier war es anders, und das ist die größte Weihe unsres Siegs, daß in Mit- und Nachwelt Keiner im Stande sein wird, unserm Könige den Friedensbruch zuzuschieben.

War unser Feind nicht einem rauflustigen Gladiator gleich, welcher keine Ruhe hat, so lange man sagen kann, daß in der bekannten Welt Einer vorhanden sei, der die Waffen besser als er zu führen wisse? Jede Waffenthat, die er nicht vollbracht hat, schreibt er sich als Niederlage an. Wer aus solchen Gründen Frieden bricht, opfert Leben und Gut des Volks dem Götzen einer frevelhaften Ehrsucht. Von unserer Seite war der Krieg ein solcher, welchen auch die blindesten Friedensapostel nicht verdammen können. Denn die Völker würden auf jede Selbstachtung verzichten und in stumpfe Genußsucht versinken, wenn sie dem übermüthigen Nachbarn gestatten wollten, sich bei jeder ihm gefälligen Gelegenheit in ihre Angelegenheiten einzudrängen. Von deutscher Seite war der Krieg bis auf die Höhen von Paris ein Vertheidigungskrieg und unser König hat kein anderes Ziel erstrebt, als dem deutschen Volke das bescheidene Recht zu sichern, innerhalb seiner Gränzen vor fremder Ungebühr sicher wohnen und seinen Bedürfnissen gemäß sich einrichten zu dürfen. Darum haben wir mit Gott in den Krieg ziehen können, darum haben wir den köstlichen Trost, daß unsere Todten für eine gerechte Sache gefallen sind.

Gerechte Kriege sind immer große Epochen im Völkerleben. Es sind Tage der Prüfung, in denen die Völker fühlen lernen, was ihnen anvertraut ist und wofür sie verantwortlich sind. Die wahren Werthe der menschlichen Dinge treten zu Tage; das Kleine verschwindet, das Große und Allgemeine erfüllt die Seelen ganz. Es trennt sich, was nur äußerlich zusammenhängt, wie die trocknen Blätter, die der erste Sturm abschüttelt;

was aber in innerer Lebensgemeinschaft steht, kommt jetzt erst zu vollem und frohem Bewußtsein derselben. Das sind die natürlichen und gesunden Verhältnisse, wie sie immer vorhanden sein sollten, aber sie zeigen sich nur als Ausnahmezustände im Völkerleben, weil es außerordentlicher Umstände, bedarf, um den selbstischen und verneinenden Geist in den Menschenherzen zu überwinden und die idealen Kräfte einmal zur Herrschaft zu bringen.

Das sind diejenigen Kriege, in denen sich nach göttlichem Rathschlusse der Fluch in Segen verwandelt, die gerechten Kriege, die aller Noth und aller Thränen ungeachtet geweihte Zeiten sind, Zeiten der Erhebung und Läuterung, Festzeiten voll wunderbarer Lebenswärme und nachhaltender, vorbildlicher Bedeutung. Darum lauschen wir noch heute so gerne auf die Kunde von Marathon und Salamis; darum glühten uns die Wangen, wenn unsere Väter aus den Freiheitskriegen erzählten — und nun sind wir selbst gewürdigt worden solche Zeiten zu erleben, die bewegenden Kräfte der Geschichte in uns und um uns zu spüren, zum ersten Male in vollem Maße zu empfinden, was ein Volk ist und was unser Volk ist. War es uns doch selbst ein Wunder, wie Kälte und Mißtrauen auf einmal verschwunden war, wie ohne alle Verabredung das ganze Volk auf einmal wie ein Mann da stand und den völlig unerwarteten Krieg einstimmig mit Jubel begrüßte, nicht aus frivolem Leichtsinn, sondern von dem frohen Muthe beseelt, welcher die Menschen immer durchdringt, wenn sie mit zweifelloser Entschlossenheit an ein großes Werk hinantreten und dabei ihrer wachsenden Kräfte bewußt werden.

Deutschland, der geographische Begriff, jetzt auf einmal ein einmüthig handelndes, beseeltes Wesen und das künstliche Drahtnetz den Nervenverzweigungen gleich, welche die Glieder des Leibes zu gemeinsamer Empfindung einigen, so daß in allen Städten gleichzeitig die Siegesfahnen wehten, die Glocken anschlugen und die Herzen jubelten!

Und auch in den deutschen Ländern, deren Söhne nicht mit den Unsrigen im Felde standen, sahen wir zu unserer

unaussprechlichen Freude die Siegesfeuer auf den Alpenspitzen lodern. Ja, an allen Küsten des Weltmeers, wo deutscher Fleiß des Landes Schätze verwerthet, in den fernsten Bergwinkeln der neuen Welt, wo die Axt eines Deutschen den Wald lichtet, wo die Brüder sonst so leicht unserer vergaßen oder mitleidig auf die Kinder der alternden Europa hinabsahen, wie haben sie über Land und Meer die Bruderhand gestreckt, wie haben sie Glück und Noth getheilt, wie haben sie gespendet, geholfen, ermuthigt! Mit so freudigem Stolze haben wir uns noch niemals Deutsche nennen können! O wohl uns, daß wir diese Einigkeit des Volks, diese Macht der Treue, diese Allgegenwart der Liebe erfahren haben, das Zeugniß unserer gerechten Sache, die Frucht und Weihe des gerechten Kriegs!

Für eine gerechte Sache ist auch das Unterliegen schön; unsere Sache war aber die überall siegreiche, und so lange es Menschengeschlechter giebt, welche in der Völkergeschichte die Spuren göttlicher Gerechtigkeit aufsuchen, wird man bei diesem Kriege mit Vorliebe verweilen. Denn die auf das Böse im Menschen rechneten, sind mit ihrer Rechnung zu Schanden geworden. Arglistig suchten sie die preußische Sache von der deutschen zu trennen und gaben dadurch den Anstoß, daß wir uns inniger als je vereinigten. Die Rheinbundzeiten wurden endlich gesühnt und mitten im Feindeslande das Reich hergestellt, dessen Verhinderung der eigentliche Endzweck ihres Angriffs gewesen war. Da bewährten sich wohl die Worte, welche uns von Kindheit auf im Gedächtniß schweben: Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott hat es gut mit mir gemacht, und das ist die schönste Weihe unsres Siegs, daß wir ihn wie eine volle Gottesgabe entgegennehmen dürfen. So lange es daher ein Volk der Deutschen giebt, wird es unserm Könige dankbar sein, daß Er Seiner Friedensliebe ungeachtet mit so starkem Muthe und zweifellosem Gottvertrauen den Krieg angenommen und mit Seinem, von Ihm neu geschaffenen, tapfern Heere so herrlich durchgeführt hat. Denn die Einheit, die Er uns gebracht, ist nicht etwa nur ein Schmuck

unsers nationalen Lebens, nach dem wir uns lange gesehnt hatten, eine Bedingung politischer Macht, eine Bürgschaft des Friedens und des wirthschaftlichen Gedeihens, sondern die unerläßliche Voraussetzung unsers Heils. Die Nation mußte gesammelt werden, wenn sie nicht untergehen sollte, wie einst die edelsten Völker der alten Welt, die Hellenen sowohl wie das Volk Israel, durch versäumte Einigung zu Grunde gegangen sind. Die Zersplitterung schädigte unsere wesentlichsten Interessen. Denn schlimmer als jeder ehrliche Krieg waren die endlosen Ränke und Fehden zwischen den deutschen Cabinetten, die Reibungen zwischen den Nachbarn, die hämische Scheelsucht des einen auf den andern, die Unmöglichkeit Recht zu erlangen bei zweifellosem Friedensbruche. Trübsinn lag auf den Herzen der Vaterlandsfreunde und lähmte ihre Energie; in vergeblichen Mühen rieben sich die edelsten Kräfte auf und das Unkraut der Zwietracht wucherte. Darum ist König Wilhelm der Retter des Vaterlandes, und nicht eines einzelnen Siegs wegen ist Er, einem römischen Feldherrn gleich, von seinen Legionen zum Imperator ausgerufen, sondern was seit Jahrhunderten sich im Stillen vorbereitet hat, was von prophetischen Blicken längst geschaut und zuletzt vom ganzen Volke als nothwendig erkannt war, das hat sich endlich, da die Zeit erfüllet war, vor unsern Augen vollzogen.

Alte Sagen erzählen uns von dem Blute der Helden, welches sich in Blumen verwandelt, die in jedem Frühjahr das Gedächtniß der Todten erneuern. So ist aus dem Blute, das unsere Krieger aus Nord und Süd in treuer Waffengenossenschaft vergossen haben, das edle Reis deutscher Einheit erwachsen, ein köstliches Gut, um theuern Preis erworben, das wir zu Ehren unserer Brüder zu pflegen haben. Denn niemals ist mit ernsterer Feier der Grundstein eines Reiches gelegt, vollgültiger und rechtmäßiger keine Fürstenwahl vollzogen worden. Unsere Väter waren froh diesen Tag zu sehen und sind im Glauben an seine Zukunft heimgegangen. Heute ist er erschienen. Heute ist das deutsche Volk zum ersten Male wieder um seinen Kaiser versammelt, heute ist ein Frühlings-

anfang für unsere vaterländische Geschichte, der Anbruch eines Tags, an welchem die Sonnenwärme der Liebe und Treue so Gott will mit steigender Macht alle Mächte der Finsterniß überwinden und alles Nachtgevögel verjagen wird.

Das ist die Weihe des Siegs und in der Weihe liegt auch die Bürgschaft seiner Beständigkeit. Denn nur bei rohen Stämmen besteht der ganze Sieg im Niederwerfen des Gegners; edleren Völkern ist der Sieg nur Mittel zum Zweck und nur als ein Uebergang zu dauernden Zuständen werthvoll.

Auch die hellenische Siegesgöttin war keine Göttin der Gewalt, keine beutegierige Bellona. Sie war überhaupt keine Göttin für sich, sondern nur eine Eigenschaft der stadtschirmenden Gottheit, deren Segenskraft sich vor Allem darin bewährte, daß sie ihre Gemeinde vor Niederlage und Unehre behütete, und als man später die Eigenschaften der Götter ablöste, um sie als besondere Wesen zu verehren, baute man nach glücklichen Feldzügen nicht der Nike Altäre, sondern der Friedensgöttin, und es war also ganz im Sinne der Hellenen gedacht, als unser König nach der Uebergabe von Paris anordnete, daß erst der Friedensabschluß als Siegesfest gefeiert werden solle.

Der Werth eines Siegs liegt also in der Beständigkeit seines Erfolgs, und wie kann es dafür eine bessere Bürgschaft geben, als die, daß der gewonnene Sieg nicht ein einzelnes Gelingen gewesen ist, sondern das Ergebniß einer durch lange Arbeit wohl begründeten Ueberlegenheit. Fragen wir aber nach der Begründung derselben, so sind es gewiß nicht die Massen der Krieger noch die Vorzüge ihrer Waffen, sondern es sind sittliche Eigenschaften und geistige Mächte, welche auf den französischen Schlachtfeldern die Entscheidung gegeben haben, so gut wie bei Marathon und Salamis. Die Hellenen siegten, weil sie Mann für Mann wußten, wofür sie kämpften; jeder Einzelne fühlte, daß das Vaterland auf ihn zähle. Ein solches Heer ist unbesiegbar und darum ist die Sieghaftigkeit eine Eigenschaft, für deren Bewahrung ein Volk verantwortlich ist. Und dies führt uns auf den Antheil, welchen auch unsere Universität am Siege in Anspruch nehmen darf, und zwar

nicht nur durch unsere Amtsgenossen, welche das Glück hatten sich am Feldzuge persönlich betheiligen zu können, auch nicht nur durch unsere Studenten, welche ihrer Väter würdig sich wie 1813 und 14 aus diesen Hörsälen zu den Fahnen drängten und ihr jugendfrisches Leben für das Vaterland einsetzten, sondern auch durch die gesamte Thätigkeit unserer Anstalt. Denn der Geist, den wir hier zu pflegen haben, ist derselbe, welcher zu jeder ernsten Lebensaufgabe tüchtig macht; es ist keine aus vielerlei Stücken künstlich zusammengesetzte Rüstung, sondern es ist ein geistiger Zug, der Zug zum Ewigen, der Trieb nach Erkenntniß, der Ernst der Ueberzeugung, die Besonnenheit des Urtheils, es ist mit einem Worte der deutsche Wahrheitssinn, dessen volle Bedeutung uns durch den Gegensatz von Neuem recht vor Augen getreten ist.

Denn was ist von Anfang an unserm Feinde verderblicher gewesen als der Mangel an Wahrheitssinn? Verwöhnt und verzogen von den andern Völkern, welche seine Sprache nachsprechen und seine Moden nachäffen und den Grad der darin erlangten Fertigkeit zum Maßstabe höherer Bildung machen, glaubte er in der That einen Vorrang zu besitzen, welchen keine Nation der Erde ihm streitig machen könne. Selbstüberhebung ist der Keim seines Unglücks gewesen; denn darin wurzelt alle Sorglosigkeit und Fahrlässigkeit und jene völlige Täuschung über die Zustände des Nachbarvolks, das man im tiefsten Frieden zu überfallen wagte.

Der deutsche Wahrheitssinn ist zweitens ein Geist der Freiheit, ein Geist, der sich nicht beugt unter die Macht einzelner Kreise, die sich als Vertreter des Volksgeistes vordrängen, und einzelner Schlagwörter, die als Parolen ausgegeben werden. Nirgends ist pomphafter als im Nachbarlande die Freiheit als Menschenrecht und Staatsprincip proclamirt worden, und nirgends hat man das unveräußerlichste Menschenrecht, das der freien Selbstprüfung, leichtfertiger preisgegeben und nirgends sich auf unwürdigere Weise von unberechtigten Minoritäten knechten lassen.

Endlich, was die Hauptsache ist, die sittliche Macht, welche

in dem Wahrheitssinn liegt. Denn wenn wir etwas mit Stolz unser nennen, so ist es die unauflösliche Verbindung zwischen dem Forschergeiste, welcher unsere Wissenschaften beseelt, und dem sittlichen Zuge, welcher nach den ewigen Zielen und Normen des Lebens sucht. Darauf beruht die Universalität und die Idealität deutscher Geistesbildung. Darum strebt Jeder von uns unwillkürlich über das Fach hinaus zum Allgemeinen, vom Einzelnen zum Ganzen, und Jeder sucht in der großen Bewegung der Geister zu bleiben, welche von der Reformation her ununterbrochen fortwirkt. Es ist kennzeichnend für unsere Bildung, daß sie in dem Momente, wo sie eine national-deutsche wurde, gleich die höchsten Probleme erfaßte und von Fragen anhob, welche sich um das Heil der Seele bewegten. Seitdem kann man Ethik und wissenschaftliche Arbeit nicht mehr trennen, ohne den Charakter deutscher Wissenschaft zu verläugnen, und zu den treibenden Kräften, welche mit der Reformation in unserm Volke lebendig geworden sind, gehört vor Allem das Gefühl eigner Verantwortlichkeit, das Jeder in seinem Gewissen trägt, nicht als einen unbequemen Stachel, sondern als das Unterpfand voller Menschenwürde, als den Sporn rastloser Pflichttreue, als die Bürgschaft einer freien Persönlichkeit, welche die ewigen Gesetze des sittlichen Lebens nach eigener Entscheidung anerkennt. Hier begegnen sich die Männer, welche den verschiedensten Standpunkten angehören, Luther, Lessing, Kant, Schleiermacher. Niemand hat auf deutsches Geistesleben Einfluß gewinnen können, welchem dieser Grundzug fehlte, und es ist im Grunde ein Zug des Geistes, welcher den Denker zwingt vor keinem Probleme zurückzuweichen und der unsern Soldaten antreibt, mit ruhigem Schritte dem Kugelregen entgegenzugehen oder mit erkaltender Hand das Banner zu umklammern, das er für König und Vaterland zu tragen hat. Ja, darin erkennen wir recht die geschichtliche Aufgabe unseres Volks, daß es die scheinbaren Gegensätze von Freiheit und Gehorsam, von persönlicher Unabhängigkeit und sittlicher Gebundenheit überwinde; es soll den Wahn zerstören, als ob das die besten Weltbürger seien, die nur an

das Weltliche denken, und das die besten Staatsmenschen, welche nicht über den Staat hinausdenken; es soll den Beweis liefern, daß das Volk das stärkste ist, in welchem das Gewissen am lebendigsten ist und welchem die ewigen Gesetze des sittlichen Lebens bei jedem Schritte vor Augen stehn.

Mit der Reformation haben sich die Wege getrennt, welche die Völker gegangen sind; heute zeigt es sich, mit welchem Erfolg.

In unserm Nachbarstaate hat man mit rücksichtsloser Energie dahin gearbeitet, daß mit dem Namen Frankreich das Höchste bezeichnet werde, was ein Franzose denken könne. Man hielt es für einen die Volkskraft lähmenden Idealismus, für unpatriotischen Schwärmergeist, wenn der Einzelne dem Staatswillen gegenüber sein Gewissen geltend machen, wenn Jemand Gott mehr als den Menschen gehorchen wolle. Man glaubte dem Vaterlande einen Dienst zu erweisen, wenn man diejenigen, welche den Muth hatten für ihren Glauben zu sterben, als Rebellen ausrottete; man hielt die Unterdrückung der Gewissensfreiheit, die Verengung und Verödung des geistigen Lebens für einen Gewinn, wenn nur die Allgewalt des Staatsgedankens gefördert werde. Diesem Zwecke zu Liebe hat man das Blut, von dem wir sagen dürfen, daß es das reinste und edelste des Landes war, in Strömen vergossen.

Der augenblickliche Erfolg war ein großer und vielbewunderter, und wie häufig hat man der allgewaltigen Concentration Frankreichs gegenüber die idealistische Zerfahrenheit der Deutschen beklagt oder verächtlich angesehen!

Aber das Ende?

Wir sind gewiß fern davon, dem so tief gedemüthigten Volke jetzt mit pharisäischem Selbstgefühle richtend gegenüber treten zu wollen. Aber je weniger die gegenwärtige Generation für des Uebels Ursprung verantwortlich ist, um so offener dürfen wir unsere Ueberzeugung aussprechen, daß die schwersten Schäden des unglücklichen Landes, die Despotie eines hauptstädtischen Pöbels, die Unfreiheit der öffentlichen Meinung, das trostlose Schwanken zwischen Unglauben und Aberglauben

die Nemesis ist für das Blut der Hugenotten, und daß Frankreichs Niederlage mit der Unterdrückung desselben Geistes zusammenhängt, dessen voller Entfaltung unsere Nation ihre Siegeskraft verdankt.

Bewahrung der Siegeskraft, Bürgschaft des Siegerglücks — das ist seit ältesten Zeiten ein Problem menschlichen Nachdenkens, der Inhalt philosophischer und politischer Betrachtungen der verschiedensten Art. In zwei Punkten aber stimmen sie wohl alle überein; sie erkennen die Friedenszeiten als die Zeiten des Völkerglücks und bezeichnen den Wankelmuth als das Kennzeichen der Siegesgöttin, deren Eigenthümlichkeit es sei, an keinem Platze der Erde heimisch zu werden.

So dachten die Alten, und die ganze Geschichte des Alterthums ist ein Weg über Schlachtfelder und zwischen Trümmerstätten. Sie wird von dem Ringen einzelner Großmächte nach unbedingter Gewaltherrschaft erfüllt und da war keine Ruhe möglich, so lange ebenbürtige Staaten einander gegenüber standen.

Erst als die Gegensätze sich abgeschliffen, als eine gemeinsame Bildung, die griechische, und ein gemeinsames Recht, das römische, den Erdkreis umspannte, konnte man endlich an einen auf dauernder Siegeskraft beruhenden Weltfrieden glauben. Wer sollte ihn stören?

Im Innern regte sich kein Widerspruch; die Gränzen waren gesichert. Das gallische Volk, einst der Schrecken Roms, durch Cäsar gebändigt, und als Augustus, aller Parteien Herr, nach Beilegung neuer Unruhen im Frühjahr 13 v. Chr. aus Gallien glorreich in die Hauptstadt heimkehrte, gründete er auf dem Felde des Mars den Altar des Friedens. Damals begrüßte ihn Horaz in schwungvollen Oden als den gottentstammten Hüter des romulischen Volks; damals wurden ihm Statuen errichtet, auf deren Panzer der heraufjahrende Sonnengott die neue Aera, den Anbruch eines neuen Welttags, bezeichnete. Die günstigen Aussichten mehrten sich, als man sah, daß auch wohlgesinnte Männer den Cäsarenthron gewinnen und behaupten konnten, und die Hofkünstler wurden nicht müde

alle bildlichen Vertreterinnen des Friedensglücks, die Felicitas, Securitas, Abundantia um den Thron der neuen Erdengötter zu versammeln. Unter Hadrian schrieb Plutarch seine Schrift vom Siegesglücke der Römer und blickte wie aus einem sichern Hafen unerschütterlicher Weltruhe behaglich in die früheren Zeiten des Glückwechsels zurück. Fortuna, sagt er, die den Assyrern und den Persern schon früh den Rücken gekehrt, habe dann Makedonien durcheilt; sie habe den Ptolemäern und Seleuciden eine kurze Blüthe gegönnt, den Carthagern dann und wann gelächelt — endlich sei sie nach Rom gekommen und habe da ihre Natur verändert; sie habe ihre rollende Kugel verlassen, ihre Flügel abgelegt, die Schuhe ausgezogen, um sich häuslich einzurichten, um ihre wahre und letzte Heimath mit den Schätzen aller Länder und Zeiten auszustatten.

Hundert Jahre später begannen im Norden und Osten die Umwälzungen, welche durchgreifender waren als Alles, was die Alten erlebt hatten, und über den Trümmern der mit Weltbeute überladenen Cäsarenpaläste bauten Bettelmöche ihre schmutzigen Zellen, deren melancholisches Vespergeläute Gibbon auf den Gedanken brachte, das großartigste Spiegelbild vom Verfalle menschlicher Siegesgröße zu entwerfen.

Täuschen wir uns auch wie Plutarch, wenn wir an die Größe unsers siegreichen Volks glauben?

Wir stehen, Gott sei Dank, auf anderem Boden. Wir wissen, daß seit dem ersten Pfingstfeste göttliche Lebenskräfte in den Völkern lebendig sind, so daß sie nicht mehr wie die des Alterthums den Gesetzen der Natur unterliegen und wie die Blätter des Waldes grünen und abfallen. Uns quält nicht die Angst vor dem Neide der Himmlischen, wir haben keine Schutzgötter, welche aus der umlagerten Stadt in das Heerlager des Siegers übersiedeln; wir brauchen für unser Reich, das neu gegründete, nicht mit ängstlichem Augurblicke nach den Wahrzeichen des Himmels auszuschauen, um Bürgschaften für seinen Bestand zu finden.

Es wird uns bleiben, so lange die Deutschen sich selbst treu bleiben und dem Geiste, in welchem sie stark geworden

sind. Und das ist ja die besondere Freude, welcher wir an diesem Siegesfeste so gerne Ausdruck geben, daß die Liebe zur Wahrheit, die der Genius dieses Hauses ist, sich als eine Quelle der Siegeskraft bewährt hat und daß das viel bespöttelte Denkervolk sich nicht umzuwandeln brauchte, sondern daß es mit seinem ganzen Idealismus, mit seinem in Natur und Geschichte sich versenkenden Forscherſinne, mit seiner ganzen Gedankenwelt in den Krieg gezogen ist und nach dem Urtheile unsers Königs und Seiner Heerführer nicht trotzdem, sondern deswegen gesiegt hat.

Auch ist unser Reich kein solches, welches auf Unterwerfung ausgeht und dessen Bestand von der Erschöpfung der umwohnenden Völker abhängt. Es ist von Anfang ein Friedensreich und ein Bollwerk der Freiheit. Den Alten schien die Erde zu eng, um mehrere Herrschaften gleichzeitig zu tragen. Den Großen Alexander stellte man dar, wie er zum Zeus sagte: »Die Erde besorge ich, behalte du deinen Himmel!« In gleichem Sinne wollte Rom herrschen, und überall wo römische Traditionen fortleben, sind immer von Neuem Weltherrschaftsgedanken aufgetaucht. Die Deutschen aber sind die berufenen Vertreter der Völkerfreiheit; sie haben den heiligen Beruf, dem Zwange jeder Weltherrschaft entgegenzutreten, mag er vom alten oder vom neuen Rom, von Römern oder Romanen ausgehen, und je fester wir daran halten, nur unser Volk zu einigen und unsere Volksgüter zu verwerthen, um so weniger brauchen wir vor dem Wankelmuthe des Siegesglücks zu zittern.

Was uns aber am meisten mit frohem Vertrauen erfüllt und dem heutigen Festtage seine besondere Weihe giebt, ist das Bewußtsein, daß in den Ereignissen der Gegenwart nicht der Zufall sein unheimliches Spiel treibt, sondern göttliche Rathschlüsse sich mit wunderbarer Klarheit vor unsern Augen vollziehn.

Oder können wir daran zweifeln, wenn wir der Führung der Hohenzollern nachdenken, wie sie von der schwäbischen Alp niedersteigen mußten, um in langer Arbeit die Stämme des Nordens zu staatlicher Macht zu erziehen, und nun als

Kaisergeschlecht den Brüdern in Schwaben zurückgegeben werden? Wahrlich, wenn sich in der Entwickelung dieser geschichtlichen Verhältnisse nicht das Walten der Vorsehung in einer so unverkennbaren Weise bezeugte, so würde König Wilhelm Sich nie bereit gefunden haben, die Last einer neuen Krone auf Sein Haupt zu nehmen. Er folgte dem göttlichen Rufe, den Er in der Geschichte vernahm.

Wie denkwürdig erscheint uns doch auch die Lebensführung unsres Königs! Glorreiche Jahre des Jünglings, da Er an den gewaltigen Kämpfen Theil nehmen und auf dem Wege, den Scharnhorst gewiesen hatte, lernen konnte, was ein Volk siegreich macht! Dann lange Jahre mannigfaltiger Geduldsprüfung, Zeiten der Stockung, schwüler Beklommenheit und einer auf allen Verhältnissen lastenden Zerrissenheit des Vaterlandes. In aller Stille ist aber unser König rastlos bestrebt gewesen, Sich auf den Beruf, der Ihm möglicher Weise zufallen konnte, ernstlich zu rüsten und hat dabei die Stellung Preußens zu Deutschland vorzugsweise in das Auge gefaßt. Selbst in dem Jahre wildester Aufregung hat Er, durch keine Verkennung irre gemacht, durch keine Ungerechtigkeit erbittert, die deutschen Parlamentsverhandlungen mit gespannter Theilnahme begleitet, wie Seine »Bemerkungen zu dem Gesetz-Entwurfe über die deutsche Wehrverfassung« beweisen.

Unerwartet zur Regierung berufen, wollte Er, der ältere Mann, kein anderes Verdienst in Anspruch nehmen, als daß Er die verwirrten Wege ordnen helfe und Seinem Sohne die Bahn ebne. Und nun liegen die verworrenen Verhältnisse des Vaterlandes wie ein böser Traum hinter uns; was unerreichbar schien, ist verwirklicht. Der preußische Kronprinz hat die süddeutschen Truppen um sein siegreiches Banner gesammelt, der deutsche Reichstag ist im Schlosse der Hohenzollern eröffnet und Deutschland feiert heute den Geburtstag seines Kaisers, der von den Schlachtfeldern Frankreichs zum zweiten Male heimkehrend als Greis vollendet, was Er als Jüngling begonnen hat.

Und sehen wir, wie unser König diese Erfolge, wie sie

selten einem Sterblichen zu Theil werden, entgegengenommen hat, so bewährt sich in vollem Maße, was gesagt ist: Dem Demüthigen giebt Gott Gnade und dem Aufrichtigen läßt er es gelingen!

Dürftige Worte können dem Ruhme unsers Königs nichts hinzuthun noch die Liebe und Treue steigern, welche uns beseelt. Wir fühlen Alle die unaussprechliche Weihe, welche auf dem heutigen Tage ruht. Wir können nichts thun, als daß wir auch unsererseits des Volkes Dank dem Könige aussprechen für alle Sorge, Arbeit und Gefahr, welche Er in dem blutigen Kriege für das Vaterland bestanden hat, daß wir das Gelübde thun, nicht müde zu werden, den deutschen Geist, den siegbringenden, den Geist der Gottesfurcht, der Treue, der Wahrheitsliebe in der Jugend zu pflegen, und endlich Gott zu bitten, daß er über dem theuren Haupte unsers Königs auch ferner in Gnaden walten und Sein Werk für alle Zeiten segnen möge!

XXI.

Die Idee des Königthums in ihrer geschichtlichen Entwickelung.

Niemals ist wohl ein litterarisches Mißverständniß mehr zum Guten ausgeschlagen als der Irrthum Friedrich's des Großen in Betreff der Meinung Macchiavelli's. Denn indem er dem Buche vom Fürsten die Absicht zuschrieb, ein allgemein gültiges Lehrbuch sein zu wollen, wurde er durch die Aufwallung eines edlen Zorns dazu getrieben, eine Gegenschrift abzufassen, in welcher er sich selbst darüber klar wurde, was er vom Berufe des Fürsten halten sollte. Der Antimacchiavell ist von allen seinen Schriften diejenige, deren Entstehung die zufälligste, deren Veranlassung die äußerlichste ist, und doch ist sie der erste und vollste Ausdruck seiner Persönlichkeit; denn er hat sich in ihr als den geborenen Fürsten offenbart, der die Läste-rung seines Standes nicht ertragen kann, und hier tritt er Voltaire und allen französischen Einflüssen zuerst selbständig gegenüber. Es ist keine Gelegenheitsschrift, sondern eine königliche That, indem er das Programm seines Lebens aufstellt, an das er fortan gebunden war. Es enthält aber die Schrift von ihrer Bedeutung für seine Person abgesehen so viel Neues und Eigenthümliches, daß sie in der Geschichte der monarchischen Principien eine Epoche macht, und es dürfte des heutigen Tags, der dem Andenken des großen Königs gewidmet ist,

nicht unwürdig sein, von diesem Standpunkt den Antimachiavell in das Auge zu fassen.

Es giebt aber für den, welcher der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft nachforscht, kaum einen Gegenstand von fesselnderem Interesse als die Geschichte des Königthums. Es ist von Anfang an ein Gegebenes wie Staat und Familie. Kein Mensch hat es ersonnen, kein Volk zuerst bei sich eingeführt, und bis auf den heutigen Tag ist es unmöglich ein Königthum zu schaffen, wie man andere Aemter nach Bedürfniß einrichtet. Es gehört zu den Urformen der Gesellschaft, welche nie verbraucht sind. Im bunten Wechsel der irdischen Dinge hat es sich als die dauerhafteste aller öffentlichen Institutionen bewährt, obgleich keine auf gleiche Weise in den Kampf der Gegensätze hereingezogen worden ist. Und zwar sind es nicht blos die Träger der Krone gewesen, welche sie durch ihre persönlichen Tugenden im Ansehen gehoben oder durch Mißbrauch und Unfähigkeit entwürdigt haben, sondern das Königthum selbst ist bald als die einzige und nothwendige Staatsform angesehen worden, bald als ein unnützer Luxus, dem man bei vorgeschrittener Volksbildung entsagen müsse. Man hat es als den Grundstein staatlicher Macht, als die Bürgschaft wahrer Freiheit und den Hort des öffentlichen Wohlstandes gepriesen und wieder als eine Fessel, die den Fortschritt hemme, und als eine Quelle von Mißbräuchen angefeindet. Man hat den blutigen Sturz des Königthums als einen Triumph der Menschheit gefeiert, und doch haben die, welche stolz darauf waren mit allen Vorurtheilen der Vergangenheit am entschlossensten gebrochen zu haben, zu den schlechtesten Surrogaten des Königthums ihre Zuflucht nehmen müssen und geben uns die ernste Lehre, daß diejenigen Völker am unglücklichsten sind, welche nicht mit und nicht ohne König leben können.

So hat die Idee des Königthums ihren Gang durch die Weltgeschichte gemacht, wie ein Glaubenssatz, welcher angefochten, verworfen, verhöhnt, aber nicht aus dem Wege geschafft werden kann, und da kein geschichtliches Volk umhin gekonnt

hat, dieser Idee gegenüber seine Stellung zu nehmen, so ist die Geschichte des Königthums ein lehrreicher Spiegel für die verschiedenen Zeiten und Volkszustände.

Es geht aber durch die Vorstellungen vom Königthume eine Scheidelinie und bildet bei aller Mannigfaltigkeit im Einzelnen zwei große Gruppen; es ist der Gegensatz des Abend- und Morgenlandes, welcher die Culturwelt des Alterthums beherrscht und auch in die neue Zeit bedeutender hinübergreift, als wir uns dessen bewußt zu sein pflegen; denn es ist nicht bloß ein örtlicher Gegensatz, um den es sich handelt, ein Gegensatz, der nach Gebirgen und Meerstunden bestimmt wird, sondern ein ethischer.

Im Morgenland ist das Königthum eine Thatsache, an der nichts zu ändern ist, eine Nothwendigkeit, der man sich fügt wie einer Naturmacht, die nach unberechenbaren Gesetzen bald Segen, bald Verderben sendet. Beides ist ein Fatum, dem man sich sklavisch unterwirft. Es giebt keine Staaten, sondern nur Reiche; es giebt keine Bürgerschaften, sondern nur Haufen von Unterthanen. Herrscher werden beseitigt und die Dynastien wechseln, aber das Herrscherthum bleibt dasselbe. Der Orient ist nicht im Stande gewesen ein anderes System hervorzubringen; bei allen Gesetzgebungsversuchen bleibt der Sultan ein Sultan und die Annäherung an europäische Culturstaaten kann wohl den Kern des Alten auflösen, aber nichts Neues, Lebensfähiges hervorbringen.

Das Abendland ist der Boden der Arbeit. Es hat Alles vom Orient empfangen, aber nichts gelassen wie es war. Alles ist in der Werkstätte des Geistes umgeschmolzen und neu gemacht. Jedes Volk sucht dem Arbeitsstoffe das Gepräge seiner Eigenthümlichkeit zu geben, aber die Arbeitskraft ist nicht immer dieselbe. Wenn sie nachläßt, so nähert sich das europäische Wesen unwillkürlich dem Orient und läuft Gefahr, in seinen Fatalismus und seine Monotonie zu versinken.

Im Orient hat sich das Herrscherthum von dem Ursprung, in dem es wurzelt, von Stamm und Familie nie gelöst. Es ist die auf das Reich übertragene Hausvatergewalt. Was aber

dem Hausweſen die Weihe giebt, die Gegenſeitigkeit der Liebe und perſönlichen Anhänglichkeit, konnte bei dieſer Uebertragung nicht erhalten werden. Es bleibt nur das negative Element, das Unbedingte eines Willens, welcher nach innen und außen keine Schranke anerkennt. Denn das gehört weſentlich zum Charakter orientaliſcher Despotie, daß nur ein Herr und ein Reich da ſein ſoll, neben welchem nichts Gleichberechtigtes beſteht. Jede Gränze erſcheint wie ein Abbruch, jedes Innehalten als Schwäche und feiges Zurückweichen. Alle Völker ſollen wie in ein Haus geſammelt werden und das Haupt deſſelben der König der Könige ſein, der Eine, welchem die Völker aller Zungen unterthänig ſind, der vom höchſten Gott berufene Herr der Welt. So bekämpften die Achämeniden in Auramazda's Auftrage Griechenland, das von perſiſchen Waffen nie berührte, wie eine abtrünnige Provinz und der Perſerfürſt, welcher nach Xerxes zuerſt wieder den Boden Europa's betreten hat, glaubte ſich, wie berichtet wird, unſerm Kaiſer gefällig zu erweiſen, indem er zu ſeinen Gunſten auf Deutſchland verzichtete.

Die göttliche Autoriſation aber, welche bei allen Dynaſtien des Morgenlandes wiederkehrt, iſt in Aegypten am vollſtändigſten durchgeführt, indem hier der lebende Pharao ſelbſt zum Hausgenoſſen der Götter wird und ſich ſelbſt wie einem Gotte Opfer darbringt. Dafür iſt aber auch ſein ganzes Leben Tag für Tag vom Morgen bis Abend dem Zwange eines von den Prieſtern feſtgeſetzten Ceremoniells unterworfen, ſo daß ihn Diodor ausdrücklich den anderen Fürſten gegenüberſtellt, welche thun könnten, was ſie wollten. So führte die maßloſe Ausnahmeſtellung, welche einem Sterblichen über alle anderen verliehen wurde, dahin, auch dieſem Einen, welcher der allein Freie ſein ſollte, alle Freiheit zu nehmen, und wenn es auch im Orient einzelne wahre Selbſtherrſcher gegeben hat, ſo ſind es doch im Allgemeinen nicht freithätige Individuen, ſondern dunkle, unperſönliche Mächte, Prieſterſchaften und Hofparteien, welche, auf die Macht der Gewohnheit und die Trägheit der

Völker gestützt, von einem unsichtbaren Centrum aus die Schicksale der Reiche bestimmt haben.

In Europa wird Alles anders. Wie die Landmassen sich theilen und gliedern, wie die Sprachen sofort einen reicheren Vocalismus entfalten, welcher dem Bedürfniß nach klarerem Ausdruck entgegenkommt, so tritt auch auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens an die Stelle asiatischer Einförmigkeit die größte Mannigfaltigkeit; Völker und Menschen individualisiren sich und zwischen Volk und Fürst bildet sich ein wechselseitiges Verhältniß. In Epirus beschworen die antretenden Könige einen Vertrag mit dem Volk und bei den Makedoniern war das Königthum von Anfang an ein durch Gesetz geregeltes Amt. In Griechenland ist die ganze Energie des staatbildenden Geistes der Gemeindeentwickelung zugewendet und darum hat es sich unter allen Ländern am meisten von der Urform des Staats entfernt. Doch haben die Griechen zuerst das Wesen des Königthums und seine nach den Nationalitäten verschiedenen Formen philosophisch begriffen, und auch im praktischen Staatsleben ist das Königthum ihnen niemals fremd geworden. Sparta verdankt das Ansehen, welches es bei allen conservativ gesinnten Hellenen genoß, dem Umstande, daß es das heraklidische Königthum an der Spitze seines Staats erhalten hatte, und die Athener bewahrten sich wie einen ehrwürdigen Hausrath patriarchalischer Vorzeit durch alle Stadien einer demokratischen Entwickelung ihren König und ihre Königin. Wo Gewaltherren sich aufthaten, suchten sie ihre Herrschaft dadurch populär zu machen, daß sie sich an die Traditionen des Königthums anschlossen, und als man die schlimmen Folgen einer schrankenlos entwickelten Gemeinfreiheit gekostet hatte, erwachte wie eine Art von Heimweh die Sehnsucht nach einem persönlichen Regiment. Die hervorragendsten Denker der nachperikleischen Zeit waren entschiedene Royalisten; man schaute mit unverhohlener Bewunderung selbst auf die Alleinherrscher der Barbaren. Platon hielt es für die bedeutendste Aufgabe, einen Thronerben philosophisch erziehen zu können und als Philippos den ersten Denker der Zeit an seinen Hof berief,

schien sich erfüllen zu sollen, was den edelsten Hellenen als Ideal vorschwebte. So wie aber Alexander die Schwindel erregende Höhe eines asiatischen Königthrons bestiegen hatte, verschwanden vor seinem Auge die Unterschiede der Völker, die ihm zu Füßen lagen; er vergaß die Lehre des Aristoteles, daß man die Barbaren despotisch, die Hellenen hegemonisch regieren müsse. Er ging auf das ägyptische Vergötterungssystem ein und auch unter seinen Nachfolgern erwies die hellenische Bildung sich unfähig, dem berauschenden Genusse orientalischer Alleinherrschaft zu widerstehen, bis sich in der dritten Generation auf europäischem Boden das makedonische Königthum wieder ernüchterte und in die Wege einer vernünftigen Staatsleitung einlenkte.

Die Römer haben das Königthum noch fruchtbarer für den Staat zu machen gewußt. Sie verdanken ihm ja die dauerhafte Grundlage ihres öffentlichen Rechts; sie haben nicht nur eine Erinnerung an das Königthum festgehalten wie die Athener, und nicht nur in außerordentlichen Fällen zu einem Wahlkönigthum auf Zeit ihre Zuflucht genommen, wie die griechische Aesymnetie war, sondern sie haben ein besonderes Amt in ihrer Republik eingerichtet, um in demselben alle Vollmachten, welche sich aus dem Königthum in die verschiedenen Magistraturen zersplittert hatten, von Neuem zu sammeln, wenn es galt die durch nichts zu ersetzende rettende Macht des Königthums für den Staat in Anspruch zu nehmen.

Diese für Ausnahmsfälle bestimmte Concentrirung der amtlichen Gewalt mußte eine dauernde werden, seitdem sich für das zu einem Weltreiche angeschwollene Stadtgebiet das republikanische Aemtersystem als unmöglich erwies; und als auf den Feldern von Pharsalos und Thapsos die Entscheidung gefallen war, schickte Cicero sich an, die Lehren, welche Aristoteles seinem Zöglinge gegeben, für den neuen Herrn der Welt zu verwerthen.

Aber philosophische Reflexionen waren für die Ausbildung des Cäsarenthums nicht maßgebend, sondern das ansteckende

Beispiel des hellenischen Orients, der, in Schlaffheit und Knechtssinn versunken, jedem Machthaber Weihrauch zu streuen und göttliche Ehren darzubringen bereit war. Auch das Römerthum zeigte sich unfähig, dem betäubenden Gifte zu widerstehen, das mit furchtbarer Schnelligkeit den klaren Geist europäischer Gesittung umdüsterte. Der Sohn des Germanicus ließ sich schon bei Lebzeiten als einem Gotte huldigen, dem neuen Helios, den die anderen Fürsten wie Trabanten umgaben. Der Weltherrschaftsschwindel erschien also mit Despotismus und Abgötterei wieder unzertrennlich verbunden. Die glücklichen Zeiten, in denen die Gegensätze von Alleinherrschaft und Freiheit überwunden wurden, waren nur vorübergehende Lichtblicke, die das Gewölk durchbrachen. Im Ganzen versank nach einem unerbittlichen Fatum das Römerthum, nachdem seine Lebenskraft erstorben, in orientalische Erstarrung und diese Entwickelung vollendete sich, als auch der Boden der Republik verlassen und die schon beim Beginn des Principats beabsichtigte Verlegung der Reichshauptstadt aus Europa an die Schwelle des Orients vollzogen ward. Der römische Cäsar zog sich aus der Gemeinschaft des Volks zurück und ließ sich mit dem geschmacklosen Pomp des orientalischen Herrscherthums umhüllen. Nach hierarchischem Ceremoniell wurde der Hofstaat geregelt und die Hand Gottes, wie sie auf den Münzen Constantin's aus den Wolken ragt, reicht dem Imperator die Krone der Weltherrschaft.

Das römische Imperatorenthum hat auch in die neuere Zeit seinen Einfluß erstreckt. Durch den Anschluß an dasselbe hat sich das deutsche Königthum, welches von Anfang an, wie das der Makedonier, Griechen und Römer, einen staatlichen Charakter hatte und im Verein mit der Gemeinde die Gränzen hüten und die Rechte seiner Angehörigen schützen sollte, wesentlich verändert. Mit der Erhebung zum Augustus traten die orientalischen Ideen, welche als ein verhängnißvolles Erbe aus dem Cäsarenthum übernommen wurden, in die deutsche Welt ein und das tragische Schicksal eines Otto des Dritten lag darin, daß er von dem Taumel maßloser Herrschaftsideen

trunken von der heimischen Sitte sich losriß, wie Alexander, und den Boden unter den Füßen verlor.

Die Idee von einem Herrn und einem Reiche wurde aber um so verhängnißvoller, da sich der Verwirklichung des neuen Imperatorenthums eine zweite Macht gegenüberstellte, welche ebenfalls unbedingte Herrschaft in Anspruch nahm.

Im Oriente hatte das Alleinherrscherthum eine im Ganzen unangefochtene Stellung, weil sich die Priesterschaft wesentlich mit ihm identificirt hatte und das unsichtbare Centrum der weltlichen Ordnung bildete. Jetzt erhob sich eine geistliche Macht, die in ihrem eignen Fürsten gipfelte, welcher sich seinerseits alle Attribute orientalischer Alleinherrschaft beilegte und den Anspruch auf eine die Welt umspannende Herrschaft erhob, der Menschen und Völker unterworfen sind, ohne es zu wollen und zu wissen. Diese Herrschaft sollte freilich eine nebengeordnete und ihren eigenen Lebenskreis verwaltende sein. Indessen konnte sie, als im besonderen Auftrage Gottes handelnd, in der That nicht anders als eine wirkliche Ueberlegenheit in Anspruch nehmen. Wenn daher auch ein Mann, wie Thomas von Aquino in seinem an den jungen König von Cypern gerichteten Regentenspiegel noch so würdig und verständig von dem weltlichen Fürstenregimente spricht, so trägt er doch kein Bedenken die selbst mit aristotelischen Worten unterstützte Schlußfolgerung zu ziehen, daß ein vom kirchlichen Bekenntniß abweichender Fürst dadurch selbstverständlich seines Herrscheramts verlustig gehe.

Dieser Macht gegenüber gab es nun eine zwiefache Möglichkeit; man mußte sie als Gegner ansehen oder als Bundesgenossen. Das deutsche Kaiserthum hat den Kampf aufgenommen und ist daran verblutet. In den romanischen Völkern stellte sich das weltliche Fürstenthum in den Dienst der Gegenmacht und erlangte, von priesterlichen Institutionen umgeben, wie es im Orient der Fall gewesen war, den Völkern gegenüber den höchsten Grad von Machtfülle, welcher in europäischen Staaten erreicht worden ist; so die Herrschaft Philipp's II. und seiner Nachfolger, die der Bourbonen in Frankreich, der

Nepoten in Italien. Die Idee des Gemeinwesens, welche für das Königthum des Occidents das charakteristische Merkmal ist, war so weit verloren, daß alle Bewegung nur von Einem ausging, in dessen Person der Staat verkörpert schien.

Was aber an Despotien, geistlichen wie weltlichen, in Europa zu Stande gekommen ist, unterscheidet sich von denen des Orients dadurch, daß hier die Vollherrschaft des Einzelnen die einheimische Regierungsform war; Land und Volk waren damit in Uebereinstimmung und darum konnte auch die maßlose Willkürherrschaft einen harmloseren und patriarchalischen Charakter tragen.

Auf dem Boden europäischer Völker hat sie immer nur durch Umsturz des Bestehenden oder durch Entartung der Völker zu Stande kommen können. Darum wurde bei dem steten Gefühle der Unsicherheit das System eines künstlichen Zwangs viel absichtlicher ausgebildet, und während dem Orient zu allen Zeiten ein gewisses Gehen- und Gewährenlassen eigen gewesen ist, hat man hier, wo zur Freiheit geschaffene Völker niedergehalten werden mußten, alle geistigen Regungen der schärfsten Controle unterziehen müssen.

Solche Politik ist nicht ohne Erfolg gewesen und wenn große Völker, welche aus einander zu fallen drohten, durch straffe Concentration ihre Einheit gerettet und dadurch eine politische Ueberlegenheit über ihre Nachbarstaaten erlangt haben, sind solche Despotien, so lange sie von Erfolg begleitet waren, mit einem Nimbus von Glorie umgeben gewesen.

Je kleiner die Staaten waren, um so mehr wurde die Tyrannis zu einem Zerrbilde, und zu ihrer Rechtfertigung konnte im besten Falle nichts Anderes vorgebracht werden, als daß bei einer Verwahrlosung aller Landesinteressen, bei zunehmender Sittenlosigkeit und wechselnder Fremdherrschaft kein anderes Mittel vorhanden schien, einer vollständigen Auflösung vorzubeugen. Knechtisch gesinnte Völker müssen dem Loose der Knechtschaft verfallen und können nur durch Zuchtruthen gebessert werden.

So dachte der große Florentiner, als er, an jedem andern

Heilmittel für das unglückliche Italien verzweifelnd, nur noch durch Anwendung der schärfsten Gifte eine günstige Krisis zu erzielen hoffen konnte. Für die Entwickelung seines Vaterlandes war sein Buch ohne Erfolg, aber außerhalb desselben und weit über die Zeit hinaus, in die es eingreifen sollte, hat es durch Jahrhunderte lebendig fortgewirkt, bei Fürsten, Staatsmännern und Historikern das Nachdenken anregend, Zustimmung oder Widerspruch hervorrufend.

Freilich hat es auch bei den romanischen Völkern nie an Stimmen gefehlt, welche dem unbedingten Herrscherthum, ohne seine Nothwendigkeit in Abrede zu stellen, edlere Ziele vorschrieben als das der klugen, macchiavellistischen Consequenz. Petrarca schrieb an den Herrn von Padua, er müsse nicht Herr seiner Bürger sein, sondern Vater des Vaterlandes, er müsse sie lieben wie Kinder, ja wie Glieder seines Leibes, und Fénélon rief seinem Zögling, als er Dauphin wurde, ins Gewissen, daß nicht Alle um des Einen, sondern Einer um Aller willen da sei.

Aber etwas ganz Anderes als diese wohlmeinenden Ansprachen, eine wirkliche Epoche in der Geschichte des Königthums war es doch, als ein deutscher Kronprinz einen Antimacchiavell schrieb und darin nicht etwa bloß die Schärfen milderte, die äußersten Mittel ablehnte und einige Lichtseiten des Fürstenthums geltend machte, sondern ein ganz anderes Princip aufstellte, mit dem er sich unbewußt den edelsten Ideen anschloß, welche jemals im Königthum vertreten gewesen sind, und sich von allen Irrwegen am entschiedensten fern hielt.

Denn Keiner war freier als Friedrich von der unklaren Ueberschwänglichkeit orientalischer Vorstellungen, welche dem Glanze des Königthums wie ein Schatten gefolgt sind, Keiner entfernter von den Ansprüchen auf eine von der Gottheit privilegirte Ausnahmestellung, welche aller menschlichen Verpflichtungen enthöbe. Ihm war das Königthum, wie in Rom und Athen, ein Amt zum gemeinen Nutzen aller Angehörigen, und während er von Höfen umgeben war, in welchen Treibjagden und Prunkfeste die wichtigsten Staatsangelegenheiten waren, und

von Staaten, welche als Anhängsel genußsüchtiger Höfe betrachtet wurden, stellte er seine ganze Person in den Dienst des Staats und übernahm aus eigenem Entschlusse die Last einer ungeheuern Arbeit; denn der Staat, dem er sich weihte, mußte erst geschaffen, ja die Idee des Staats erst wieder geweckt werden. Waren doch damals die besten Deutschen, auch Lessing und Winckelmann, vaterlandslose Menschen! Man hatte sich der Dienstleistung für das Gemeinwesen ganz entwöhnt und kannte kein höheres Lebensglück als ein ungestörtes Genießen, das Jeder nach seiner Weise auffaßte. Eine solche Zeit war es, in der Friedrich den Staat wiederum in den Mittelpunkt unseres Denkens und Handelns stellte und anstatt kleinbürgerlicher Behaglichkeit die Arbeit am öffentlichen Leben als den Zweck unsers Daseins angesehen wissen wollte.

Bei der unbedingten Ueberlegenheit seines Geistes, bei seiner alles Große und Kleine umfassenden Regententhätigkeit hatte er mehr Recht als irgend ein Fürst des achtzehnten Jahrhunderts zu sagen: der Staat ruht auf mir, ich bin der Staat! Aber gerade in diesem Punkt hat er von dem Einflusse romanischer Civilisation am entschiedensten sich losgemacht, nicht in der Theorie vom Staate, in welcher er Rousseau folgte, aber in seinem Handeln, indem er, von dem Zuge eines edlen und reinen Wollens sicher geleitet, dieselbe Ueberzeugung bewährte, welche die Weisen des Alterthums gelehrt hatten, daß der Staat das Ursprüngliche und Ganze sei, dem der Einzelne als Theil und Glied sich ein- und unterzuordnen habe, und in der That war er bereit, wie der alte König von Athen, jeden Augenblick sein Leben für das Vaterland als Opfer hinzugeben.

Er hat seiner Ueberzeugung ein eigenthümliches Gepräge gegeben, indem er mit dem ritterlichen Sinne, den das Alterthum nicht kannte, das »ich dien« als Wahlspruch auf seinen Königsschild schrieb und im Sinne des Christenthums, dessen Lehre ihm für das menschliche Zusammenleben als höchste Richtschnur galt, der Ansicht war, daß der, welcher der Größeste unter den Seinen sein wolle, der Dienende sein müsse.

So ist christliche Demuth mit edlem Fürstenstolz und dem vollberechtigten Selbstgefühl einer genialen Natur in dem Ausspruche vereinigt, daß der König der erste Diener des Staats sei, und dies Wort ist nicht der Ausdruck einer Stimmung, nicht der Nachklang äußerer Anregung, sondern das ungesuchte Ergebniß eigenster Ueberzeugung, mit welcher nach mancherlei Irrungen und Schwankungen der junge Fürst der Schwelle des Throns entgegenging. Er sah den Staat von Feinden umgeben, von inneren Schwierigkeiten eingeengt; er erkannte, daß derselbe sich ausdehnen oder untergehen müsse; er war sich bewußt, daß er persönlich die Ziele des Staats bestimmen, für seine Ehre eintreten und sich im Volke erst die Organe schaffen müsse, um einen deutschen Staat, der in allem Guten voranschreite, zu verwirklichen; er mußte auf viele Mißerfolge gefaßt sein. Dennoch hat er sich nicht gescheut, den höchsten Maßstab aufzustellen, nach dem auch er beurtheilt sein wollte, und er hat den Wahlspruch, den er als Jüngling aufstellte, mit gewissenhafter Treue durchgeführt, ein voller Selbstherrscher, wie ihn seine Zeit verlangte, aber ein Solcher, welcher mit seinen Dienern in Krieg und Frieden unabläßig arbeitete und die Mitglieder aller Stände mehr und mehr zu selbstthätiger Theilnahme an der Arbeit des Gemeinwesens heranbildete.

So hat er das Problem, an welchem die Völker Europa's seit dem Beginn ihrer Geschichte gearbeitet haben, die Verbindung zwischen Fürstenthum und Freiheit, glücklicher als einer seiner Vorgänger gelöst, indem er die über dem Gegensatze schwebende Einheit zur Geltung brachte. Er hat dem Herrscherthum den Charakter gegeben, den es nach Aristoteles auf dem Boden des europäischen Volksthums haben soll, den Charakter der Hegemonie, d. h. der Leitung freier Menschen zu einem gemeinsam erkannten Ziele. Er hat das Königthum vom Schmutze der Selbstsucht befreit, mit dem es behaftet war, so daß es wie ein Goldstück, das lange von Hand zu Hand gegangen war, wieder in seinem wahren Glanze und seinem echten Gepräge kenntlich wurde. Dadurch hat er auch

seinem Hause und seinem Staate die Bahn gewiesen, und so lange in Preußen, durch freie Liebe verbunden, Fürst und Volk den gemeinsamen Dienst für Recht und Wahrheit in Krieg und Frieden mit freudiger Pflichttreue leisten werden, wird der Adler seinen Flug nicht senken. Darum segnen wir das Andenken Friedrich's und sein unvergeßliches Wort: Der König ist der erste Diener des Staats!

XXII.

Große und kleine Städte.

Von allen Universitäten des Vaterlandes ist die unsrige vorzugsweise berufen, den heutigen Tag freudig und dankbar zu begehen, nicht nur weil das Auge des Königs unmittelbar auf uns gerichtet ist, sondern auch deshalb, weil die Blüthe unserer Universität mit der des Staats auf das Genauste zusammenhängt. Denn je mehr mit dem Ansehen des Staats auch das der Hauptstadt im Steigen ist und je mehr die Deutschen sich gewöhnen, von hier die Entscheidung ihrer wichtigsten Angelegenheiten zu erwarten, um so mehr wird auch die Jugend sich angezogen fühlen und den großen Entwickelungen, welche sich hier vollziehen, eine Zeitlang nahe zu sein wünschen. Wir sehen aber der steigenden Bedeutung der Hauptstadt und ihrem Wachsthum nicht mit ungemischten Empfindungen zu; es beschleicht uns vielmehr ein unheimliches Gefühl, wenn unsere Stadt wie nach einer unaufhaltsamen Naturnothwendigkeit immer mächtiger anschwillt. Wohin soll das führen, fragen wir, und wie weit entspricht das großstädtische Leben den geistigen Interessen? Darüber hören wir auch in unseren Kreisen sehr verschieden urtheilen.

Die Einen nennen dasselbe eine Verwöhnung, welche es unmöglich mache, sich jemals wieder in engere Kreise einzuleben, die Anderen sehen darin eine Reihe von Entbehrungen, die sich schwer ertragen. Daher finden wir auf der einen

Seite ein Drängen nach den Hauptstädten, als wenn dort allein Glück und Befriedigung zu finden wäre, andererseits Abneigung, Ueberdruß und Sehnsucht nach anderen Lebensformen. Wie dieser Widerspruch zu beurtheilen sei, ist eine Frage, deren Erwägung des festlichen Tags nicht unwerth erscheint, zumal wenn wir ihr auf dem Wege geschichtlicher Betrachtung näher zu kommen suchen und wenn sich dabei auch für unsere Gemeinschaft einige Gesichtspunkte ergeben sollten, deren Beherzigung der Würde des Tags entspricht.

Die Abneigung gegen die großen Städte ist kein persönliche Laune Einzelner, sondern es liegt ihr etwas Allgemeines und Angestammtes zu Grunde; sie liegt uns Deutschen im Blute. Wir kennen unsere Altvordern nicht anders, als daß sie allem Stadtleben abgeneigt waren, und zwar mit vollem Bewußtsein. Sie sahen es als eine Falle an, in der sie zu Schaden kommen müßten, als ein der Gesundheit des Volks drohendes Gift. Wie das Wild im Gehege seines angestammten Muths vergesse, so glaubten sie innerhalb städtischer Mauern entarten zu müssen.

Bei weiterem Umblick finden wir, daß das Widerstreben gegen gedrängte und geschlossene Wohnsitze nicht den Germanen allein eigen ist, sondern allen mit ihnen verwandten Volksstämmen, und zwar ist das vorstädtische Leben derselben kein durchaus vorgeschichtliches, so daß man sich denken könnte, es stamme das Bild desselben aus einer Zeit, wo man, vom Stadtleben übersättigt, die Gründung von Städten als eine Art Sündenfall ansah, welche die Menschen klüger und geschickter, aber auch unreiner und unglücklicher gemacht habe: sondern man kann Glieder des großen Völkergeschlechts noch heute in solchem Zustande nachweisen. Als im Anfange dieses Jahrhunderts der erste Europäer die Thäler von Kabul bereiste, fesselten ihn die in voller Ursprünglichkeit erhaltenen Gauverfassungen der dortigen Stämme, und unser trefflicher Historiker Wilken machte sofort darauf aufmerksam, daß sich hier ganz ähnliche Verhältnisse vorfänden, wie sie Herodot und Xenophon von den Persern, Tacitus von den Germanen meldeten.

Wir brauchen aber nicht so weit zu gehen. Bei Völkern ist es ja möglich, sie gleichzeitig und in benachbarten Räumen auf verschiedenen Entwickelungsstufen kennen zu lernen, und so zeigt uns die griechische Geschichte, welche durchsichtiger und übersichtlicher als irgend eine andere vor unsern Augen liegt, in Arkadien und andern Binnenlandschaften beiderlei Volkszustände neben einander, so daß die ländlichen Kantone dazu dienen, die in den Städten rascher aufgezehrte Kraft zu ersetzen. Ja, nicht nur im Lande, sondern auch in seinen Bewohnern finden wir, so zu sagen, die beiden Culturstufen gleichzeitig vereinigt, wenn wir den Arkader Philopoimen die Staatsgeschäfte mit der Arbeit am Pfluge und im Weinberge an demselben Tage verbinden sehen. Dies ist ein Ueberrest altpelasgischer Sitte, der gemeinsamen Grundlage italischer und griechischer Cultur, derselben Sitte, auf welcher Roms Größe ruht. Es ist das energische Festhalten am bäuerlichen Leben, die Anhänglichkeit an die eigene Hufe, welche viele Generationen hindurch bei einem Geschlechte verbleibt, der stärkende Ruheplatz für den vom öffentlichen Dienste Ermüdeten, der Ort der Sammlung für neue Wirksamkeit.

Italien zeigt dieselben Gegensätze wie Griechenland zwischen den in städtischer Entwickelung voraneilenden und den in bäuerlichem Stillleben verharrenden Stämmen. Aber das Sonderleben der Stämme war dort von der Natur nicht in gleicher Weise geschützt und deshalb mußte das Ringen gegen das Uebergewicht der Latiner und der durch sie vertretenen städtischen Concentration so erfolglos bleiben. Aber merkwürdig ist, wie beharrlich dennoch der Widerstand der Italiker gegen die hauptstädtischen Ansprüche war und wie energisch der Kampf der Unabhängigkeit geführt wurde, nicht nur mit blutiger Waffe, sondern auch mit dem Schwerte des Geistes. Die Satire wurde schon durch Lucilius ein Organ der Opposition der Landschaft gegen die Stadt. Varro, der Sohn des sabinischen Hochlandes, des italischen Arkadiens, klagt bitter, daß man ihn aus seinem reinen Leben in den Schmutz des Rathauses hereingezogen habe, ja noch zur Zeit Trajan's tritt

uns der trotzige Unabhängigkeitssinn des Volskers in Juvenal entgegen, der sich aus dem Gewühle der Stadt nach seinem Aquinum zurückzieht und in jener Satire, welche eine ganze Nachkommenschaft ähnlicher Gedichte hervorgerufen hat, seinem Unwillen über die Unerträglichkeit einer Großstadt Luft macht.

So verbreitet und so zähe ist nicht nur bei unsern Stammvätern, sondern auch bei den verwandten Völkern die Abneigung gegen städtische Concentration, und es ist daher kein Wunder, wenn auch bei den späten Enkeln von diesem Sinne etwas übrig ist und auch unter ihnen noch Viele sind, welche sich das städtische Leben nicht ohne Einbuße an behaglicher Unabhängigkeit vorstellen können.

Wenn nun die Mauerringe gefallen sind, welche nach germanischer Ansicht den Bürger zum Gefangenen machten, wenn auch von sonstiger Freiheitsbeschränkung innerhalb der Städte im Ernste nicht mehr die Rede sein kann, so muß die Abneigung gegen dieselben, wo sie vorhanden ist, noch andere Quellen haben; sie wird weniger gegen das städtische, als gegen das großstädtische Wesen gerichtet sein; sie wurzelt, wenn ich recht urtheile, in einem ästhetischen Mißbehagen, welches wir nicht als Enkel der taciteischen Germanen, sondern als Schüler der Hellenen, als Zöglinge des klassischen Alterthums empfinden.

Die Hellenen sind die Meister des Stadtbaus; sie sind auch hierin unsre Lehrer und maßgebenden Vorbilder.

Zwar gab es lange vor allen Anfängen griechischer Geschichte großartige Stadtanlagen. Die Städte am Euphrat und Tigris waren Stapelplätze des Flußhandels, der Gebirge und Meer verbindet, und Kreuzpunkte der Caravanenzüge, Mittelpunkte erobernder Reiche und Sitze von Reichsfürsten, deren Hofpersonal schon einer Stadtbevölkerung glich. Jeder Dynast baute eine neue Residenz und es wuchsen die Städte in das Unermeßliche. Drei Tage gebrauchte man um Ninive zu durchwandern und Babel war so weitläufig, daß ein Theil der Stadt in den Händen der Feinde war, während man im Mittelpunkte derselben noch Feste feierte und Reigen aufführte.

Wie anders die Griechenstädte! Die Griechen waren auch hierin ein Kunstvolk, ihre Stadt ein Kunstwerk. Worin zeigt sich aber hier der Charakter des Kunstschönen? Etwa in der Anmuth landschaftlicher Lage oder im Aufwande von Pracht und Schmuck? Keineswegs; der Begriff des Schönen ist ein viel tieferer und geistigerer; er stammt aus der Idee des Maßes und der Ordnung. Das Schöne, sagt Aristoteles, darf eine gewisse Größe nicht überschreiten, denn so wie es nicht mehr überblickt werden kann, geht die Einheit verloren, welche das Viele zu einem Ganzen verbindet. Diese Einheit kann aber keine vollständige sein, wenn die einzelnen Theile da sein oder fehlen und beliebig an dieser oder jener Stelle sich befinden können; sie müssen vielmehr alle in zweckvollem Zusammenhange stehen, jeder an seiner Stelle, einer dem andern unentbehrlich und einem Hauptzwecke dienend.

Darum ist der hellenische Kunstsinn ein Feind alles Willkürlichen und Unbegränzten, ein Feind zufälliger Anhäufung, ein Feind des Massenhaften, weil es Einheit ohne Gliederung ist, und ebenso des Vielen, welches keine Einheit bildet.

So aufgefaßt, findet der Begriff des Kunstschönen seine volle Anwendung auch auf die Stadtgründungen. Die hellenische Stadt ist darauf berechnet, daß sie ein übersichtliches Ganze sei, daß im Theater, auf dem Markte, im Volksversammlungsraume die ganze Bürgerschaft vereinigt sei und daß des Herolds Ruf so wie des Redners Stimme jeden Bürger erreiche. Auf einer mäßigen, aber scharf umgränzten Hochfläche stehen die Tempel der stadthütenden Gottheiten, unten das Stadthaus mit dem Stadtherde, am Markte gelegen; der Markt in der Niederung, wo die Wege vom Binnenlande und vom Gestade zusammentreffen; vor dem Thore am Flusse Stadium und Ringplätze. Die Bürger sollten sich einander kennen und als Glieder einer Gemeinschaft fühlen, damit Jeder vor dem Anderen sich scheue, Herkommen und Sitte zu verletzen. In Familien, Geschlechter und Geschlechtsvereine gegliedert, waren sie um so übersichtlicher. Dennoch vermied man jede Ueberfüllung. Zehntausend war eine normale Bürgerzahl; die

doppelte war das Kennzeichen einer Großstadt und als Athen auf das Dreifache stieg, ging es schon über das Maß hinaus. Auch in Betreff des Stadtumfangs hatte man gewisse Normen; denn es kann doch nicht zufällig sein, daß für drei Städte, Theben, Athen und das schon unter König Servius stark hellenisirte Rom, dieselbe Zahl von Stadien, 43, als Maß des Mauerrings angeführt wird. So ängstlich sorgte man für die Begränzung von Raum und Zahl.

Wie die Hellenen verfuhren, erkennt man am deutlichsten in den Colonialländern. Da wurde z. B. am campanischen Golfe zuerst Kyme gegründet, dann, als die Stadt voll war, eine Meile davon Puteoli, dann weiter in derselben Richtung das erste Neapolis und als auch dies sein Maß erreicht hatte, hart daneben, aber als besondere Stadt, eine neue Neustadt, so daß die frühere zur Palaeopolis wurde. Es war eine Art von Naturtrieb in den Hellenen, der sie keine zu große Menschenanhäufung dulden ließ; so wie diese einzutreten drohte, löste ein Theil sich ab und gründete, einem ausziehenden Bienenschwarme gleich, ein neues Gemeinwesen. Nur so glaubte man Zucht und Sitte aufrecht erhalten zu können, nur so im Sinne des stadtordnenden Apollo zu handeln, des Gottes der Harmonie und des Maßes, nach dessen Satzungen die saubere und übersichtliche Klarheit äußerer Einrichtungen nur ein Symbol jener höheren Ordnung war, welche in der Seele des Einzelnen so wie in der Gemeinschaft der Bürger herrschen sollte.

Diese Art der Ansiedelung war vortrefflich, insofern die Städte zur Ausbreitung griechischer Bildung dienen sollten, höchst unvortheilhaft aber für die Entwickelung staatlicher Macht; denn sie veranlaßte eine fortschreitende Zersplitterung der Volkskraft. Diesem Uebelstande vorzubeugen dienten diejenigen Orte, welche über das nächste Thalgebiet hinaus Machtansprüche geltend machten und Gruppen kleinerer Städte um sich sammelten, Vororte, deren Stellung wiederum darauf beruhte, daß sie Mittelpunkte der Bildung zu werden suchten, wie Samos und Athen zur Zeit ihrer Tyrannen, und wie die Stadt der Mytilenäer, welche die anderen Inselstädte zu über-

wältigen suchten, indem sie alle Anstalten des höheren Unterrichts sich vorbehielten. Hier zeigt sich der erste Versuch, über den Kreis des Kantonalen hinauszugehen, den Charakter des Oertlichen abzustreifen und dem Nationalen einen Ausdruck zu geben.

Indessen handelte es sich hier nur um Einigung benachbarter Stammgenossen. Eine neue Art von Städten erwuchs aus den Orten, wo Angehörige verschiedener Stämme an einem Stadtherde versammelt wurden. Dies geschah in Syrakus, als Gelon eine Menge neuer Bürger hereinzog, dasselbe in den Gründungen des Perikles, dort aus dynastischer Politik, damit die ungeordnete Menge nur in dem Fürstenhause ihren Halt und Zusammenhang habe, hier aus nationalen Gesichtspunkten, um Angehörige verschiedener Stämme mit einander zu verschmelzen. Das wären Großstädte nach dem Maße des griechischen Alterthums, wie auch Athen selbst eine solche werden sollte; Städte, welche bestimmt waren, Reichsmittelpunkte zu werden. So sehr aber auch den Griechen gelungen ist, was durch Gründung von Cantonstädten und durch Erhebung einzelner unter ihnen zu vorörtlichen Städten erreicht werden kann, wirkliche Großstädte haben sie nicht gehabt, weil sie nur Stadtverfassungen, aber keine Reichsverfassungen zu schaffen wußten. Griechische Großstädte sind erst im Oriente zu Stande gekommen, als die Griechen nicht mehr Träger einer eignen Geschichte waren, sondern nur das Material zu weiterer Culturentwickelung.

Was aber die Griechen zuerst mit voller Klarheit erkannt und werkthätig durchgeführt haben, daß die Stadt ein mit künstlerischer Intelligenz geordnetes Ganze sein müsse, dessen Schönheit auf dem Maße beruht: das fühlen wir Alle ihnen nach und erfahren es auch an uns selbst, wenn wir im Vaterlande wandern und in eine Stadt kommen, die beim ersten Anblick den wohlthuenden Eindruck glücklicher Begränzung auf uns macht, eine Stadt, die auf wohl gewähltem Boden wie ein Bild vor uns liegt, wo örtliche Sitte und väterliche Ueberlieferung uns vertraulich anspricht. Nicht ins Unendliche dehnen

sich die Häusermassen und Straßenzüge, sondern die Stadtquartiere lagern sich übersichtlich um hochragende Kirchen, deren Glocken, Allen bekannt und Allen vernehmlich, zu gemeinsamer Freude und Trauer die Bürger stimmen.

Wer kennt nicht den Zauber einer solchen Stadt und wer unter uns fühlt nicht, wenn er ihr angehört, lebenslang ein leises Heimweh?

Aber wir lernen aus der Geschichte, daß es einem Volke, welches nicht nur Cultur entwickeln, sondern der selbständige Träger derselben bleiben und eine dauerhafte Geschichte haben will, nicht fromme, nur Städte nach griechischem Maßstabe zu haben, daß wir also höheren Zwecken zu Liebe bereit sein müssen, auf die Behaglichkeit kleinerer Städte zu verzichten. Freilich lebt es sich leichter, wo die geselligen Beziehungen übersichtlich und alle Verhältnisse durch örtliche Sitte geregelt sind. Man fährt wie auf einem Flusse, von der Strömung getragen, zwischen nahen Ufern, welche bequeme Anfahrten gestatten und leichte Orientirung gewähren. Die Großstadt gleicht dem Meere, wo sich Jeder seine eigene Bahn in den Wellen suchen und die Sterne kennen muß, um sein Ziel zu erreichen. Hier wird erst die Kunst der Schifffahrt erlernt und der Muth erprobt. Je freier der Horizont, desto kühner geht der Blick auf das Große und Ganze; aus der Heimath wird ein Vaterland, wo Leute aus verschiedenen Gauen sich mit einander einleben und ihrer großen Gemeinschaft bewußt werden.

Als die Perser Griechenland überflutheten, da waren es nicht die bäuerlichen Gemeinden, welche den Kampf für die Freiheit aufnahmen, sondern eine Stadt war die Vorkämpferin, dieselbe, welche durch Themistokles zur Großstadt gemacht war, und bis zum Ende ist Athen allein der Herd nationaler Gesinnung geblieben.

Daß Handel, Gewerbfleiß und Kunst großer Städte bedürfen, um zu voller Entwickelung zu gelangen, bedarf keines Nachweises; ich glaube aber, daß die Energie des Willens, welche große Städte in Anspruch nehmen, jeder Art geistiger

Thätigkeit zu gute kommen muß, und wenn es hier mehr Anstrengung kostet, die nöthige Ruhe zu gewinnen, so ist das, was wir uns erringen, dann um so mehr unser eigen, und wir fühlen uns auf dem engeren Besitze um so freier und unabhängiger, gleich den Männern am Seestrande, welche sich durch Dämme der eindringenden Fluthen erwehren. Es liegt im Gegensatze eine wunderbare Macht. Je höher die Wellen des äußeren Lebens gehen, um so mehr tritt auch die Reaction ein, welche wie eine wohlthätige Naturmacht immer darauf ausgeht, in den das Volksleben bewegenden und tragenden Kräften ein normales Gleichgewicht herzustellen; darum werden Weltgetümmel und tiefstes Stillleben, Weltglanz und höchste Einfachheit, Weltlust und strengster Forschernst immer neben einander gefunden werden.

Darum sind die Großstädte nicht bloß Sammelplätze des Erworbenen und Stätten alexandrinischer Bildung, sondern sie sind von jeher auch in hohem Grade produktiv gewesen. Denn die Berührung zwischen verschiedenen Volkselementen erregt eine gewisse elektrische Strömung, ruft höhere Wärme und energischere Lebensthätigkeit hervor. Was für Licht und Weisheit vom alten Babel ausgeströmt ist, wird alle Tage deutlicher. Aber um näher Liegendes anzuführen, die ersten Weltstädte Griechenlands waren die kleinasiatischen Küstenplätze, und wir hätten keinen Homer, wenn nicht in Smyrna Aeolier, Achäer und Jonier zusammengeströmt wären. Milet, der erste Tummelplatz des griechischen Welthandels, war auch die Wiege aller forschenden Wissenschaft. Syrakus wurde durch die Mischung seines Stadtvolks eine Schule des Dramas wie der Redekunst und mitten im Gewühle zeichnete Archimedes seine Kreise. Jene Philosophie aber, nach welcher wir noch heute unsere Gedanken ordnen und unsere Urtheile bilden, ist sie etwa in klösterlicher Abgeschiedenheit zu Stande gekommen oder auf Straßen und Plätzen einer Großstadt? Sokrates war ein eingefleischter Großstädter. Berge und Bäume, sagte er, blieben ihm stumm, aber Unerschöpfliches lernte er an und von den Menschen. Wie die Vorgänger des Sokrates im

Gedränge großer Städte zu Philosophen geworden sind, so konnte man sich auch nach ihm keine Philosophenschule außerhalb Athen denken. Die höchste Blüthe nationaler Dichtung, das Drama, das ernste wie das komische, konnte nur in der großen Stadt sich entwickeln. Ja selbst die Dichtungsarten, welche aus der Uebersättigung an städtischer Cultur und aus dem Widerspruche hervorgingen, sind in den Großstädten entstanden. Theokrit lebte bald in Alexandrien bald in Syrakus, und der polternde Satiriker aus Aquinum war immer wieder in der lärmenden Subura zu finden.

Bei allen leicht fühlbaren Uebelständen giebt doch das großstädtische Leben gewisse Bürgschaften für gesunde Entwickelung, wie sie sonst nicht zu finden sind. Die Bewegung derselben ist das beste Mittel gegen jede Einseitigkeit; sie duldet nicht, daß gewisse Stimmungen dauernd vorherrschen oder krankhafte Verstimmungen chronisch werden. Sie bringt Menschen aller Stände zusammen, sie leitet den Einzelnen immer vom besonderen Fache zu den allgemeinen Interessen des Vaterlandes und der Menschheit zurück; sie befreit von Vorurtheilen, sie läßt Kleines und Großes im richtigen Verhältnisse auffassen. Gewiß weiß man nirgends mehr als bei den Deutschen die in jeder anderen Zunge unaussprechliche Gemüthlichkeit zu schätzen, deren sich die kleineren Städte vorzugsweise rühmen. Um so unbefangener ist daher das Urtheil, welches die Sprache fällt, indem sie mit dem Worte »kleinstädtisch« einen sehr bestimmten Tadel ausspricht, dem entgegengesetzten Worte aber keine Nebenbedeutung anhängt.

Großstädte sind die Plätze, wo nicht nur die nationale Bildung Abrundung und Vollendung erhält, sondern auch die Uebergänge zu neuen Bildungsformen sich vorbereiten, wo geschichtliche Mächte sich zuerst als solche offenbaren und weltbewegende Ideen zum Durchbruche kommen. Während die Athener unter Demosthenes' Leitung ihr Blut hingaben für die Größe von Athen, hatte sich hier schon eine durchaus andere Anschauung Bahn gemacht, welcher die Macht der einzelnen Stadt gleichgültig war gegen die Ausbreitung der dort ge-

reisten Cultur, die Idee des Hellenismus. In den Großstädten aber, welche diese Idee in das Leben gerufen hat, zeigte sich wiederum zuerst, daß die Ausbreitung griechischer Bildung einen höheren Endzweck habe, als die Verherrlichung des Griechenthums; sie wurden inmitten der Landschaft, welche im Schatten des Heidenthums verharrte, die Urorte der christlichen Welt, und die Prachtstadt am Orontes war es, wo eine Christengemeinde zuerst so ansehnlich wurde, daß man ihre Anhänger wie ein besonderes Volk anzusehen und zu benennen anfing.

Im Alterthum herrscht eine Art von Selbstaufopferung der Völker. Sie gehen unter, nachdem sie dasjenige hervorgebracht haben, was, als ihr besseres Theil, Gemeingut der Menschheit werden soll, ihr Recht, ihre Kunst oder Wissenschaft. In der neuen Welt ist kein solcher Gegensatz zwischen nationaler und menschlicher Bildung. Wir können also den großen Aufgaben, welche uns obliegen, um so freudiger ins Auge schauen, und je mehr wir aus der Geschichte lernen, welche Bedeutung für nationale Einigung, für nationale Bildung und für wichtige Fortschritte menschlicher Cultur die Großstädte haben, um so höher werden wir von dem, was wir zu leisten haben, denken. Nicht als wollten wir einen Rang vor Anderen in Anspruch nehmen; unser Vorrecht soll kein anderes sein, als daß wir unter größeren Schwierigkeiten und auf einem ausgesetzteren Posten das Banner der Wissenschaft zu halten haben. Hier ist nicht, wie in eigentlichen Universitätsstädten, Alles zum Vortheile des Gelehrten und seinen Lebensbedürfnissen entsprechend eingerichtet; vielmehr muß er unter mancherlei Ungunst seinen Zielen treu zu bleiben und die Uebelstände einer Großstadt durch weise Oekonomie der Kräfte auszugleichen suchen. Aber mit den Schwierigkeiten wächst die Lebenskunst, mit dem Widerstande die Kraft. Wir fühlen, daß den Geschäften des Tages gegenüber, welche Aller Gedanken in Anspruch nehmen, die zeitlosen und idealen Interessen um so energischer vertreten werden müssen. Je lauter und verwirrender die Gegenwart, um so unentbehrlicher ist

der Blick auf das Alterthum und seine stille Größe; je zerstreuender das äußere Leben, um so nothwendiger die Vertiefung des Geistes in sich und das Forschen nach den letzten Gründen. Wo alle Kräfte in voller Anspannung wirken, da muß auch die Wissenschaft ihre ganze Macht entfalten, nicht nur prüfend und sichtend, sondern auch bauend und gestaltend; Irrthum bekämpfend und den Verstand schärfend, aber auch den Geist erhebend, das Gemüth erwärmend, den ganzen Menschen ergreifend, damit allem Tande der Welt das wahrhaft Werthvolle, dem Prunke das Einfache, dem Zufälligen das in sich Nothwendige, dem Flüchtigen und Vergänglichen das Ewige in voller Berechtigung gegenübertrete.

Und wie trotz aller Unruhe des Lebens hier gearbeitet und geschaffen werden könne, davon zeugt der Ruhm eines Alexander von Humboldt, welcher die ganze Fülle des über die Natur der Dinge Erforschten in ihrem kosmischen Zusammenhange umfaßte, der die Fäden aller bedeutenden Forschungen und Untersuchungen in dieser Stadt und in seiner Hand zu vereinigen suchte; davon der Ruhm der Männer, welche hier der Forschung neue Bahnen öffneten. Nicht gehemmt, sondern gefördert durch die große Stadt, haben sie auch die Wissenschaft in großem Stile behandelt und vom Staube der Gelehrtenstube frei gemacht. Sie haben ihren Arbeiten das reine Gepräge klassischer Würde zu geben gewußt, wie Savigny; sie haben mit einem durch umfassende Lebenskenntniß geschärften Blicke das Dunkel entlegener Zeiten erhellt, wie Böckh; und ein Mann wie Schleiermacher — wer kann ihn sich anders denken als inmitten einer von allen Culturinteressen bewegten Hauptstadt?

Die Entwickelung menschlicher Cultur zeigt sich vornehmlich darin, daß Gegensätze, welche früher unvermittelt waren, überwunden werden; auf Ueberwindung derselben und ihrer störenden Einflüsse beruht der Fortschritt zur Freiheit, in welchem wir, so Gott will, stetig begriffen sind.

Wenn die Deutschen einst vor der Stadt als dem Grabe ihrer Unabhängigkeit und Volkssitte ein Grauen hatten, so

sind später die Städte gerade die Plätze gewesen, wo der schwere Bann des Feudalismus gebrochen, wo die bürgerliche Freiheit wie die der Gewissen errungen und dem deutschen Volksgeiste seine Unabhängigkeit wieder gegeben ist.

In Deutschland wie in Griechenland sind es die Städte gewesen, in welchen die edelsten Güter des Volks erworben worden sind. Vor dem einseitigen Stadtleben aber, an dem die Griechen zu Grunde gegangen sind, behütet uns die Liebe zu Wald und Flur, welche wir von unsern Altvordern ererbt haben. In Griechenland haben sich die Bürgerschaften einzelner Städte mit einer Staunen erregenden Energie zu Mächten der Geschichte, ja der Weltgeschichte erhoben, aber es fehlte die sichere Grundlage; je übermäßiger die Anstrengung, um so vollständiger die Erschlaffung, um so aufzehrender die fieberhafte Aufregung, welche den Mangel an Kraft ersetzen sollte. Athen behielt immer einen familienhaften Charakter und ist nie zur Großstadt ausgewachsen.

In Italien wiederum wurde alles geschichtliche Leben, das in Gauen und Städten so fröhlich blühte, durch die auffangende Macht einer Stadt getödtet. Es entstand eine öde Monotonie, wie sie bei uns unmöglich ist. Denn der deutsche Freiheitssinn hat sich keine Metropole, weder diesseit noch jenseit der Alpen, gefallen lassen und wird eine unglückselige Centralisation der geistigen Interessen nie über sich ergehn lassen. Darin also treffen unsere germanischen, wie unsere hellenischen Sympathien zusammen, daß wir, wenn auch die Vergrößerung der Hauptstädte unaufhaltsam fortschreitet, den Einfluß derselben auf das richtige Maß zu bringen und zunächst für uns selbst die Vortheile des großstädtischen Lebens wohl zu verwerthen suchen, ohne den Gefahren desselben zu erliegen.

Das Leben einer bewegten Hauptstadt ist nicht gemacht, die Schwächen zu pflegen, wie sie jeder Stand, so auch der des Gelehrten zu haben pflegt. Es verzieht und verwöhnt ihn nicht; es verlangt eine stete Selbstverläugnung, denn auf dem großen Tummelplatze menschlicher Kräfte kann auch der

Begabteste sich nur als eine unscheinbar wirkende Kraft und seine Leistung als einen Tropfen im Meere ansehen. Aber dadurch fühlen wir unser Streben nicht entwerthet, sondern geadelt, und was in diesem Streben sich zu einander gefunden und mit einander verbunden hat, wird um so fester zusammenhalten, weil es im Gedränge des Lebens geschlossener Reihen bedarf, um solchen Richtungen, welche der Strömung der großen Welt nicht folgen, freie Bahn zu machen. Dann wird von dem, was der Schmuck kleinerer Universitäten zu sein pflegt, das wahrhaft Werthvolle auch uns nicht entgehen; die Freundschaft wird den weiten Kreis mit traulichen Beziehungen durchdringen und dem großstädtischen Leben die wohlthuende Wärme geben, welche zu einem wahren Menschenleben unentbehrlich ist.

Wir Deutsche sind vor Allen dazu berufen, die Vergangenheit zu ergründen, aber das Vergangene nicht nachzuahmen, sondern Höheres zu erstreben. Auch ein Athen kann und soll keine einzelne Stadt des Vaterlandes werden, aber wir können erreichen, was die Athener nie erreicht haben, namentlich Eines, daß unsere Wissenschaft nicht den Bürger dem Staate entfremde, wie es die Wissenschaft zur Zeit Platon's that und dadurch den Staat untergraben half, in dessen Schutz sie groß geworden war. Unsere Universität ist schon durch ihre Lage darauf hingewiesen, daß sie ein unentbehrliches Glied ist in der Reihe der Anstalten, auf denen das Heil des Staats beruht, und je weniger es hier engere Kreise sind, welche unsere Interessen umgränzen, um so völliger schließen wir uns an das Große und Ganze, um so lebendiger fühlen wir, was das Vaterland von uns erwartet.

Und so kehren wir zu dem Anfange und Anlasse unserer Rede zurück, zu dem Gedanken, welcher uns heute hebt und erwärmt, daß nämlich unsere Universität vor allen anderen berufen ist, das Geburtsfest des Königs mit freudigem Danke zu begehen und daß sie stolz darauf ist, bei dem großen Lebenswerke, zu welchem unser König von Gott berufen ist, der fortschreitenden Einigung der deutschen Stämme, dem Werke,

durch welches die deutsche Geschichte vor dem Ausgange der griechischen bewahrt wird, an ihrem Theile mitwirken zu dürfen.

Schmeichelnde Lobpreisung ist nicht im Sinne preußischer Könige, am wenigsten in dem König Wilhelm's. Denn die Geschichte wird viel von Ihm zu sagen haben, aber nichts Schöneres als dies, daß sie keinen Fürsten kenne, welcher den vollen Lorber des Siegers mit anspruchsloserem Sinne erworben und getragen, keinen, der so, von allen persönlichen Rücksichten frei, nur die Sache des Vaterlandes im Auge gehabt habe. Uns geziemt es wohl, diese menschliche Seite an unserm Landesherrn besonders hervorzuheben und uns der sittlichen Weihe zu freuen, welche dadurch Seiner Regierung zu Theil wird. Denn darin liegt auch eine Gewähr dauernden Segens und eine Bürgschaft bleibender Erfolge für das Vaterland.

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00978 8775